

Braunschweigische Heimat .



82. 1527 M

1982

68. Jahrgang · Heft 1 · März

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Universitätsbibliothek
der
Technischen Universität

235

Inhaltsverzeichnis

Der Privathaushalt einer Gandersheimer Fürstäbtissin im Jahre 1711 Von Dr. Kurt Kronenberg, Hildesheimer Straße 2, 3353 Bad Gandersheim	1
Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen, ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung Dialektgeographische Untersuchungen Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig	5
Der Bau einer horizontal angetriebenen Windmühle am Augusttor in Braunschweig im Jahre 1767 Von Joachim Dette, Am Atzumer Busch 47, 3340 Wolfenbüttel	15
Der Anbau vor dem Braunschweiger Tor in Königslutter und seine Förderung durch die Regierung Herzog Karls I. von Braunschweig-Wolfenbüttel in den Jahren 1750–1763 Von Heinz Röhr, Pastorenkamp 12, 3307 Königslutter	20
Die Ausmalung der Kirche St. Petri in Braunschweig-Ölper im Jahre 1981 Von Dipl.-Ing. Kirchenbaurat Norbert Koch, Waller Straße 4, 3301 Lagesbüttel	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1981 Von Dr. Mechthild Wiswe, Jakob-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig	29
Naturschutz-Aktivitäten des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1981 Von Dr. Dietmar Brandes, Allerstraße 7, 3300 Braunschweig	30
Neues heimatliches Schrifttum	31

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690, Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

68. Jahrgang

März 1982

Heft 1

Der Privathaushalt einer Gandersheimer Fürstäbtissin im Jahre 1711

Von Dr. Kurt Kronenberg

Seit 1665, dem Beginn der Barockzeit, wurden im Reichsstift Gandersheim nur noch Prinzessinnen aus regierenden Fürstenhäusern zu Äbtissinnen gewählt. 1693 übernahm die Prinzessin Henriette Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (1669–1753) dieses Amt¹⁾ und richtete eine fürstliche Hofhaltung nach dem Vorbild ihres Vaters, Herzogs Anton Ulrich, ein. Weil dazu die Mittel der Abtei nicht ausreichten, wurden ihr jährlich 4000 Reichstaler aus dem herzoglichen Haushalt bewilligt, über deren Verwendung im Jahre 1711 eine Abrechnung von dem Stifthsauptmann Georg Christoph von Braun erhalten geblieben ist²⁾.

Der Gandersheimer Hofstaat bestand aus drei adligen Hoffräulein, die meist niederdeutsch Frölen genannt werden, ein Fräulein von Witzleben, ein Fräulein von Wallmoden und „das jüngere Fräulein von Witzleben“. Sie erhielten neben voller Verpflegung jährlich 100 Taler, die jüngere 80. Die Äbtissin zahlte der Oberhofmeisterin Frau von Geusau geb. von Rediger, Witwe des Kanonikers Günter von Geusau, 60 Taler, die Pension genannt wurden. Die Haushofmeisterin Langen wurde hingegen nicht aus der Privatkasse besoldet, ebenso die Kammerdiener Voß und Töllner sowie die Lakaien Kesselhut und Fontain, sie werden in der Rechnung nur erwähnt, weil sie Besorgungen ausgeführt hatten. Töllner war zugleich Hofschneider und erhielt „Macherlohn für ein Kleid“. Der Rat (Christian Philipp) Probst erhielt jährlich 100 Taler, ebenfalls als „Pension“ bezeichnet, er war Kanoniker im Stift, Lehnsrat der Abtei und Assessor am Hofgericht in Wolfenbüttel. Kleinere Beträge zwischen 5 und 1 Taler jährlich erhielten „die Licentiatin“, deren Magd ebenfalls bezahlt wurde, der Abteihofkantor Johann Caspar Kückler, der eine Vikarie an der Stiftskirche besaß, die Witwe Öhlers, Arckenstedts Mädchen und der Schüler Benjamin. Die Äbtissin sorgte schließlich für ein Kind namens Andvogel, das Kleidung und Schuhe erhielt und vom Hofkantor Kückler unterrichtet wurde.

Am Hofe lebte in diesem Jahr die Schwester der Äbtissin, die verwitwete Markgräfin Anna Sophia von Baden-Durlach, und die elternlose Prinzessin Christine Sophie von Ostfriesland (meist „von Aurich“ genannt)³⁾, für die 200 Taler von der herzoglichen Kasse überwiesen wurden, dazu 50 Taler für die Kammerfrau Hoffham. Die Prinzessin war die einzige, welche von der Äbtissin ein Weihnachtsgeschenk erhielt: „Silberne Tabatière zum

heiligen Christ“ für 16 Taler. Auch eine Reise nach Braunschweig und Gittelde bezahlte die Äbtissin.

Die Feste in der Abtei nehmen einen beträchtlichen Anteil am Haushalt ein, es kamen Fürsten und Adlige, eingeladen wurden die Honoratioren von Stift und Stadt Gandersheim. In der Rechnung wird das Ludolfsfest genannt, das die Äbtissin 1706 zu Ehren des Stiftsgründers eingerichtet hatte: „Dem Koch, so beim Ludolfsfest geholfen“, ferner die Einführung der Kanonisse Marie Christine von Hohenlohe, wofür eine besondere Rechnung vorliegt⁴⁾, so daß hier nur verzeichnet ist: „Denen Dragonern, so die Wache gehalten bei der Gräfin Hohenlohe Introduction.“ Für besondere Dienste erhielten am Neujahrstage Geschenke: der Stadtpfeifer, die Landmiliz, der Tambour von Monsieur Eimbeck (Kommandeur der Gandersheimer Garnison⁶⁾) und des Erbprinzen Regimentspfeifer. Im September erhielt die Äbtissin Besuch von ihrer Schwester Auguste Dorothea und deren Gatten Fürst Anton Günther II. von Schwarzburg-Arnstadt. Dabei wurden zur Unterhaltung Karten gespielt: „Den 16. September verspielt an Monsieur Schwohl und Ihr Durchlaucht Frau Schwester 4 Taler, den 19. an den Fürsten von Arnstadt 2 Taler 24 Groschen, am 20. an den Fürsten und Georg Christoph von Braun 7 Taler 18 Groschen, am 21. an den Fürsten 1 Taler 24 Groschen.“ Gespielt wurde L’Hombre, denn die Äbtissin schenkte für 6 Taler einen L’Hombretisch an die Schwester in Arnstadt, vermutlich, als sie dorthin reiste. Im Stift spielte sie meist mit der Kanonisse Gräfin Sinzendorff, in Braunschweig verlor sie am 16. August 1 Taler an den Erbprinzen, am 21. August 4 Taler 2 Groschen an die Erbprinzessin. Es handelte sich also um erhebliche Beträge, bemerkenswert ist, daß nur die Verluste in der Rechnung erscheinen, niemals ein Gewinn.

Über ihre Reisen erfahren wir, daß sie nach Braunschweig zur Wintermesse fuhr, im Frühjahr nach Osterode. Am 20. Juli reiste sie mit großem Gefolge nach Braunschweig, mit vier Kutschen, beim Ausladen der Koffer halfen Soldaten. Von dort fuhr sie nach Salzdahlum, dann zurück nach Braunschweig und am 28. August wieder nach Gandersheim, wobei sie in Lutter am Barenberge übernachtete. Den Grund dieser Reise erfahren wir versteckt in den Abrechnungen. Zwischen dem 9. und 16. August schenkte sie nämlich dem „Kammerdiener vom Czarewitsch“ 4 Taler. Damals weilte der Sohn Zar Peters des Großen in Braunschweig und warb um ihre Nichte Charlotte Sophie Christine, Tochter Herzog Ludwig Rudolfs; die Hochzeit fand am 25. Oktober 1711 in Torgau statt⁷⁾. Dafür kaufte die Äbtissin am 14. August ein Stück „weißen moscowischen Dammast“, was offenbar damals Mode war, er kostete 10 Taler. Eine letzte Reise in diesem Jahr ist im Oktober verzeichnet, als sie die Schwester in Arnstadt besuchte.

Für kirchliche Zwecke zahlte die Äbtissin dem Generalsuperintendenten Behm in Gandersheim jährlich 100 Taler, dazu 16 Taler Beichtgeld, siebenmal gab sie je einen Taler in die Armenkasse, einmal Klingelbeutel genannt, dem Priester Voigt 1 Taler Opfergeld und noch einmal 2 Taler, einem Mönch von Gronau und bald danach einem Mönch aus Halberstadt je 12 Groschen, dem Hospital zum Heiligen Geist in Gandersheim 1 Taler 18 Groschen, vielen einzelnen Bittstellern je 12 oder 24 Groschen. Für viele Gandersheimer übernahm sie Patenstellen: bei dem Lakai Kesselhut und dem Kammerdiener Möhlen (28. März), bei dem Wegscheider (6. August), 16 Taler erhielt Dr. Berckelmann als Patengeschenk, wozu die Äbtissin 24 Groschen für die Bademutter und 2 Taler für den Priester

Abb. 1 Äbtissin Henriette Christine,
Tochter des Herzog Anton Ulrichs
von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von 1693
bis 1712 in Gandersheim Hof hielt

Reproduktion eines Ölgemäldes im Kaisersaal
des Abteigebäudes in Gandersheim



Opfergeld fügte. Am 12. Oktober zahlte sie „Herrn (Pastor) Ballenstedt, für des General-superintendenten Behm sein Kind zu taufen“ 2 Taler, der Bademutter 1 Taler. Am 3. Oktober gab sie „Opfergeld, als der Rätin Probst ihr Kind getauft wurde“. Diese war Kammerfrau bei ihr gewesen⁸⁾. Hochzeitsgeschenke erhielten am 14. Juli „die Jungfer Appun“ und am 27. Oktober 1711 die Jungfer (Anna Katharina) Richter, die den Pastor Johann Burchard Syndram in Klein-Freden heiratete.

Leibarzt war Dr. med. Johann Theodor Berckelmann in Gandersheim, Stadt- und Landphysikus⁹⁾, er erhielt 38 Taler im Jahr und ein ansehnliches Patengeschenk, wie bereits berichtet. Dem Apotheker wurden auf Rechnung 14 Taler gezahlt, der Apotheker in Seesen erhielt als Neujahrsgeschenk auf seinen Glückwunsch hin 4 Taler.

Großen Anteil nehmen die Käufe von Kleidungsstücken ein, sie sind nicht immer genau angegeben, manchmal sind die Orte genannt, wo gekauft wurde: Amsterdam, Hannover, Braunschweig, manchmal die Namen der Kaufleute. Erwähnt werden Seide und Goldfaden, Vorsatz-Spitzen, Englische Handschuhe, 32 Ellen Ordensband, 16 Ellen Camoisin Atlas, seidene Halstücher, weißer Batist, Zwirnstrümpfe und Seidenstrümpfe und anderes mehr.

Die Ausgaben der ersten beiden Rechnungskapitel, die bisher geschildert wurden, nahmen mehr als die Hälfte des Haushaltes in Anspruch: „In das Fürstliche Gemach“ 1584 Taler, „An Geschenken“ 654 Taler. Die folgenden Rechnungskapitel umfaßten Ausgaben für Lebensmittel. Zwar lieferten der Abteihof und das Abteigut die Grundnahrungsmittel, aber die Delikatessen mußten gekauft werden. Es waren Kaffee (Pfund 1 Taler), Tee (Pfund 4 Taler), Rheinwein und Branntwein, der zum Bereiten von Likör und zum Einma-

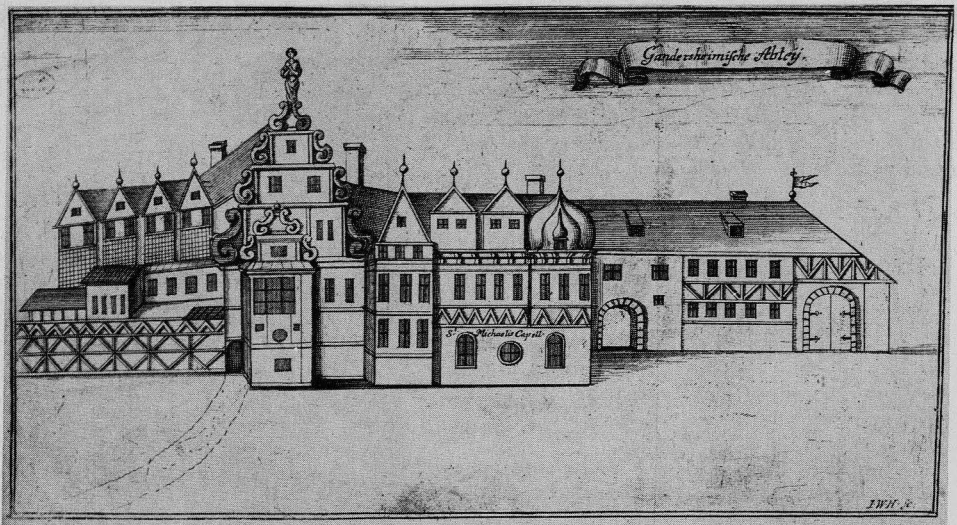


Abb. 2 Die Abteigebäude in Gandersheim zur Zeit der Äbtissin Henriette Christine
Reproduktion eines Kupferstiches aus „Antiquitates Gandersheimenses“ von J. G. Leuckfeld. Wolfen-
büttel 1709

chen von Früchten diene. Man kaufte Zitronen (Stück 2 Groschen), Mandeln (Pfund 1 Taler), Pistazien (3 Groschen), dazu Citronat, Honig, Puderzucker, Rosinen, weißen Ingwer (Pfund 6 Groschen), 1 Hut Zucker (26 Groschen), Welsche Nüsse u. a. Daraus bereitete der Lakai Kesselhut Konfekt, wozu er auch Schlüsselblumen und Violett erhielt, wohl zur Verzierung. An Früchten wurden bezogen: Erdbeeren, Kirschen, Himbeeren, Heidelbeeren, Borstorf Äpfel, Volkmarer Birnen, daraus wurde Konfitüre bereitet. Es gab auch Pflaumenmus, Fliebmus und Kirschmus. Schließlich kaufte man Oliven, Pfefferkörner, Kümmel und für 9 Taler Nürnberger Gewürze.

An Fischen erwarb man von der Domäne Staufenburg, aus Greene und Bornhausen: Forellen, Schollen, Neunaugen, geräucherten Lachs, Sardellen, Heringe, Grimpen, Bückling, Schmerling. Zusätzlich wurde auch Fleisch gekauft, nicht immer näher bezeichnet, nur Rindfleisch wird aufgeführt, auch Speck, von Goslar und von Seesen.

Die Kosten waren: Wein 143 Taler, Bier 240 Taler, Konfekt, Zucker und Gewürze 218 Taler, Fische 45 Taler, Fleisch und Speck 206 Taler. Schließlich wurden für Wachs- und Talglichte 87 Taler ausgegeben, damit die Räume der Abtei festlich beleuchtet werden konnten.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Kurt Kronenberg, Die Äbtissinnen des Reichsstiftes Gandersheim. Bad Gandersheim 1981, S. 135. – ²⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 11 Alt Gan Fb 1 III 39. – ³⁾ Hans Goetting, Das Kanonissenstift Gandersheim. = Germania Sacra VII. 1973, S. 389. – ⁴⁾ Gandersheimer Chronikblätter 1972 Nr. 6. – ⁵⁾ wie Anm. 1, S. 141. – ⁶⁾ Gandersheimer Chronikblätter 1970 Nr. 1 und 2. – ⁷⁾ Theodor Penners, Die falsche Prinzessin Charlotte Christine von Wolfenbüttel. In: Braunschweigisches Jahrbuch 1954, S. 156. – ⁸⁾ Kurt Kronenberg, Äbtissinnen des Barock. Bad Gandersheim 1961, S. 142. – ⁹⁾ Gandersheimer Chronikblätter 1980 Nr. 8.

Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen, ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung Dialektgeographische Untersuchungen

Von Werner Flechsig

Als ich 1957 im 43. Jahrgang unserer Zeitschrift auf S. 6 ff. Gedanken über „Ostfalen als Land der guten Würste“ veröffentlichte, hatte ich mir vorgenommen, nacheinander die verschiedenen, für Ostfalen typischen Wurstarten auf Grund der dialektgeographischen Erhebungen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum zu behandeln. Ich begann noch im gleichen Jahrgang mit der Veröffentlichung meiner Untersuchungen über die „Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen“, von denen auf S. 36 ff. Mett- und Bratwurst, auf S. 74 ff. Schlackwurst und Feldkieker, auf S. 77 ff. Flaumenpümpel, Filster und Flaisenwurst an die Reihe kamen. Im nächsten Jahrgang sollten dann die Blut- und Fettwürste an die Reihe kommen, doch wurde damals diese Absicht nicht verwirklicht, da inzwischen andere dialektgeographische Fragen aus den Bereichen der Flurnamenkunde, des Lebenslaufbrauchtums und der volkskundlichen Sachgüter in den Brennpunkt meines Interesses gerückt waren. So blieb die Erörterung der Blut- und Fettwürste aufgeschoben, wenn auch nicht aufgehoben. Nach 25jähriger Pause will ich das Versäumte nun endlich nachholen.

I. Die Blutwürste

Die Sammelbezeichnung für alle mit Zusatz von Blut hergestellten Würste war in Ostfalen seit alters Rotwurst, mittelniederdeutsch *rode worst* bzw. *rotworst*, neuniederdeutsch *Röt-, Ruot-, Rüt-, Raut- oder Reotwost* je nach der örtlichen Lautentwicklung des mnd. *ōt* (aus germ. *au*). Die meisten frühen Belege für diesen Wurstnamen stammen aus der Stadt Braunschweig. Hier wurde in den Kämmereirechnungen des Stadtteils Sack 1510 z. B. der Betrag von 6 Pfennigen „*vor 2 rode worste*“ gebucht¹⁾. Rotwürste sind nicht selten auch in den Nachlaßinventaren der Bürger verzeichnet, so bei Hermen Brant 1566 „*20 rothworste*“²⁾, bei Andreas Schrader im gleichen Jahre „*Sechs vnd dreißigk rote würste klein vnd groß*“³⁾, bei Johann Märtens 1579 „*19 Rotwürste*“⁴⁾, bei Heinrich Oldebroick 1630 „*47 Rotwürste groß und klein*“⁵⁾. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts erscheinen „Rothwürste“ häufig unter den Fleischpreisen in den „Braunschweigischen Anzeigen“, desgleichen 1778 in einer gedruckten Marktpreisliste für den Hagenmarkt⁶⁾. In einer handschriftlichen Rechnung der Hökerin Johanna Siemann über gelieferte Lebensmittel ist sogar „*ge-reicherte Rothwurst*“ genannt, womit geräucherte gemeint war⁷⁾. Auch in anderen ostfälischen Orten läßt sich die Bezeichnung „Rotwurst“ seit dem 16. Jahrhundert nachweisen. So nennt das Nachlaßinventar des Bauern Johann Schenk in Klein Bartensleben, Kr. Hal-densleben, von 1557 „*8 Rothwürste*“⁸⁾, ein Nachlaßinventar aus Süpplingen, Kr. Helmstedt, von 1754 „*6 Rotwürste*“⁹⁾ und das Nachlaßinventar des Ackermanns Franz Köhler in Mödesse, Kr. Peine, von 1773 „*2 roth Würste*“¹⁰⁾.

Anstelle von Rotwurst erscheint Blutwurst als Wurstsortenname in Ostfalen sehr selten und zwar anscheinend nur in behördlichen, stärker von schriftsprachlichen Einflüs-

sen geprägten Texten, nämlich im Inventar der Harzburg von 1507, wo „*blotworste*“ genannt werden¹¹⁾, in einem Ausgabenregister des Klosters Siegersleben in der Magdeburger Börde von 1576, wo 333 *Mett- und Blutwürste* aufgeführt sind¹²⁾ und in der Fürstlich Wolfenbüttelschen Taxordnung von 1645, die den Richtpreis für „*Blut- und Leberwürste*“ festsetzte. Die Fürstlich Wolfenbüttelsche Ambts-Cammer-Ordnung von 1688 bietet dafür in der „*Cammer-Taxe für Feld- und Gartenfrüchte, Wildpret, Vögel und Fische*“ den Ausdruck „*Schweiß- oder Leber Würste*“, wohl wegen der Verwendung des Wortes Schweiß für Blut in der Jägersprache.

Das Landvolk aber, das solche Sammelbezeichnungen ohnehin nicht gern gebrauchte, sondern lieber jeden Gegenstand nach seiner Eigenart mit einem besonderen, unverwechselbaren Namen zu versehen pflegte, unterschied in Ostfalen die Blutwürste genau nach ihrer Einfüllung in einen Darm, in die Schweineblase oder in einen irdenen Behälter. Bevor ich mich diesen Unterarten der Blutwurst und ihren Namen zuwende, gebe ich hier jedoch erst noch das Rezept für die Zubereitung der Rotwurst wieder, das E. Gerecke in ihrem Buch über die braunschweigische Küche um die letzte Jahrhundertwende mitgeteilt hatte: *„Lunge und Herz werden weich gekocht, fein gewiegt und mit dem in Würfel geschnittenen Fett des Bauchfleisches vermischt. In der Molle mengt man das zurückgestellte Blut hinzu und würzt mit gestoßenem heißen Pfeffer, Nelkenpfeffer, Thymian und Salz und füllt mit der Masse die dicken krausen Därme, indem man beim Füllen mit der Gabel prikelt. Die gekochte, von der Haut befreite, mit einigen ganzen Nelken durchspickte Schweinezunge wird mit dem Rotwurstgut in den dicksten der krausen Därme gestopft. Für eine besonders umfangreiche Rotwurst, die sich bis in den Sommer frisch und saftig halten soll, kann man auch den gut gereinigten Magen verwenden.“*¹³⁾

a) Die Blutwürste im Darm und ihre Namen Pipwost und Wostefâ(d)er

Die *Pîpwost* oder, wie sie in den Ortsmundarten mit diphthongiertem alten *î* ausgesprochen wird, *Pâîp-*, *Paîp-*, *Pöîp-* bzw. *Poîpwost* hat ihren Namen davon, daß die Blutwurstmasse in ein oberes Stück des Schweinedickdarms (*Krüse-*, *Krouse-*, *Krause-*, *Kriusedarm*) gefüllt wird, an dem noch ein Rest des Blinddarms, *Pipe* genannt, haftet. Bekannt waren Wort und Sache bei der Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums von 1954 in den meisten Orten der Landkreise Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel (in Bad Harzburg nur „*Päipe*“ genannt), Goslar, Peine, Hildesheim-Marienburg, Gandersheim, Einbeck und Zellerfeld einschließlich des ehemaligen Rumpfkreises Blankenburg-West (hier in Wieda und Zorge, wo die Konsonanten mitteldeutsch verschoben sind, *Fîf-* bzw. *Fîfenworscht*) sowie im Stadtkreis Salzgitter, ferner auch in einigen Orten der nur stichprobenweise erfaßten Kreise Wanzleben, Haldensleben, Oschersleben, Halberstadt und Wernigerode im Bezirk Magdeburg (insgesamt 13 Orte), Gifhorn (15), Celle (3), Burgdorf (4), Neustadt (1), Hannover (1), Alfeld (11), Hameln (1), Holzminden (11) und Osterode (10). Wort und Sache fehlen dagegen in Danneils Altmärkischem Idiotikon, in Kücks Lüneburger Wörterbuch bis auf einen Beleg aus dem ostfälischen Fallersleben im Hasenwinkel des Kreises Gifhorn, in Westermanns Wörterbuch des Dorfes Baden, Kr. Verden, in Mensings Schleswig-Holsteinischem Wörterbuch, in Frederkings Wörterbuch des Dorfes Hahlen bei Minden, in Schmoeckels und Bleskens Wörterbuch der Soester

Börde, in Woestes Westfälischem Wörterbuch, in Bauers Waldeckischem Wörterbuch, in Vilmars Idiotikon von Kurhessen und in Hertels Thüringer Sprachschatz. Unser Wurstname ist also weder nordniedersächsisch noch westfälisch, weder nordhessisch noch nordthüringisch und kann somit nach Wort und Sache als ein typisch ostfälisches Erzeugnis gelten. In Göttingen-Grubenhagen verstand man übrigens nach G. Schambach unter *pîpwost* 1858 die in den Schweinemagen gefüllte Blutwurst¹⁴⁾, desgleichen unter *pîpworscht* nach E. Damköhler in der Blankenburger Gegend am Ostharz¹⁵⁾ und nach dem von H.-Fr. Rosenfeld herausgegebenen Wernigeroder Wörterbuch¹⁶⁾. Wenn in diesen Gegenden der Wurstname ebenfalls mit dem Bestimmungswort *Pip-* gebildet war, so erklärt sich das daraus, daß nach R. Block auch der oben am Magen haftende kurze Speiseröhrenrest in Eilsdorf am Huy, Kr. Oschersleben, „*piepe*“ genannt wurde¹⁷⁾.

Teils neben, teils anstelle von *Pîpwost* usw. fand sich in 32 ostfälischen Orten die eigenartige Bezeichnung *Wost(e)fâ(d)er*, also ‚Wurstvater‘, für die gleiche Blutwurstart, und zwar nur zwischen der Oker und der Leine. Die Belege verteilen sich auf die Kreise Braunschweig (Bodenstedt), Wolfenbüttel (Adersheim, Baddeckenstedt, Binder, Groß und Klein Elbe, Hohenassel, Woltwiesche), Goslar (Werlaburgdorf, Steinlah), Salzgitter (Beinum, Hallendorf, Lobmacterßen, Ohlendorf, Watenstedt), Peine (Klein Lafferde), Hildesheim-Marienburg (Adlum, Ahstedt, Bettrum, Hackenstedt, Hary, Heersum, Kl. Himstedt, Holle, Hüddessum, Königsdahlum, Luttrum, Nettlein, Steinbrück) und Gandersheim (Bornum, Jerze, Mahlum). Nach Th. Reiches Angabe aus Adersheim bei Wolfenbüttel nannte man zu Beginn unseres Jahrhunderts die größte und dickste Rotwurst im *Krousdarm* scherzhaft *Wostefäer*, während nach C. Brandt in Schwülper an der unteren Oker *Wostfäder* für die dickste und längste Schlackwurst gesagt wurde¹⁸⁾. Ältere Belege für dieses Wort konnte ich bisher nicht entdecken, wohl aber für „*Piepwürste*“, die schon 1576 in einem bäuerlichen Nachlaßinventar des Amtes Königslutter genannt werden¹⁹⁾. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bringen die ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ auch öfter Verkaufsangebote für „*Piepdärme*“ neben Därmen anderer Art und Zweckbestimmung, so z. B. 1787²⁰⁾.

Anmerkung:

Zumindest in der Wolfenbütteler Gegend ist die *Pîpwost* auch unter dem Namen *Döpowost* bekannt. Diese wurde, wenn im Jahr der Hausschlachtung eine Kindtaufe anstand, auf dieser verzehrt. Auch empfahl man Eheleuten, die kinderlos waren, kräftig von dieser Wurst zu essen, um so Kindersegen zu erreichen. Ausgangspunkt dieser Vorstellungen war, daß der Rest des Blinddarms mit dem männlichen Geschlechtsteil verglichen wurde. M. Wiswe

b) Die Blutwürste in der Schweinsblase: Kugel- oder Blasenwurst, Kunkel- oder Kugeldicke

Während die *Pîpwost* in verhältnismäßig weichem und frischem Zustand verzehrt wurde, handelte es sich bei der ostfälischen *Ku(ge)l-* oder *Bläsenwost* um eine dauerhafte Blutwurst, die man hart werden lassen konnte, weil sie, in die Schweineblase gefüllt und geräuchert, ähnlich lange haltbar war wie unter den Fleischwürsten die *Slackwost* im Schweinemastdarm oder der *Pümpel* in der zusammengenähten Netzhaut des Schweine-

bauches. Der Name *Kū(ge)lwost*, der dort, wo altes langes u in der Ortsmundart diphthongiert erklingt, *Koul-*, *Kaul-*, *Kiul-* oder *Küulwost* ausgesprochen wird, bezieht sich auf die kugelförmige Gestalt der mit Wurstmasse gefüllten Blase und ist ebenfalls wie *Pipwost* usw. über weite Teile Ostfalens von den Kreisen Wanzleben, Halberstadt und Helmstedt im Osten bis in die Kreise Holzminden und Einbeck an der oberen Weser im Westen verbreitet, jedoch längst nicht in so vielen Orten. Er ließ sich durch die Umfrage von 1954 nämlich nur in 197 von rund 450 befragten Orten nachweisen. An seiner Stelle erscheint der synonyme Name *Blâsenwost* in insgesamt 49 Orten der Kreise Helmstedt (8), Braunschweig (11), Wolfenbüttel (3), Goslar (4), Salzgitter (1), Hildesheim-Marienburg (2), Alfeld (1), Gandersheim (9), Holzminden (2), Einbeck (4) und Blankenburg-West (4: *Blosen-* bzw. *Plosenworscht*). Vereinzelt kommt stattdessen auch *Builwost*, d. h. ‚Beutelwurst‘, vor, und zwar in den Kreisen Peine (Clauen, Gadenstedt), Hildesheim (Harsum, Hönnersum) und Gandersheim (Ildehausen, Opperhausen, Rittierode), also nur zwischen Oker und Leine. Ganz für sich allein steht *Kittelworscht* in Walkenried, Kr. Blankenburg-West, am Südrande des Harzes.

Aus 45 ostfälischen Orten wurde 1954 die merkwürdige Bezeichnung *Kunkeldicke* für die Blutwurst in der Schweineblase gemeldet, die vermutlich auf eine gewisse Ähnlichkeit der Wurstform mit dem auf dem Wockenstock des Spinnwockens aufgesteckten Flachsbündel anspielt. Das mittelalterliche Wort *Kunkel* für den Spinnwocken ist zwar als Appellativ längst aus dem mundartlichen Wortschatz Ostfalens geschwunden, lebt aber hierzulande noch fort in der von Th. Reiche um 1900 gebuchten Zusammensetzung *Kunkelfouseräie* für ‚absichtliches Verdrehen, Verwirren oder Verbergen eines Tatbestandes‘. Aus Göttingen-Grubenhagen hatte G. Schambach dafür 1858 die Form *kunkelfûsen* pl. gebucht. Der Wurstname *Kunkeldicke* ist bezeugt in den Kreisen Helmstedt (10 Orte), Gifhorn (2), Braunschweig (2), Wolfenbüttel (10), Goslar (8), Peine (1), Gandersheim (4) und Einbeck (2). Als Kreuzung zwischen diesem Wort und *Kū(ge)lwost* erscheint schließlich die Ausgleichsform *Kügeldicke* im Bezirk Magdeburg (Kl. Wanzleben, Ohrleben, Wackersleben) und in 7 an den Kreis Oschersleben angrenzenden Orten des Amtsbezirks Schöningen, Kr. Helmstedt (Alversdorf, Beierstedt, Dobbeln, Offleben, Söllingen, Twiefelingen, Wobek). Sowohl *Kunkel-* und *Kügeldicke* wie *Kū(ge)l-* und *Blâsenwost* fehlen nach Ausweis der eingesehenen Mundartwörterbücher in der Altmark, im Lüneburgischen, in Schleswig-Holstein, in Baden, Kr. Verden, in Hahlen, Kr. Minden, in der Soester Börde und nach Woeste im westfälischen Siegerland, im Waldeckischen, in Kurhessen und in Nordthüringen. Es sind also auch die 4 genannten Namen für die Blutwurst in der Blase wie die vorher behandelten Namen für Blutwürste im Darm offensichtlich ostfälische Eigenprägungen. Ihr Geltungsbereich ist allerdings, wie schon angedeutet, weit weniger umfassend als derjenige der Namen für die Blutwürste im Darm.

In 125 befragten ostfälischen Orten waren keinerlei Namen für Blutwurst in der Blase angegeben worden, und in einem Teil dieser Orte war auf dem Fragebogen ausdrücklich vermerkt worden, daß es dort eine solche Wurstart nicht gebe. Aus 12 Orten wurde darüber hinaus gemeldet, daß die Schweineblase nur zur Füllung mit Sülze benutzt werde, nämlich aus Neubrück im Kr. Braunschweig, Eltze, Groß Ilsede und Wehnsen im Kr. Peine, Ahstedt, Bodenburg, Einum, Klein Himstedt, Nettlingen und Wöhle im Kr. Hildes-

heim-Marienburg, Immensen und Portenhagen im Kr. Einbeck. Es fällt auf, daß Blutwurst in der Blase hauptsächlich im Norden und Westen Ostfalens selten ist, denn von den 125 Orten, die Fehlanzeige erstatteten, entfallen fast zwei Drittel auf die Kreise Peine (25 Orte), Hildesheim (29) und Gandersheim (20). Alte Belege fand ich bisher weder für die Kugel- oder Blasenwurst noch für Kunkel- oder Kugeldicke. Gleichwohl muß diese dauerhafte harte Blutwurst in der Schweineblase schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts als eine ostfälische, zum mindesten braunschweigische Spezialität gegolten haben, da sie gleich der Braunschweiger Schlackwurst auch außerhalb unseres Landes begehrt war und in andere deutsche Landschaften ausgeführt wurde. Darüber sagt Pierers Universallexikon 1853: *„Braunschweiger Wurst ist Blut- und Cervelat-Wurst, welche im Braunschweigischen verfertigt wird und wegen ihrer Vorzüglichkeit geräuchert, einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht; auch nennt man Braunschweiger-Wurst solche, welche nach Art der braunschweigischen verfertigt ist; daher besonders im Brandenburgischen Blut-Wurst, welche ohne Zuthat von Semmel gestopft und größtentheils geräuchert gegessen wird.“*⁽²¹⁾

c) Die Blutwürste in irdenen Gefäßen und ihre Namen Grütt(e)wost und Pottwost

Wurde die Blutwurstmasse mit Buchweizen- oder anderer Grütze vermengt, um sie zu strecken, so war sie nicht lange haltbar und wurde daher nicht in einen Darm oder in die Blase gefüllt, sondern bis zum baldigen Verzehr lose in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Ihre Öffnung wurde vorläufig mit Leinengewebe oder einem anderen geeigneten Material verschlossen, wenn die Wurst nicht gleich nach dem Schlachten genossen werden sollte. In der braunschweigischen Küche wurde sie nach E. Gerecke *„Pott- oder Grütwurst“* genannt und folgendermaßen hergestellt: *„Man läßt ein bis anderthalb Kilo Buchweizengrütze in der Wurstbrühe aufquellen und rührt nach dem Weichwerden anderthalb Liter Blut daran, bis es gar ist, fügt noch etwas in Würfel geschnittenes Bauchfleisch, etwas Rotwurstgut und als Gewürze Salz, heißen und Nelkenpfeffer und Thymian bei. Die Grütwurst wird wie Semmelwurst in der Pfanne mit Butter und Schmalz gebraten“*⁽²²⁾. Diese Art Blutwurst hieß 1952 in 261 befragten ostfälischen Orten vom Magdeburgischen bis hin zur Oberweser und zum Südharz *Grütt(e)wost* bzw. – in lenierenden Ortsmundarten – *Grüddewost* oder – in entrundenden Ortsmundarten – *Grütt(e)wost* bzw. *Griddewost* oder *Gritzworscht*.

Von diesen Orten kannten 21 daneben auch die auf den Behälter der Wurstmasse hinweisende Bezeichnung *Pottwost*, die in 92 weiteren ostfälischen Orten als alleiniger Name der Grütwurst angegeben wurde, und zwar hauptsächlich östlich der Oker in den Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Braunschweig und Wolfenbüttel. Von den 35 Orten, die im Westen zwischen Oker und Weser *Pottwost* als bekannt gemeldet hatten, liegen allein 23 zwischen Oker und Innerste, und da im Magdeburgischen der Name *Pottwost* auch nur sehr vereinzelt nachzuweisen war, nämlich in 2 von 14 befragten Orten, und im Nordharzer, Wernigeröder und Holzland-Ostfälischen Wörterbuch nicht vorkommt, scheint er im wesentlichen dem kernostfälischen Gebiet anzugehören. Allerdings findet sich das Wort *Pottwost* nach Kücks Lüneburger Wörterbuch auch in den an Ostfalen nördlich angrenzenden Teilen der Lüneburger Heide, und zwar in der Namensform *Puttwust* bzw. *-wost*⁽²³⁾. Über die *Pott-*

wost sagte H. Beck 1898 in seinem Idiotikon von Nordstemke bei Vorsfelde im Kr. Helmstedt, sie werde hergestellt aus einer Mischung von gekochtem Schweinefleisch, Fett, Blut und zwei Dritteln Buchweizengrütze, frisch in Schalen gefüllt, später herausgeholt und in der Pfanne mit Fett gebraten²⁴). In Schwülper an der unteren Oker im Kr. Gifhorn wurde nach C. Brandts Chronik von 1912 die *Pottwost* aus dem Rest von Blut und Fett in der Molle hergestellt, der beim Rotwurstmachen übriggeblieben war; sie wurde unter Zusatz von Brühe, Gewürz und Buchweizen gekocht und in großen Mengen angefertigt, um wochenlang den eigenen Haushalt und den der Bekannten zu versorgen²⁵). Wie in anderen Orten im nördlichen Ostfalen galt auch im Flecken Vorsfelde die Pottwurst als eine Art Nationalgericht, das nach den Hausschlachtungen im Winter besonders von den „kleinen Leuten“ wegen seiner Billigkeit in Mengen genossen wurde. Davon hatte Vorsfelde den Spitznamen „*Pottwosthüsen*“ bekommen, der allerdings wohl auch für nicht wenige andere Orte im nördlichen Ostfalen höchst passend gewesen wäre. Übrigens verwandte man mancherorts Buchweizengrütze mit Fleisch und Fett auch zur Herstellung von Würsten in Därmen, wie H. Hoffmann von Fallersleben in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts aus seinem Heimatort mitteilte²⁶).

In 86 befragten ostfälischen Orten waren nach der Umfrage von 1952 weder *Grütt(e)wost* noch *Pottwost* als Wurstnamen bekannt, und es darf wohl angenommen werden, daß dort überhaupt keine Blutwurst mit Zusatz von Grütze hergestellt wurde, auch wenn das nicht ausdrücklich vermerkt wurde, da die Gewährsleute keine anderen Bezeichnungen für eine solche Wurstart anzugeben wußten. Anders im Nordniedersächsischen, wo z. B. in Schleswig-Holstein nach Mensings Wörterbuch *Grüttwurst* „Hauptgericht nach dem Schweineschlachten“ war. In den wohlhabenderen Gegenden Ostfalens konnte davon gewiß nicht die Rede sein, solange die wirtschaftlichen Verhältnisse wertvollere Genüsse beim und nach dem Schlachtest erlaubt. Darauf deuten zwei Bemerkungen aus dem Kr. Braunschweig von 1952 hin. In Destedt wurde Grützwurst „erst seit dem Kriege“ gemacht, in Wahle nur von vertriebenen Ostdeutschen. Aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert ließen sich bisher keine alten Belege für *Grütt(e)wost* und *Pottwost* in Ostfalen beibringen.

II. Fettwürste und ihre ostfälischen Namen

Die Hauptmasse des beim Schweineschlachten anfallenden Bauchfleisches und des sonstigen Fettes wurde in Ostfalen zu besonderen Würsten in Därmen verarbeitet, die ihre Namen teils von dem dabei verwendeten Darm hatten, teils von der Beigabe der Schweineleber. Ihre hiezulande ohne dialektgeographische Grenzen gebräuchlichen Namen sind *Knapp-* bzw. *Knackwost* und *Lewwer-* bzw. *Lēwerwost*. Daneben machte man in manchen Landesteilen, aber nicht überall, auch lose Fettwurst unter Zusatz von eingeweichtem Weißbrot, die wie die *Grütte-* oder *Pottwost* zum raschen Verzehr bestimmt war und meist *Semmelwost* genannt wurde.

a) Knapp- oder Knackwurst

Eine anscheinend nur in Ostfalen bekannte und beliebte Art von Fettwurst war und ist die *Knappwost*, so benannt nach dem Dünndarm, mundartlich *Knappdarm*, in den sie gefüllt wird und durch den sie mit ihrer charakteristischen hellgrauen Farbe hindurch-

schimmert. Die Knappwürste werden ähnlich wie die weichen Mettwürste rund gebunden, aber in verschiedenen Größen, von denen die kleinsten den Kindern der Familie, bei der die Hausschlachtung stattfand, und den Kindern aus der Nachbarschaft, die zum Glückwünschen beim Schlachtfest erschienen, als Geschenk überreicht wurden. Über die Herstellung dieser Wurst, die in neuerer Zeit in vielen Orten, zumal in den Städten, auch fälschlich *Knackwurst* genannt wurde, heißt es in dem schon zitierten Buch über die braunschweigische Küche von E. Gerecke unter der Überschrift „Knack- oder Weißwurst“ folgendermaßen²⁷⁾ : „*Vom garg gekochten Bauchfleisch wird das Fett zum größten Teil abgelöst und der Rot- und Leberwurst zugeführt. Das magere Fleisch mit dem Rest des Fettes wiegt man fein, würzt es mit Salz, Nelkenpfeffer und Thymian und füllt die Masse in die runden Dünndärme.*“ Nachdem die Verfasserin auch die Herstellung der Rotwurst, der Pott- oder Grützwurst und der Semmelwurst beschrieben hat, sagt sie weiter: „*Sämtliche dieser Wurstsorten werden in den Kessel mit der kochenden Fleischbrühe und einigen Eimern klaren Wassers getan. Die Knackwurst wird nur erhitzt, dann herausgenommen und in kaltem Wasser gekühlt. – Rauchenden, Knack- und Leberwürste werden nach dem Abtrocknen in Zugluft nur einige Tage geräuchert.*“ Diese Beschreibung läßt deutlich erkennen, daß die ostfälische Knapp- oder Knackwurst etwas ganz anderes war und ist als das, was man in anderen Teilen Nord- und Mitteldeutschlands unter diesem Namen versteht. Pierers Universallexikon von 1852 hatte nur diese nichtostfälische Art im Sinn bei dem lakonischen Satz: „*Ganz geräuchert heißen die Bratwürste Knackwürste*“²⁸⁾. Das Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten von Müller-Fraureuth vermerkte 1914 zum Stichwort Knackwurst: „*Würstchen, die man zerbricht und zu einigen Ecken Semmel ißt.*“ Anschließend wird dort noch aus der ‚Wurstologie‘ von 1690 die Erklärung abgedruckt: „*Knack- oder Knapp-Würste werden sie genannt, weil die Därme hart werden, daß, wenn man sie voneinander bricht, sie knacken oder knappen.*“ Weiter wird dort aus einem Buch über die Lausitz von 1720 die Wendung „Die sog. Serelat- oder Knackwürste“ angegeben, woraus hervorgeht, daß man zum mindesten in jener Gegend unter Knackwurst eine richtige Fleischwurst verstand²⁹⁾. Dementsprechend erklärt Kück in seinem Wörterbuch das lüneburgische Wort *Knack-wust*, -wost damit, daß „*das Brechen der Wurst, wenigstens der ganz trockenen, mit einem knackenden Ton verbunden*“ sei, und verweist auf das Bremer Wörterbuch von 1767, wo „*Knackwust*“ ebenso erklärt wurde. Nach Kück bezeichnete das Wort *Knappwost* im Kr. Uelzen dieselbe Wurstart wie die lüneburgische *Knackwust*, also jedenfalls nicht dasselbe wie *Knappwost* in Ostfalen³⁰⁾.

Nach diesem Ausblick auf die Nachbargebiete kehre ich zu Ostfalen zurück. Unter dem Eindruck der Mehrdeutigkeit der Namen Knapp- und Knackwurst suchte ich die Verbreitungsgrenzen der echten ostfälischen *Knapp-* oder *Knackwost* gegenüber andersartiger Wurst gleichen Namens in den Nachbarlandschaften möglichst genau zu ermitteln. Ich fragte deshalb, als ich 1964 meine dialektgeographischen Erhebungen über die ehemals braunschweigischen Landesteile und die ihnen unmittelbar benachbarten Landkreise hinaus auf die Kreise Celle, Burgdorf, Neustadt a. Rbg., Hannover, Springe, Hameln, Grafsch. Schaumburg, Schaumburg-Lippe und Nienburg ausdehnte, noch unmißverständlicher 1952, nach dem Namen für „hellgraue Fettwurst mit Thymian, rund gebunden im Dünndarm“. Das Ergebnis dieser zweiten Umfrage, in die auch mehrere, 1952 noch nicht

erfaßte Orte der Kreise Gifhorn, Alfeld, Hildesheim, Holzminden, Einbeck und Osterode einbezogen worden waren, ließ zweifelsfrei erkennen, daß die Knapp- oder Knackwurst nach ostfälischer Art allgemein bis an die Nord-, Nordwest- und Westgrenze der ostfälischen Sprachlandschaft bekannt und einheitlich benannt war. Sie wurde bezeugt in den Kreisen Gifhorn (19 Orte), Celle (27), Burgdorf (42), Neustadt (29), Hannover (44), Springe (27), Schaumburg-Lippe (3), Nienburg (2), Grafschaft Schaumburg (8), Hameln (28), Holzminden (36) und Einbeck (28). Nur im Südwesten blieb ihr Geltungsbereich ungewiß, da die Kreise Northeim, Münden, Göttingen und Duderstadt in die Erhebungen nicht mit einbezogen werden konnten. Es gibt aber zu denken, daß G. Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Wörterbuch weder *Knack*- noch *Knappwost* aufführte. Meine südlichsten Belege für *Knappwost* zwischen Leinetal und Harz sind Hohnstedt, Eboldshausen, Westerhof, Lasfelde und Schwiegershausen, der letzte Ort schon südwestlich von Osterode. Im Westharz selbst war *Knapp*- bzw. *Knackwost* (-worscht) 1952 aus Bad Grund, Buntenbock, Lerbach, Lonau, Sieber, Braunlage, Hohegeiß, Wieda, Zorge und Walkenried, vom Südfuß des Harzes auch aus Neuhoof gemeldet worden, im Osthaz aus Elbingerode. Nordöstlich schließen sich daran ältere Belege im Wernigeroder Wörterbuch aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und im Nordharzer Wörterbuch für die Blankenburger Gegend an, wo *Knackworscht* übereinstimmend, wenn auch nicht ganz eindeutig, als ‚Wurst aus fettem Schweinefleisch‘ bezeichnet wurde³¹). Im nördlichen Vorlande des Osthazes ließ sich *Knackwost* 1952 für Badeleben, Dardesheim, Dedeleben und Hessen im Kr. Halberstadt, für Ohrleben im Kr. Oschersleben und für Dreileben im Kr. Wanzleben nachweisen. In Ostingersleben, Kr. Haldensleben, war zwar der Name der Wurst bekannt, nicht aber die Wurst selbst, und in Eilsleben, Kr. Wanzleben, wurde *Knackwost* „nur ausnahmsweise“ hergestellt, so daß A. Hansen darauf verzichtete, sie in sein Holzland-Ostfälisches Wörterbuch aufzunehmen.

Insgesamt fanden sich 1952 und 1964 in 556 ostfälischen Orten Belege für die Form *Knappwost* und nur 175 für *Knackwost* bzw. -worscht. Von diesen letzteren entfallen die meisten auf das östliche und mittlere Ostfalen, nämlich auf den Bezirk Magdeburg (8) und die Kreise Helmstedt (33), Gifhorn (6), Braunschweig (24), Wolfenbüttel (33), Goslar (9), Salzgitter (11), Peine (9), Hildesheim (11) und Blankenburg-West (6: *Knackworscht*). Je weiter man nach Westen kommt, desto uneingeschränkter herrscht die Form *Knappwost* vor, ein Zeichen dafür, daß dies der ursprüngliche Name der Wurstart in Ostfalen war, erweist sich doch altes Wortgut der Volkssprache hierzulande im Westen durchweg widerstandsfähiger gegen Neuerungen als im Osten, wo mitteldeutsche und hochsprachliche Einflüsse aus dem Raum der Mittelelbe und Saale leichteren Eingang fanden. In Berel, Dettum und Weferlingen, Kr. Wolfenbüttel, wurde übrigens 1952 angegeben, daß dort *Knappwost* der ältere und *Knackwost* der jüngere Name der gleichen Wurstart sei, und dasselbe dürfte auch für alle anderen Orte zutreffen, wo beide Namen nebeneinander Geltung hatten, auch wenn es nicht ausdrücklich hervorgehoben wurde. Daß *Knappwost* der ursprüngliche Wurstname in Ostfalen war, geht auch aus Belegen früherer Jahrhunderte hervor. Der bisher älteste fand sich im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Andreas Schrader von 1567, wo „*Sechszehn Knapwürste*“ aufgeführt sind³²). Schon 1585 erscheint *Knapworst* auch als Familienname in Groß Berkel, Kr. Hameln. Im 18. Jahrhun-

dert erwähnen die ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ „*Knapwurst*“ in verschiedenen Orten, so außer in der Stadt Braunschweig in Königslutter am Elm und in Seesen am Westrande des Harzes. Noch in einer „Marktpreisliste für den Hagenmarkt“ in Braunschweig von 1778 ist die Rede von „*Knapwurst*“³³), aber schon 4 Jahre später schreibt die Braunschweiger Höckerin Johanna Siemann auf die Rechnung für einen Kunden „*Knackwurst*“³⁴), und diese Form scheint sich dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der Stadt allgemein durchgesetzt zu haben, während in den umliegenden Dörfern Schapen, Völkenrode, Lame, Broitzem und Rautheim bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts an der alten Form *Knappwost* festgehalten wurde.

b) Leberwurst

Die Leberwurst gehört zwar nicht eigentlich zu den Spezialitäten unter den ostfälischen Wurstsorten, da sie auch in anderen deutschen Landschaften hergestellt und gern gegessen wird, aber immerhin steht die ostfälische und zumal die Braunschweiger Leberwurst wegen ihres vorzüglichen Geschmacks in einem so hohen, über die Landesgrenzen weit hinausreichenden Ruf, daß ich nicht darauf verzichten möchte, hier auch das mitzuteilen, was E. Gerecke in ihrem Buch über die braunschweigische Küche um die Jahrhundertwende von der Herstellung der heimischen Leberwurst berichtet hat³⁵): „*Zum Knappgut tut man die sorgfältig gehitzte und fein gewiegte Leber sowie kleine Würfel des Fettes vom Bauchfleisch und würzt mit Salz, Nelkenpfeffer und einigen feingewiegten Schalotten. Man stopft die Masse in gerade Därme, ohne zu prickeln.*“ Nachdem das Kochen der verschiedenen Wurstarten im Kessel beschrieben ist, heißt es weiter: „*Die Leberwurst ist erst gar, wenn die letzte dicke Rotwurst aus dem Kessel ist. Rauchenden, Knack- und Leberwürste werden nach dem Abtrocknen in Zugluft nur einige Tage geräuchert.*“

Weil Leberwürste überall in Ostfalen bekannt zu sein scheinen – nur im Göttingisch-Grubenhagenschen und im Wernigeroder Wörterbuch werden sie nicht aufgeführt –, habe ich es nicht für nötig befunden, ihren mundartlichen Namen dialektgeographisch festzustellen. Es darf als sicher gelten, daß sie im Ost- und Kernostfälischen, wo alte Kürze in offener Silbe bewahrt blieb, *Lewwerwost* bzw. – im Harz – *Lewwerworscht* genannt wird, im westlichen Ostfalen jedoch, wo Tondehnung in offener Silbe erfolgte, *Lēwer-* bzw. *Li(e)werwost*. Als ältesten Beleg für diese Wurstart aus Ostfalen fand ich bisher im Hausinventar der Harzburg von 1507 2 Schock und 25 „*leuerworste*“. Dort befand sich damals also der erstaunliche Vorrat von 145 Leberwürsten³⁶). Es folgen die Nennungen der Leberwurst in der Fürstlich Wolfenbüttelschen Taxordnung von 1645 und in der Amtskammertaxe für die braunschweigischen Domänen von 1688.

Nur im Magdeburgischen Holzlande bekannt und beliebt war eine Abart der gewöhnlichen Leberwurst, *Swarte Lewwerwost* genannt nach dem Zusatz von Blut, das ihr die dunkle Farbe gab. Da Albert Hansen 1952 in der ‚Braunschweigischen Heimat‘ ausführlich über ihre Zusammensetzung und Verbreitung berichtet hat, brauche ich hier nicht noch einmal näher darauf einzugehen und verweise auf jenen älteren Aufsatz³⁷).

c) Semmelwurst

Im Gegensatz zur Leberwurst war die Semmelwurst, mundartlich *Semmelwost*, wie die Knappwurst anscheinend auf Ostfalen beschränkt und wurde auch hier nicht überall

hergestellt, wie ich noch zeigen werde. Zunächst gebe ich aber wieder, wie in der braunschweigischen Küche“ die Semmelwurst nach E. Gerecke zubereitet wurde. Es heißt dort³⁸): „Zu einem gehäuften Teller voll feingewiegten gekochten, ziemlich fetten Schweinefleisch kommt für 10 Pfennig altes Weißbrot, das in knapper Schweinefleischbrühe aufgeweicht ist, ferner Salz, gestoßener heißer und Nelkenpfeffer und reichlich Thymian. In einem Töpfchen setzt man einen Löffel Schweineschmalz mit einer halben Tasse Fleischbrühe auf, kocht darin 6 feingeschnittene, dicke Zwiebeln, 60 Gramm große Rosinen und halb so viel Korinthen, schüttet alles mit der Semmelwurst in einen Topf, mengt durch und bäckt die Masse in der Pfanne mit Butter und Schmalz.“ Dieses recht deftige und wegen der besonderen Zutaten nicht ganz billige Pfannengericht bevorzugte man in wohlhabenderen Häusern und Gegenden anstelle der bescheideneren Grütz- oder Pottwurst, auch wenn es nicht in solchen Mengen hergestellt werden konnte wie diese. Bekannt war der Name *Semmelwost* 1952 in 9 der 12 befragten Orte des Bezirks Magdeburg und in den südniedersächsischen Kreisen Helmstedt (27 Orte), Braunschweig (44), Wolfenbüttel (69), Goslar (32), Salzgitter (16), Peine (9), Gifhorn (1), Celle (3), Burgdorf (4), Hildesheim (16), Hannover (1), Alfeld (2), Gandersheim (22), Holzminden (8), Einbeck (9), Osterode (7) und Zellerfeld mit dem Rumpfkreis Blankenburg-West (9). Es fehlte das Wort und damit wohl auch die Sache in 10 Orten der Amtsbezirke Vorsfelde und Calvörde im Nordteil des Kr. Helmstedt (Bergfeld, Brackstedt, Hoitlingen, Kästorf, Parsau, Rühren, Tiddische, Velstove, Wahrstedt, Zobbenitz), wo außerdem *Semmelwurst* in Ahnebeck nur „zum Teil“ und in Vorsfelde „ganz selten seit 1920“ gemacht wurde, ferner in 7 von 16 befragten Orten des Kr. Gifhorn (Böckelse, Boitzenhagen, Dalldorf, Hankensbüttel, Leiferde, Warmse, Wittingen), in 3 nördlichen Orten des Kr. Braunschweig (Bortfeld, Harvesse, Meerdorf), in 14 Orten des Kr. Peine, in 19 Orten des Kr. Hildesheim und in 5 von 11 befragten Orten des Kr. Alfeld, vermutlich wohl auch im südlichen Göttingen-Grubenhagen, weil G. Schambach das Wort 1858 nicht in sein Wörterbuch aufgenommen hatte.

Aber nicht einmal überall da, wo 1952 das Wort *Semmelwost* nachgewiesen werden konnte, scheint die Zusammensetzung der Wurstmasse einheitlich so gewesen zu sein, wie sie von E. Gerecke angegeben war. Bei einer Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums über Schlachtfestbräuche in Ostfalen von 1958, die freilich längst nicht von so vielen Gewährsleuten beantwortet wurden wie der Mundartfragebogen des Jahres 1952, stellte es sich heraus, daß in manchen Orten statt Semmeln alte Brötchen oder andere Weizengebäcke genommen oder anstelle des Knappguts Innereien wie Lunge, Leber, Milz, Magen und Nieren sowie Schwarten verwendet wurden, ohne daß man solchen Gemischen andere Namen gegeben hätte. Nur wenige Orte in den westlichen Kreisen Peine, Hildesheim, Gandersheim und Einbeck gaben 1952 abweichende Bezeichnungen für die gleiche Wurstart an, und zwar Ahstedt, Bettrum, Ahlshausen, Dörrigsen und Hullersen *Luffenwost*, was auf die Verwendung von großen Brötchen hindeutet, Eltze *Stütenwost* von *Stüten* ‚längliches großes Weißbrot‘, Eickenrode und Rietze *Kurrewost*. Dieser Name ist etymologisch schwer zu deuten, versteht man in Ostfalen unter einer *Kurre* doch teils einen primitiven Bretterschlepper für Kinder, teils einen alten Kinderwagen, teils einen länglich geformten Spinnwocken oder gar ein schlechtes Messer. Schließlich galt noch die farblose Bezeichnung *lüse Wost* = lose, nicht in Därme gefüllte Wurst für die Semmel-

wurst in Alvesse und Groß Ilsede, Kr. Peine. Ob mit der auf die Frage nach der Knackwurst in Wieda und Zorge am Südharzrande angegebenen Bezeichnung *Wißworscht* dieselbe Wurstart gemeint war wie die ostfälische *Semmelwost*, wurde nicht nachgeprüft.

Anmerkungen:

¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig Sign. B II 4e. – ²⁾ Stadtarchiv Braunschweig Sign. A I 4, J 2. – ³⁾ wie Anm. 2. – ⁴⁾ wie Anm. 2. – ⁵⁾ Stadtarchiv Braunschweig Sign. H V (Sacksche Samml.), Bd. 203 (Preise). – ⁶⁾ wie Anm. 5; hier Bd. 205 (Preise). – ⁷⁾ wie Anm. 6. – ⁸⁾ Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre 1926, Nr. 14. – ⁹⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel Sign. 21 Alt 21, Nr. 490. – ¹⁰⁾ Stadtarchiv Braunschweig Sign. A I 4, J 13. – ¹¹⁾ Abdruck in: Aktenstücke zur Geschichte des Amtes Harzburg, hrsg. v. Harzburger Altertums- u. Geschichtsverein, Braunschweig 1914; hier S. 36. – ¹²⁾ H. Wiswe, Grangien niedersächsischer Zisterzienserklöster (in: Braunschweigisches Jahrbuch 34, 1953, S. 5 ff.); hier S. 122. – ¹³⁾ Elise Gerecke, Die braunschweigische Küche. Wolfenbüttel o. J. (ca. 1900); hier S. 251. – ¹⁴⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 155. – ¹⁵⁾ Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart. Wernigerode 1927; hier S. 146. – ¹⁶⁾ Hans-Friedrich Rosenfeld, Wernigeroder Wörterbuch. Neumünster 1975; hier S. 231. – ¹⁷⁾ R. Block, Idiotikon von Eilsdorf (in: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 34, 1898, S. 45 ff., u. 36, 1901, S. 146 ff.). – ¹⁸⁾ C. Brandt, Schwülper, ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte. 1912; hier S. 425. – ¹⁹⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolf. Sign. L alt Abt. 21, Bd. 458. – ²⁰⁾ Braunschweigische Anzeigen 1787, Sp. 1504. – ²¹⁾ H. A. Pierer, Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit. 3. Aufl. Altenburg 1849/52; hier Bd. 17, S. 753. – ²²⁾ wie Anm. 13; hier S. 252. – ²³⁾ Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. II, Sp. 592. – ²⁴⁾ H. Beck, Idiotikon von Nordstemke bei Vorsfelde (in: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 23, 1897, S. 131 ff. u. 24, 1898, S. 113 ff.). – ²⁵⁾ wie Anm. 18; hier S. 470. – ²⁶⁾ Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Mundart in und um Fallersleben (in: Die deutschen Mundarten, hrsg. v. K. Frommann 5, 1858, S. 41 ff., 145 ff. u. 289 ff.). – ²⁷⁾ wie Anm. 13; hier S. 257. – ²⁸⁾ wie Anm. 21. – ²⁹⁾ Karl Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Dresden 1911/14; hier Bd. II, S. 59. – ³⁰⁾ wie Anm. 23; hier Bd. II, Sp. 156: Stichwort ‚knack’n‘. – ³¹⁾ wie Anm. 16; hier Sp. 69; – wie Anm. 15; hier S. 101. – ³²⁾ wie Anm. 2; hier J 2. – ³³⁾ wie Anm. 6. – ³⁴⁾ wie Anm. 11. – wie Anm. 7. – ³⁵⁾ wie Anm. 13; hier S. 252. – ³⁶⁾ wie Anm. 11. – ³⁷⁾ Albert Hansen, Das Verbreitungsgebiet der schwarzen Leberwurst (in: Braunschw. Heimat 38. Jahrg., 1952, S. 81. – ³⁸⁾ wie Anm. 13; hier S. 94.

Der Bau einer horizontal angetriebenen Windmühle am Augusttor in Braunschweig im Jahre 1767

Von Joachim Dette

Engpässe in der Versorgung der Garnisonstruppen in der Stadt Braunschweig mit Proviantmehl veranlaßten die herzogliche Verwaltung, Überlegungen anzustellen, wie dem Übel abzuhelpen sei.

Trockene Sommer, lang anhaltende Frostperioden und Hochwasser schränkten die Leistungsfähigkeit der Wassermühlen oftmals ein. Die für diese Zeiten gedachten 5 Roßmühlen, bestückt mit je 8 Pferden, waren allein nicht in der Lage, diesen Bedarf zu decken. Ein Ausweichen auf die außerhalb der Stadt liegenden Mühlen verursachte zusätzliche Transportkosten, die bei der desolaten Finanzlage des Herzogtums am Ende der Re-

gierungszeit Karls I. nicht zu verkraften waren. Der Bau einer weiteren Wassermühle, verbunden mit hohen Wasserbaukosten, schied von vornherein aus.

In dieser Notlage glaubte der Ingenieuroffizier Obristleutnant von Winterschmidt der Lösung des Problems mit dem Vorschlag zum Bau einer horizontal angetriebenen Windmühle besonders nahegekommen zu sein.

Als bestechende Argumente für den Laien nannte er den Fortfall der Drehung nach dem Wind und die durch den direkten Antrieb der Königswelle wegfallende horizontale Flügelwelle. Die Baukosten einer solchen Konstruktion lagen unter denen einer herkömmlichen Bockwindmühle. Diese Horizontalwindräder geisterten als „intellektuelle Spielerei von Technikern“ bis ins 19. Jahrhundert hinein. Die wohl älteste primitive Zeichnung einer Horizontalmühle überlieferte ein syrischer Kosmograph aus dem 14. Jahrhundert. Sie diente wahrscheinlich zum Wasserschöpfen in Sistan, dem ostpersischen Hochland. Etwa vom 16. Jahrhundert ab fanden Konstruktionen dieses Typs Eingang in die europäische sowie deutsche Literatur.

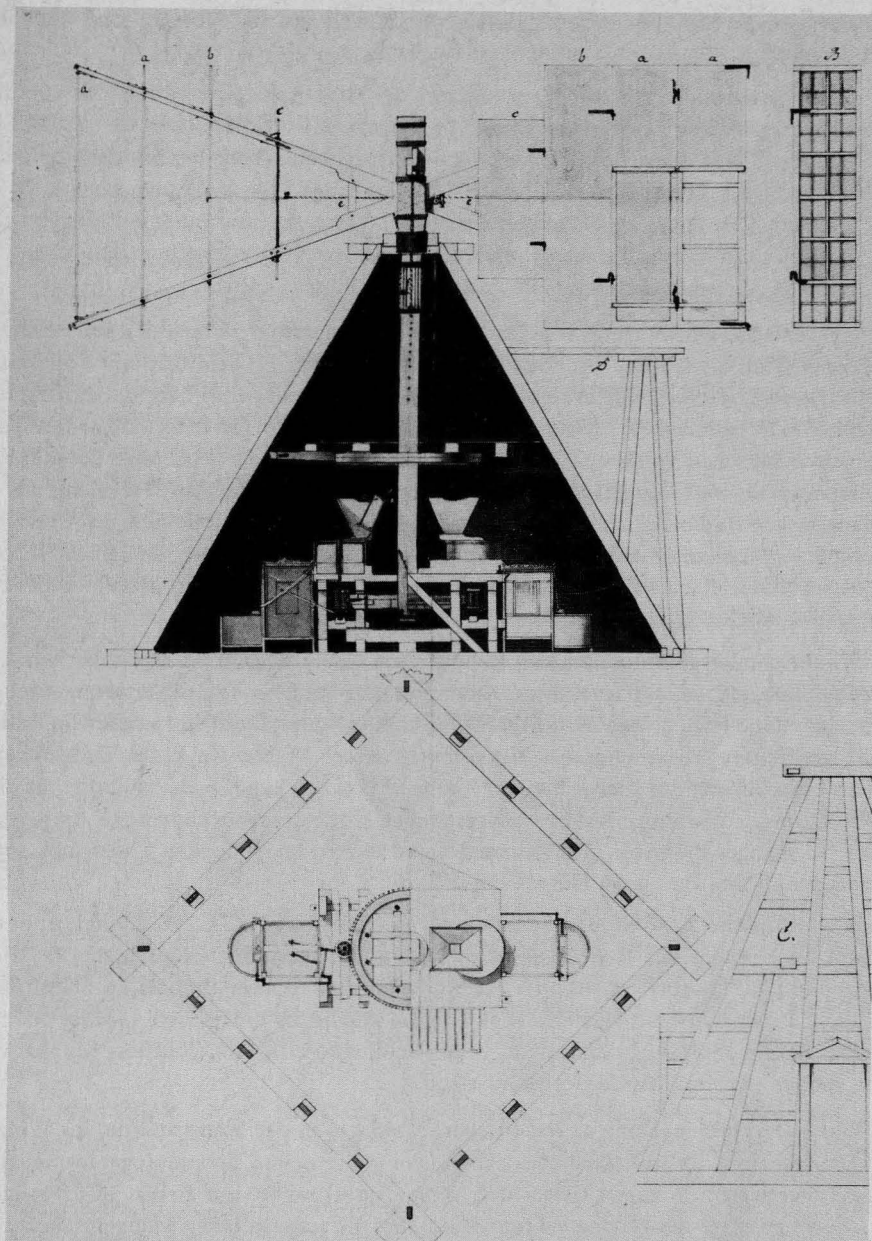
Sogar der große Leibniz entwickelte am Ende des 17. Jahrhunderts ein Horizontalwindrad zum Antrieb von Pumpen im Harzer Bergbau. Seine weitreichenden Pläne zur Verbesserung des Bergbaues u. a. auf dem Gebiet der Administration, der Vermessung und der Wasserhaltung stießen auf den Widerstand der Clausthaler Bergherren, die auch vor Sabotageakten nicht zurückschreckten. Ein Entzug der finanziellen Zuschüsse mit dem Verbot weiterer Versuche beendete abrupt Leibniz' Versuche, außer vertikalen Windmühlen auch horizontale Windräder einzusetzen.

Leibniz, weit aufgeklärter als die Epigonen in Braunschweig, versicherte sich beim Bau der Windräder eines erfahrenen Zimmermeisters und Müllers im Gegensatz zum Braunschweiger Bau an dem weitgehend Militärs beteiligt waren.

Viele der in der Literatur vorkommenden Zeichnungen über horizontale Antriebe wurden nach Modellen angefertigt, so auch in Braunschweig. Winterschmidt, fest überzeugt von seiner Idee, legte in einer ausführlichen Denkschrift seine optimistischen Betrachtungen nieder.

Er erbot sich sogar, eine Kautio zu stellen: „Wenn nicht zu erwarten wäre, daß man mit Müllern und anderen Personen in Konnexion geriete, welche vor alles Neue eine natürliche Abneigung haben und soviel Schwierigkeiten bereiten, die auch eines Archimedes Bemühungen unnützlich machen könnten.“ Dieser Mühlenbau führt mitten hinein in den Rationalismus der Aufklärung. Die Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf die Praxis ging nur zögernd voran.

Léonhard Christoph Sturm, bis 1715 Professor an der Wolfenbütteler Ritterakademie, bemerkte 1718 dazu: „Die Kunst Mühlen zu bauen ist bisher nichts anderes als ein auf bloßer Emperie gegründetes Handwerk gewesen. Die Müller haben die Kunst für sich behalten und fürstlichen Räten etwas weiß machen wollen. Dahero haben wir mit einem bekannten Autor zu bekennen, daß es zwar viele Meister gibt, an guten Meistern jedoch Mangel herrscht, da diese nicht vom Himmel fallen.“ Sturm fühlte sich berufen, seiner Obrigkeit einen Dienst zu erweisen, jedoch hat er selbst nie eine Mühle gebaut, weder die



Entwurfszeichnung für die in Braunschweig geplante Horizontalwindmühle.
Aquarellierte Federzeichnung

Original im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt 9894

Reproduktion: Ch. Treptow, Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel

Zeichnung einer Windmühle veröffentlicht, noch sich um die Verwendung deutscher Fachausdrücke in seinen Büchern bemüht.

Als Arbeitsgrundlage diente dem Initiator der Braunschweiger Mühle das von dem französischen Professor, Mathematiker, Ingenieur und Artilleristen B. F. Belidor (1697–1761) 1740 in deutscher Übersetzung herausgegebene Buch „architecture hydraulique“. Dieses Buch galt, neben den anderen Büchern Belidors, als Standardwerk für die am Collegium Carolinum als Dozenten wirkenden Artillerie- und Ingenieuroffiziere zum Unterricht des Offiziersnachwuchses in den militärischen Wissenschaften. Belidor galt bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als Autorität auf diesem Gebiet.

Die deutsche Übersetzung von „architecture hydraulique“ versah der hallese, seiner Zeit im Marburger Exil lehrende Philosoph und Mathematiker Christian Wolff mit einem Vorwort. Darin widmete er seinem verstorbenen Freund Jacob Leupold ein ehrendes Andenken und bedauerte, daß dieser den Band über die Mühlen innerhalb seines mehrbändigen technischen Werkes „Theatrum machinarum“ nicht mehr beenden konnte. Eine Gesamtausgabe von Leupolds Werken gelangte, ausgewählt vom Abt Jerusalem, aus der Blankenburger Bibliothek des Herzogs Ludwig Rudolf in die Bibliothek des Collegium Carolinum. In diesem umfangreichen Werk spiegelt sich der Stand der damaligen Technik in Deutschland wider. Leupold bringt darin die Zeichnung eines Horizontalwindrades zum Betätigen von Kolbenpumpen.

Winterschmidt gestaltete die von Belidor nach einem Modell der französischen Akademie gezeichnete, zylindrische, mit drehbarer Haube versehene, horizontal angetriebene Turmwindmühle nach seinen Vorstellungen um. Außerdem übernahm er die von Belidor weiter verbreitete These über das Vorkommen dieser Mühlen in Polen und Portugal. Neuere Forschungen des Niederländers Notebaart ergaben keine Anhaltspunkte für diese These. Trotz der Warnungen eines sachverständigen Müllermeisters und des Kammerrates Oeder, vormaliger Professor für Mathematik und Physik am Collegium Carolinum, setzte Winterschmidt den Bau beim Herzog durch.

Die technische Ausführung übernahm der Hofbaumeister K. C. W. Fleischer, besser bekannt als Erbauer des Rokokoschlusses Richmond. Fleischer veranschlagte die Baukosten mit 1200 Talern, vergaß aber die Berechnungen Winterschmidts zu überprüfen. Der Bau, dessen Windrad über das Bollwerk am Augusttor hinausragte, verlief planmäßig. Der pyramidenförmige Unterbau, wahrscheinlich den Koker (Köcher) Mühlen entlehnt, befand sich im Schutze des Bollwerkes.

Die erste Probemahlung zeigte erhebliche Mängel in der Konstruktion des Windrades. Die von Fleischer zurückhaltend, nicht in der müllerischen Terminologie formulierten Mängel bieten dem heutigen Betrachter wenig Ansatzpunkte zur Kritik. Auf Ersuchen Fleischers bewilligte der Herzog weitere Mittel, um die aufgetretenen Mängel zu beheben. Die ursprünglich eingebauten sechs Flügelarme wurden auf vier reduziert und gleichzeitig die Kanthölzer im Profil verstärkt. Die Füllungen der aus Brettern bestehenden Flügel ersetzte Fleischer durch Segeltuch. Diese Veränderungen, verbunden mit umfangreichen Schlosserarbeiten, deren Art Fleischer im einzelnen nicht begründete, trieben die Baukosten in die Höhe und erreichten schließlich das Doppelte der ursprünglich veranschlag-

ten Summe. Eine weitere Probemahlung, mit dem veränderten Flügelrad, ergab ein Absinken der Leistung unter das Niveau einer mit gleichen Steinen ausgerüsteten Bockwindmühle.

Trotz dieser negativen Ergebnisse glaubte Fleischer nach wie vor an den Erfolg dieses vorläufig gescheiterten Projektes.

Bei dem nun hinzugezogenen Professor J. F. W. Zachariae war der Glaube an eine Sanierung dieser Mühle ebenfalls nicht erloschen. J. F. W. Zachariae, Professor der schönen Künste am Collegium Carolinum, wurde wahrscheinlich in seiner Eigenschaft als Leiter des Intelligenzwesens und Herausgeber der Braunschweigischen Anzeigen in die Affäre hineingezogen. Zachariae war in der Technik kaum bewandert, wohl aber in den ausgeklügelten Formulierungen seiner Sanierungsvorschläge. Er schlug vor, mit Hilfe einer Annonce einen Mühlenarchitector (Mühlenbauer) zu suchen, der den Mühlen- und Maschinenbau recht verstünde und bereit wäre, nachstehende Bedingungen zu erfüllen:

1. Verbesserung der Horizontalwindmühle.
2. Errichtung einer deutschen Bockwindmühle auf einer Bastion mit einer Tagesleistung von $2\frac{1}{2}$ –3 To.
3. Errichtung einer Roßmühle, die mit zwei Pferden getrieben eine gleiche Leistung erreiche wie die im Versuchsstadium gedachte Horizontalwindmühle. Diese sollte zur Ermahlung von Kommißmehl und dem Schrotten von Malz zur Branntweinherstellung dienen.

Um ein weiteres Risiko der Staatskasse zu vermeiden, sollte der gesuchte Mühlenbauer diese Bedingungen auf eigene Kosten erfüllen und später diese Mühlen in Erbpacht zugeteilt bekommen.

Am Schluß bemerkt Zachariae: „alsdann wird man wonders sehen, was dieselbe (Horizontalmühle) für Dienst tut und dann würden die nach hier kommenden Messebesucher keine Ursache haben zu spotten.“

1770 richtete der Staatsminister Schrader von Schliestedt ein Gesuch an den Herzog, um die Mühle abbrechen zu lassen, weil dem Hofbaumeister Fleischer bei der Planung und Berechnung grobe Fehler unterlaufen sind und jegliche Erfahrung auf diesem Gebiet außer acht gelassen wurde. Die Akten enthalten keinen Hinweis über die Teilnahme Winterschmidts an den Versuchsmahlungen. Nach Elster verstarb er bereits 1767, nach anderen Quellen 1770.

Der abgebildete Grund- und Aufriß der in Braunschweig gebauten Horizontalwindmühle stellt eine Besonderheit dar. Die in der einschlägigen Literatur veröffentlichten, teilweise primitiven Zeichnungen geben nur perspektivische, häufig in den Proportionen abweichende Darstellungen wieder. Zu der überlieferten Zeichnung fehlen jegliche Bauangaben und Hinweise auf den Zeichner. Sie kann sowohl Winterschmidt als auch Fleischer zuerkannt werden.

Müller und Mühlenbauer bauten seit dem 13. Jahrhundert funktionstüchtige Vertikalwindmühlen, deren Ausnutzung der Windenergie noch um die Jahrhundertwende als optimal galt.

Quellen:

Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel 2 Alt Nr. 9894 u. 16192, 75 Alt Vorl. Nr. 11324.

Literatur:

1. Belidor, B. F.: *Architecture Hydraulique*. Deutsche Übersetzung. Augsburg 1740. – 2. Elster, O.: *Geschichte der stehenden Truppen in Braunschweig-Wolfenbüttel*, Bd. 2. Leipzig 1901. – 3. Feldhaus, F. M.: *Technik der Vorzeit, der Naturvölker und der geschichtlichen Zeit*. Leipzig u. Berlin 1914. – 4. Heys, J. W. van: *Wind u. Windkraftanlagen*. Berlin u. Bielefeld 1956. – 5. Kleeberg, W.: *Niedersächsische Mühlengeschichte*. Detmold 1964. – 6. Leibniz, G. W.: *Sämtliche Briefe u. Schriften*. Herausgegeben von der Preußischen (später Deutschen) Akademie der Wissenschaften. Reihe 1: Allgemeiner und historischer Schriftwechsel. Bd. 3 u. 4. Darmstadt 1938. – 7. Leupold, J.: *Theatrum machinarum hydraulicarum*. Teil 2. Leipzig 1724/25. – 8. Leupold, J.: *Theatrum machinarum moliarium*. Teil 9. Leipzig 1735. – 9. Notebaart, J. C.: *Windmühlen, der Stand der Forschung über das Vorkommen und den Ursprung*. Den Haag u. Paris 1972. – 10. Sturm, L. Ch.: *Vollständige Mühlenbaukunst* Sonderteil 20. 1717. Aus dem Sammelband: *Vollständige Anweisung Wasserkünste, Wasserleitungen, Brunnen u. Cisternen wohl anzugeben ...* Augsburg 1720.

Der Anbau vor dem Braunschweiger Tor in Königslutter und seine Förderung durch die Regierung Herzog Karls I. von Braunschweig-Wolfenbüttel in den Jahren 1750–1763

Von Heinz Röhr

Die Stadt Königslutter hatte im 16. und 17. Jahrhundert sehr unter Bränden zu leiden. Am schlimmsten war es im Jahre 1571, als bei einer fürchterlichen Feuersbrunst sämtliche Häuser der Stadt bis auf 7 oder 8 vernichtet wurden¹⁾. Der Rat der Stadt ließ daraufhin vor dem Braunschweiger Tor im Westen der Stadt einen Ziegelofen mit einer Ziegelscheune errichten und bestimmte, daß die Bürger ihre Häuser nun mit Ziegeln anstatt mit Stroh zu decken hätten. Trotzdem traten bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wieder vier große Brände auf. 1603 sollen mehr als 20 Brauhäuser, 1613 126 Häuser abgebrannt sein. 1657 berichtet das Ratsbuch der Stadt von einem riesigen Feuer, dem fast sämtliche Häuser in der Neuen Straße zum Opfer gefallen wären²⁾.

Um die Feuersgefahr, die in Königslutter wegen des dort betriebenen Braugewerbes besonders hoch war, einzuschränken, schlug der Leiter des Amtes Königslutter, Amtsrat Cramer, Ende des Jahres 1750 der herzoglichen Regierung vor, Neubauten in Zukunft in Königslutter in Stein anstatt in Holz ausführen zu lassen. Zur näheren Begründung führte er u. a. an, daß sowohl Mauer- wie Quadersteine in dieser Gegend reichlich zu einem geringen Preis vorhanden wären und daher hier das Bauen mit Mauerwerk nur um ein Drittel teurer als mit Holz zu stehen käme. Offensichtlich hatte er dabei nicht nur die Kalksteinbrüche des Elms, sondern auch die unmittelbar vor der Stadt, zum Beispiel am Steinfeld, gelegenen Ducksteinbrüche im Auge, die sehr preisgünstiges Baumaterial zu liefern vermochten. Der Amtsrat wies ferner darauf hin, daß nach allgemeiner Meinung ein von Steinen aufgeführtes Gebäude drei- bis viermal solange wie ein Holzhaus stehen könnte.

Damit die Bürger zum Bauen „encouragiert“ würden, schlug er vor, die bis dahin in Königsutter üblichen Freijahre bei Neubauten für Contributionssteuern beträchtlich zu erhöhen.

Die herzogliche Regierung erklärte dazu im Januar 1751: „Wofern ein oder ander Bürger in dasiger Stadt hinfüro massiv bauen, oder erheischender Nohtdurft nach einen kostbaren Bau vornehmen wird, so soll alsdann, befindlichen Umständen nach, demselben eine mehrere als dreyjährige Freyheit erteilet werden“³⁾. Gleichzeitig forderte sie den Amtsrat auf, für passendes Bauland zu sorgen. Dieser bestimmte dafür das Gebiet vor dem Braunschweiger Tor, wo „festes, felsiges Terrain“ vorhanden wäre, so daß die Fundamente gut gelegt werden könnten. Die Bauplanung erfolgte durch den Leutnant Lutterloh. Sie sah vor, die Braunschweiger Heerstraße vom Braunschweiger Tor an in schnurgerader Richtung bis zur Clus zu verlängern und an beiden Seiten zusammen 6 große, 24 mittlere und 4 kleine Häuser in massiver Bauweise zu bauen. Die großen Gebäude sollten besonders verziert und gegenüber den anderen um 2–3 Fuß vorgezogen werden. Die ganze Häuserreihe sollte nicht das Aussehen eines Magazins oder einer Taverne haben, sondern sich dem Auge als „aneinander hangendes prachtvolles Gebäude und als ein einziges Ganze“ darbieten. Der Herzog war von den eingereichten Rissen sehr angetan und forderte den Amtsrat Cramer auf, mit dem Bau so bald wie möglich und zwar auf beiden Seiten vom Braunschweiger Tor aus zu beginnen. Allerdings wünschte er, daß hinter jedem Haus eine 8 Fuß hohe Mauer gezogen würde, damit die Hausgrundstücke nach dem Felde zu abgeschlossen wären.

Das vorgesehene Bauland hatte eine Größe von ungefähr 10 Morgen. Es bestand überwiegend aus Gärten des Stifts Königsutter. Mit kleinerem Grundbesitz waren die Stadtkämmerei, der Oberstleutnant von Schwarzkoppen, Hauptmann von dem Knesebeck und Herr von Veltheim beteiligt. Außerdem lag der Clusfriedhof, auf dem die Insassen der Clus und die Armen der Stadt beigesetzt wurden, in dem betreffenden Baugelände. Die herzogliche Regierung beauftragte den Amtsrat, die Entschädigung der Eigentümer, die Land abgeben mußten, zu regeln. Dieser schlug vor, daß die kleineren Besitzer Stiftsgärten erhalten sollten, während dem Stift selbst Ackerland des fürstlichen Vorwerks Schickelsheim als Äquivalent gegeben werden sollte. Der Herr von Schwarzkoppen verzichtete auf eine Entschädigung, weil der Betrag zu gering wäre. Für den Clusfriedhof empfahl der Amtsrat die Verlegung an einen anderen geeigneten Platz. Zur Durchführung der Bauvorhaben erwarb er eine Konzession für die Anlage einer Kalkbrennerei auf dem Steinfeld vor der Stadt, wo vorher schon Maurermeister aus Oberlutter Ducksteine gebrochen hatten. Dadurch hoffte er, die Kosten für die Steinfuhren erheblich herabsetzen zu können.

Der erste, der einen Antrag auf Errichtung eines massiven Hauses vor dem Braunschweiger Tor stellte, war der Kürschnermeister Heinrich Seidlitz. Der Herzog behandelte sein Gesuch außerordentlich wohlwollend. Bereits am 7. 1. 1751 erhielt Seidlitz dafür die Konzession. Darin wurde ihm ein Bauplatz kostenlos zur Verfügung gestellt, ihm eine 10jährige Freiheit von allen oneribus publicis (Staatslasten) zugesichert und die Garantie gegeben, daß sein neues Haus zur Stadt gerechnet werden solle. Letzteres war wichtig, weil einige Einwohner der Stadt befürchteten, daß die Neubauten nach Ablauf der Frei-

jahre der Dorfschaft Oberlutter zugeschlagen werden könnten, so daß Herrendienste notwendig würden. Die 10jährige Steuerfreiheit verlängerte der Herzog nach Baubeginn im Frühjahr 1752 auf 15 Jahre. Gleichzeitig bewilligte er für den Bau 30 Schock Tünche-Hölzer und die Baukosten für den Eckgiebel und die Seitenmauer. Mit dieser Mauer war anscheinend die von der herzoglichen Regierung gewünschte Grenzmauer des Grundstücks gemeint. Der Amtsrat Cramer bat am 13. 3. 1752 die Bauernschaften seines Amtsbezirks, das Bauvorhaben durch unentgeltliche Stein- und Holzfuhren zu unterstützen. In seinem Schreiben heißt es dazu u. a.: „In dergleichen Angelegenheiten aber ist wohl an allen Orten die löbliche Gewohnheit eingeführet, daß die Benachbahrten unter eines Landes Herrn wohnenden Unterthanen aus Nachbahrlicher Freundschaft ein solches mit schweren Kosten verknüpftes Vorhaben zu erleichtern, und wenigstens zur Anfahrung der benöthigten Bau Materialien, einige Fuhren ohnentgeltlich und willig zu verrichten pflegen.“ Daraufhin erklärten sich die Bauernschaften der Dörfer Lauingen, Rieseberg, Bornum, Sunstedt, Lem und Süplingen bereit, 24 Stein- und 24 Holzfuhren aus dem Elm und dem Lappwald ohne Entschädigung zu übernehmen. Für die Bereitstellung der erforderlichen Baugelder sorgte auf Anweisung des Herzogs hin die Kämmereikasse der Stadt Königsutter, die dem Baulustigen eine Hypothek von 690 Talern zu einem Zinssatz von 5 % einräumte. Als Seidlitz im Mai 1753 weitere 150 Taler benötigte, um noch einige Hinter- und Stallgebäude bauen zu können, wurden sogar vorübergehend Gelder aus der Armenkasse und aus der Gemeindekasse von Oberlutter eingesetzt, um seine Wünsche zu befriedigen. Als letztes erreichte der geschickte Kürschnermeister am 8. 10. 1753 noch, daß sein Haus von Einquartierung und den monatlich zu entrichtenden Service-Geldern freigestellt wurde. Über das mit so weitgehender Unterstützung fertiggestellte Wohngebäude berichtet der Amtsrat Cramer: „Des Supplicanten Haus ist 48 Fuß breit, von 2 Etagen und von Grund aus auf allen vier Seiten massiv aufgemauert, auch dergestalt eingerichtet, daß es unter die besten Häuser der Stadt gerechnet werden kann“⁴⁾. Als die herzogliche Regierung den Neubau des Kürschnermeisters in einer derart großzügigen Weise unterstützte, spielte bei ihr sicherlich nicht nur die neuartige massive Bauweise des Gebäudes, sondern auch die Tatsache eine Rolle, daß zum erstenmal in Königsutter ein Wohnhaus vor den Toren der Stadt errichtet wurde. Bis dahin lagen dort nur die Clus, das Armen- und Siechenhaus der Stadt sowie das Zollhaus für den Zolleinnehmer. Bei günstiger Entwicklung der Bauvorhaben bestand jetzt sogar die Möglichkeit einer beträchtlichen Erweiterung über den im 18. Jahrhundert weitgehend wertlos gewordenen Mauerring hinaus, vielleicht sogar – wie es der Leutnant Lutterloh 1753 einmal auszudrücken wagte – die Aussicht, eine Vorstadt, wie sie andere Städte seit langem besaßen, zu gründen. So förderte die herzogliche Regierung auch die folgenden Bauvorhaben tatkräftig, wenn auch nicht mehr ganz so weitgehend. Die Steuerfreiheit wurde später auf 20 Jahre erhöht und genehmigt, daß nicht vollständig massiv gebaut zu werden brauchte, sondern daß die Rückseiten zum Teil in Fachwerkbauweise aufgeführt werden konnten. Tünche-Hölzer wurden weiterhin zur Verfügung gestellt. Einzelne Teile der Wohnbauten wurden aber nicht mehr, wie damals bei dem Neubau von Seidlitz, bezuschußt, von freien Holz- und Steinfuhren ist in der Folgezeit nicht mehr die Rede, und die Stadtkämmerei stellte nur noch einmal für den Zimmermeister Fricke eine Hypothek – in diesem Fall von 300 Talern – zur Verfügung. In der herzoglichen Anweisung dazu ist vorsichtig vermerkt: „Wenn soviel vorrätig ist.“



Westernstraße, Teil der ehemaligen Vorstadt vor dem Braunschweiger Tor in Königs-Lutter
Nr. 24, „Altes Brauhaus“, ein Bau aus der Entstehungszeit der Vorstadt

Foto: Liestmann, Königs-Lutter

Gesuche zweier reicher Kaufleute aus Potsdam und Magdeburg, die vor dem Braunschweiger Tor eine Hut- und eine Tabakspfeifenfabrik einrichten wollten, lehnte der Herzog ab, weil beide sich zu viele wirtschaftliche Vorteile, besonders Zoll- und Accise-Freiheiten, verschaffen wollten. Insgesamt entstanden vor dem Braunschweiger Tor in den Jahren 1752–1763 6 Wohnhäuser. Die bebauten Grundstücke waren größer als die in der Innenstadt. Ihre Bauherren waren außer dem Kürschnermeister Seidlitz zwei Maurermeister (für 3 Häuser) und je ein Tischler- und ein Böttchermeister. In die Reihe mit eingeschlossen wurden das neu erbaute Wohnhaus des Ziegelmeisters (jetzt Gärtnerei) und das ebenfalls in dieser Zeit errichtete fürstliche Torfmagazin, das Seidlitz 1779 zu einem Krapp-Trockenhaus umwandelte und das heute als Gaststätte („Altes Brauhaus“) dient. Das Ziel, die Häuserreihe bis zur Clus, also bis zur heutigen Parkstraße, durchzuführen oder gar eine besondere Vorstadt zu schaffen, wurde nicht erreicht. Hauptgrund dafür waren die Wirren des Siebenjährigen Krieges (1756–63), an dem Herzog Karl I. neben seinem Schwager Friedrich dem Großen teilnahm. Mit den Häusern Westernstraße 23 (ursprünglich herzogliches Weghaus, jetzt Drogerie) und Westernstraße 21 (Wohnhaus der Ärzte Dr. Bauer und Dr. Griepenkerl, jetzt von Dr. med. Rosenstiel) wurde der Ausbau vor dem Braunschweiger Tor im Westen abgeschlossen.

Das Aussehen der Häuser hat sich durch die vielen Umbauten im Laufe der beiden Jahrhunderte stark verändert. Einige vermögen jedoch noch eine gewisse Vorstellung von

der ursprünglichen Bauweise zu geben. Das gilt besonders für die Häuser Westernstraße Nr. 24 („Altes Brauhaus“), Nr. 20 (Frisco-Discount) und Nr. 26 (Gärtnerei Hartmann), wo noch die Toreinfahrten, zum Teil auch die Giebel erhalten geblieben sind. Völlig verschwunden ist nur das zuerst erbaute Haus des Kürschnermeisters Seidlitz, das die Norddeutsche Landesbank im Jahre 1958 durch einen Neubau ersetzte.

Quellennachweis:

- ¹⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel; 2 Alt 17 Nr. 1467. – ²⁾ Stadtarchiv Königslutter; St I, 5. – ³⁾ Stadtarchiv Königslutter; St III, 4. – ⁴⁾ Stadtarchiv Königslutter; St III, 5.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Ausmalung der Kirche St. Petri in Braunschweig-Ölper 1981

Von Norbert Koch

Die St.-Petrikirche in Ölper wurde 1842 anstelle einer bereits 1353 erwähnten Dorfkirche von dem Hofbaumeister Karl Theodor Ottmer gebaut. Ottmer, 1800 in Braunschweig geboren, arbeitete während seines Studiums in Braunschweig bei Peter Joseph Krahe und lernte bei seinem anschließenden Aufenthalt in Berlin die Arbeiten von Karl Friedrich Schinkel kennen. Wie dieser war er besonders beim Kirchenbau bestrebt, gotische Stilelemente mit antiken zu verbinden. So hat Ottmer aufgrund seiner Kenntnisse über englische Gotik hier in Ölper beides vereint, Klassizismus und englische Tudorgotik, wobei der gotische Eindruck bei weitem überwiegt.

Der äußere rechteckige Kubus dieser dreischiffigen Hallenkirche deutet durch seine klare horizontale Gliederung und seine eckbetonenden Türmchen noch die Formensprache des Klassizismus an. Der in den Baukörper hineingestellte Turm jedoch zeigt bereits die gotische Gestaltungsabsicht. Auf das Turmportal mit eingestellten Säulen und darüberliegender Fensterrosette folgen in freiem Formenspiel Maßwerkfenster im Glockengeschoß. Bekrönt wird dieser Turm durch einen zinnenartigen Umgang und einen spitzen Turmhelm.

Über dem rechteckigen Grundriß erhebt sich die dreischiffige Halle, im Mittelschiff überwölbt mit einer hölzernen Tonne im charakteristischen Profil des Tudorbogens mit flachen, aufgelegten Kreuzrippen und Gurtbögen. Getragen wird diese Tonne durch zwölf kreuzförmige Holzstützen, von denen je zwei im Bereich der Altarnische und des ersten westlichen Joches nur als Wandvorlage ausgebildet sind. Die seitlichen Emporeneinbauten reichen bis zur Mittelachse dieser Holzstützen und werden im westlichen Teil des Raumes durch eine Orgelempore verbunden, die die Grundfläche des 1. Joches hinter dem Turm einnimmt.

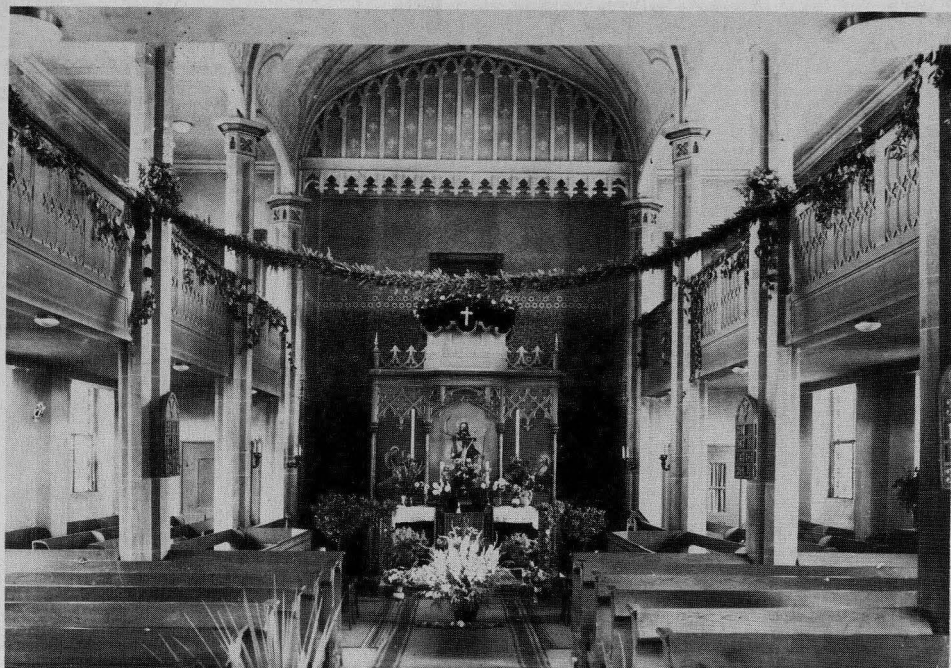


Abb. 1 Kirche zu Braunschweig-Ölper mit der Ausmalung von 1909 der Werkstatt Adolf Quensens
Aufnahme anlässlich der Hundertjahr-Feier 1942
Original: Chronik der Gemeinde Ölper

Nach Osten wird die Halle in der Breite des Mittelschiffes durch eine Altarnische abgeschlossen. Hier steht ein Kanzelaltar aus der Erbauungszeit. Das dreiteilige Altarbild wurde 1909 vom Kunstmaler Karl Scheller geschaffen (Sohn des Pastors Hermann Rudolf Scheller, Amtszeit 1884–1913).

1942 feierte man das hundertjährige Bestehen dieser Kirche, ein Datum, das sicher Anlaß genug gewesen wäre, die Farben des Kirchenraumes aufzufrischen. Doch die Muße und das nötige Geld fehlten in jenen Kriegstagen, und so holte man diese Ausmalung erst 1956 nach. Unter Anweisung des Restaurators Herzig versuchte man, durch eine Ausmalung in gebrochenen Weißtönen und sparsamen Vergoldungen dem Klassizisten Ottmer gerecht zu werden.

In der Tat gibt es in der 1. Akte des „Hz. Consistorium zu Wolfenbüttel, Ölper Kirchenbau 1812–1861“ in einer Kostenschätzung des „Bauconducteurs“ Müller zum Neubau vom 26. 1. 1840 nur Aufstellungen über weiße Ölfarbe und Vergoldungen an Gesimgliedern und Kapitellen. Rechnungen oder sonstige Hinweise auf eine Weißfassung des Kirchenraumes sind nicht vorhanden. In der 2. Akte (1862–1900) wird über eine Neuausmalung von 1883/84 unter Baurat Wiehe und Kreisbaumeister Krahe berichtet, in der von einem „Teppichmuster in zweierlei Blau“ für die Altarnische gesprochen wird. Aus der Chronik von Ölper geht hervor, daß die Ausmalung vom Malermeister Bluel aus Braun-

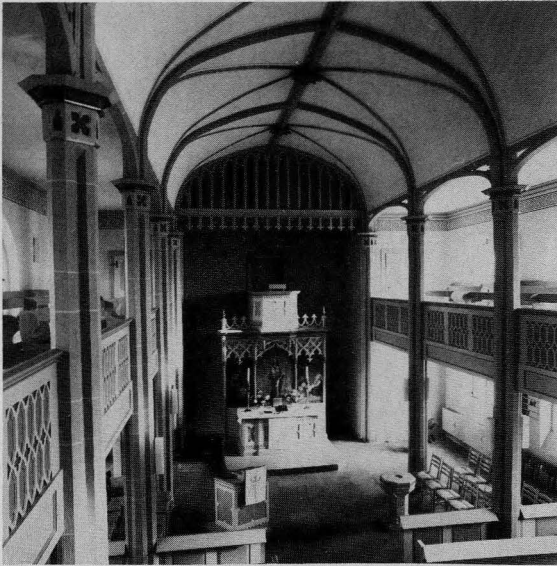


Abb. 2
Kirche in Braunschweig-Ölper,
Blick nach Osten, nach der
Neuausmalung 1981
Foto: N. Koch

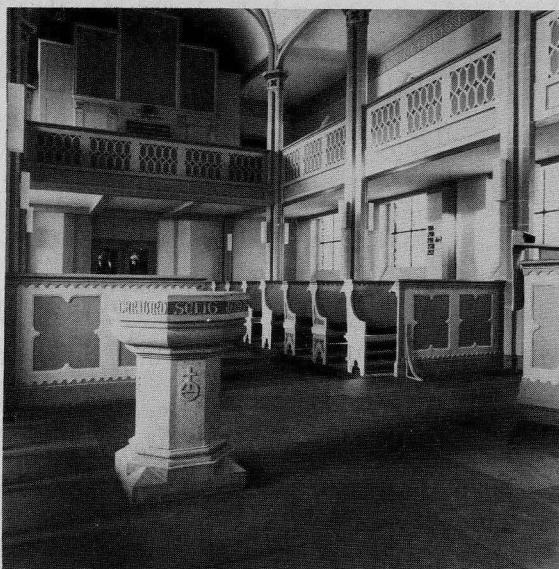
schweig ausgeführt wurde und sich auf Wände, Gebälk (Holzeinbauten) und Gestühl erstreckte. Die 3. Akte (1901–1941) erwähnt einen Neuanstrich der großen Nische hinter dem Altar (1901) sowie eine Neuausmalung des gesamten Innenraumes durch den Hofdekorationsmaler Quensen im Jahre 1909. Diese Ausmalung ist durch Schwarz-Weiß-Fotos in der Chronik der Kirchengemeinde Ölper und durch eine Rechnung Quensens vom 26. Juli 1909 belegt.

Nach eigenhändigen Farbentdeckungen durch das Stadtkirchenbauamt wurde im Mai 1981 der Restaurator Wolfram Kummer aus Burgdorf zur Klärung der neuen Farbgebung mit dem fachgerechten Freilegen der vorhandenen Farbschichten beauftragt. Daraus ergab sich folgendes Bild: Die zunächst entdeckten Farben an Brüstungen und Pfeilern – eine graugrüne steinimitierende Grundfarbe in zwei Abstufungen mit blauen Füllungen und gelben Kehlen in den Brüstungen sowie mit kräftigen blauen und roten Fassungen der Kapitelle – weisen eindeutig auf die dritte Ausmalung durch Quensen von 1909 hin. Das kann durch einen Vergleich der Ornamente mit Schwarz-Weiß-Fotos von der Jahrhundertfeier 1942 belegt werden.

Die im unteren Bereich der Altarnische freigelegte rotbraune Quaderung mit schwarzblauen Fugen stammt nicht aus der Zeit Quensens, sondern höchstwahrscheinlich aus der Ausmalung von 1884, die vom Malermeister Bluel ausgeführt worden war. Sie ist als Sockel zu denken, über dem sich „ein Teppichmuster in zweierlei Blau“ befand (s. 2. Akte „Hz. Cons. zu WF.“). Möglich aber ist auch, daß diese Quaderung zu einem Anstrich gehört, mit dem 1901 nur die Altarnische erneuert wurde.

Ein weiterer Befund ist die hell-dunkel kombinierte Holzimitation am Altar, Orgelprospekt, Gestühl und Türen. Diese Holzimitation ist auf den Fotos von 1942 belegt, die noch die komplette Ausmalung von 1909 zeigen. Durch die Rechnung Quensens vom Juli

Abb. 3
Kirche in Braunschweig-Ölper,
Blick nach Westen, nach der
Neuausmalung 1981
Foto: N. Koch



1909 wird sie eindeutig als dessen Arbeit ausgewiesen. Unter dieser Holzimitation, die auf eine helle Grundierung aufgebracht wurde, sind ebenso wie unter der übrigen Ausmalung Quensens nur wenige Farbreste einer früheren Ausmalung nachweisbar. Diese Aussage des Restaurators Kummer wird bestätigt durch die Rechnung Quensens, der in mehreren Positionen das „Abkratzen und Abwaschen“ alter Farben aufführt. Bedeutend für die Ausmalung 1981 ist die Position 2 dieser Rechnung, in der es heißt: „Vorstehende (aus der Vorposition) Flächen grundiert, gestrichen, nach den aufgefundenen Spuren alter Male-reien erneuert und mit Ornamenten verziert, die Rosetten mit echtem Gold aufgelichtet, die geraden Decken über den Emporen mit Ornamentmustern bedeckt.“ Aus dieser Beschreibung können wir entnehmen, daß Quensen die Ausmalung von 1884 (Bluel) entfernte (Pos.1), darunter aber Spuren alter Malereien (von 1842) fand. Der Ausdruck „Spuren alter Malereien“ deutet einmal darauf hin, daß auch Bluel die alten Farbschichten seines Vorgängers gründlich entfernte, zum anderen, daß die Ausmalung von 1842 keine reine Weißfassung war. Dieser Schluß war mehrfach aus der Kostenschätzung Müllers von 1840 gezogen worden.

Die Kirche in Schwicheldt, ebenfalls ein Bau Ottmers aus der Zeit von 1843, wurde 1970/71 nach einem vollständigen Befund der Ausmalung von 1906 (Maler Sievers, Hannover) in den Farben aufgefrischt (s. Gemeindechronik Schwicheldt). Um bei den partiellen Farbbefunden der Kirche in Ölper zu einem einheitlichen Konzept zu kommen, wurden zunächst in Anlehnung an die Farbgebung der Kirche in Schwicheldt Farbentwürfe in verschiedenen Grundfarben angefertigt und mit dem Kirchenvorstand und den Herren Dr. Giesau und Dr. Königfeld von der staatlichen Denkmalpflege besprochen. Die Entscheidung für ein Konzept nach den Farbbefunden aus der Zeit Quensens, der sich laut Pos. 2 seiner Rechnung vom Juli 1909 in seiner Farbgebung an den Spuren alter Farben orientierte, wurde durch Herrn Ratsherr Kohl erleichtert, der als Ottmerkenner bestätigte, daß die

Ausmalung Quensens von 1909 „nicht weit weg“ von Ottmer sei. Einsichten in Entwürfe Ottmers im Kreisheimatmuseum in Wolfenbüttel haben dieses bestätigt.

Für dem Grundton der Innenarchitektur wurde ein dem Elmkalk angenäherter Stein-ton gewählt und in verschiedenen Hell- und Dunkeltönen variiert. Gewölbe und Decken-flächen erhielten ein gebrochenes Weiß, die Umfassungswände ein helles Ocker. Besonde-re Architekturteile wie Kapitelle, Schlußsteine im Gewölbe und Brüstungen wurden durch Farbfassungen in gebrochenem Preußischblau bzw. Englischrot hervorgehoben und in ge-ringem Maß an Rundprofilen durch Vergoldungen betont.

Die Altarnische wurde entsprechend dem Grundton der vorgefundenen Quaderung lasierend in Englischrot gestrichen und mit einem dunkelrotbraunen, teppichhaften Orna-ment versehen. Das verwendete Ornament ist an dieser Stelle eine Neuschöpfung, jedoch ein am ganzen Gebäude und seiner Einrichtung immer wiederkehrendes Motiv. Als ver-bindender Fries wurde es an den Längsseiten des Raumes entlanggeführt, um dadurch mit geringstem Aufwand eine neugotische, stark von Ornamenten und Schablonenmalereien lebende Ausmalung anzudeuten.

Für den Altar blieb nach Festlegung der Farbtöne für die Nische nur noch die Mög-lichkeit, als liturgischer Höhepunkt hell vor dem rotbraunen Hintergrund zu erscheinen. In dem viel verwendeten Steinton grundiert, die Kehlen mit Preußischblau abgesetzt und die Wülste und Bekrönungen durch eine Vergoldung hervorgehoben, ist für die Farbfas-sung des Altars eine Lösung gefunden worden, die möglicherweise der ursprünglichen Ab-sicht, ihn hell zu gestalten (Befund: geringe Reste weißer Ölfarbe in Krakelee), näher-kommt als die Farbfassung von 1909 und 1956.

Im Zuge dieser Neuausmalung wurden aus liturgischen Gründen einige geringfügige Änderungen im Bereich des Altarraumes vorgenommen. So wurden an seiner Nord- und Südseite die Reste einer bis zur Ostseite der Kirche durchlaufenden Brüstung entfernt und die Zugänge in der Ostwand geschlossen. Mit diesen Resten wurde ein Lesepult gestaltet (G. Karrenführ) und der Abschluß der vorderen Bankreihe in fehlenden Teilen ergänzt. Ein bislang an der südlichen Seite des Altars stehender Gedenkstein wurde weniger auffäl-lig vor die nördliche, geschlossene Tür gesetzt und das neugeschaffene Lesepult und der aus der Zeit von 1947 stammende Taufstein in den Bereich zwischen Gemeinde und Altar gestellt.

Das Orgelgehäuse erhielt vorerst zur Angleichung an den Raum nur einen Grundan-strich im Farbton der übrigen Holzteile, da die Gemeinde beabsichtigt, den 1956 gestalte-ten Prospektschleier zu entfernen und die im 1. Weltkrieg eingeschmolzenen Prospektpfie-fen einschließlich fehlender historischer Prospektteile zu ergänzen.

Die Ausmalung der Kirche, die von der Firma Borrmann, Braunschweig, ausgeführt wurde, kostete ohne die sonstigen zur Instandhaltung erforderlichen Mittel 45 000,– DM. 27 000,– DM wurden allein von der Gemeinde durch Spenden aufgebracht, 10 000,– DM trug die staatliche Denkmalpflege dazu bei und die übrige Summe der Stadtkirchenver-band.

Die Neueinweihung der Kirche erfolgte am 1. Advent 1981 durch Propst Klaus Jür-gens und den Gemeindepfarrer Joachim Vahrmeyer.

Quellenangaben:

1. Landeskirchliches Archiv Braunschweig. Akte des „Hz. Consistorium zu Wolfenbüttel“: Ölper Kirchenbau 1812–1861, Nr. 1, Ölper Kirchenbau 1862–1900, Nr. 2, Ölper Kirchenbau 1901–1941, Nr. 3. – 2. Pfarrarchiv Braunschweig-Ölper. Chronik der Kirchengemeinde Ölper (ab 1907), Belege zur Kirchenkasse von 1909, Beleg 17a. – 3. Pfarrarchiv Peine-Schwicheldt. Chronik der Kirchengemeinde Schwicheldt. – 4. Hans Lindemann: Ölper, Die Geschichte eines Braunschweiger Pfahldorfes. Braunschweig 1977, S. 155–159.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1981

Die durch unseren Verein veranstalteten Vorträge und Studienfahrten erfreuten sich wiederum bei Mitgliedern und Gästen regen Zuspruchs.

Unsere Vereinszeitschrift konnte auch im vergangenen Jahr trotz gestiegener Kosten im üblichen Umfang von 128 Seiten erscheinen. Herr Rolf Steding hat es übernommen, für die seit Ende des Zweiten Weltkrieges erschienenen Jahrgänge der „Braunschweigischen Heimat“ ein Register zu erarbeiten.

Der Verein hatte im Berichtsjahr den Tod besonders vieler Mitglieder zu beklagen. Daher hat die Mitgliederzahl trotz einer Anzahl von Neueintritten abgenommen. Das sollte Anlaß sein, verstärkt für die Mitgliedschaft in unserem Verein zu werben.

Im Berichtszeitraum fanden folgende Veranstaltungen statt:

- 8. 1. 1981 Vortrag: „Neueste Ergebnisse zur Stadtarchäologie Braunschweigs“ (Frau A. Burghardt und Archäologieoberrat H. Rötting, M. A.) mit Lichtbildern.
- 14. 2. 1981 Winterfahrt nach Helmstedt mit Rundgang durch die Stadt (Führung durch Frau I. Henze), Vortrag „Geschichte der Universität Helmstedt im Überblick“ im Bibliothekssaal des Juleums in Helmstedt (Leiter der ehem. Universitätsbibliothek R. Volkmann) und geselliges Beisammensein mit „Schlachtefestessen“ im „Quellenhof“ im Brunntal bei Helmstedt.
- 12. 3. 1981 Vortrag: „Die Zukunft des Menschen aus der Sicht eines Biologen“ (Professor Dr. O. v. Frisch) in Verbindung mit der Mitgliederversammlung.
- 2. 5. 1981 Ortsbegehung von (Braunschweig-)Mascherode mit Wanderung zur Landwehr (Leitung R. Steding, Führung Ortsheimatpfleger H. Habekost).
- 30. 5. 1981 Studienfahrt in die Ostheide mit Besuch des Bickelsteines, der Demarkationslinie zur DDR bei Radenbeck-Zicherie, Besichtigung des Heimatmuseums in der Burg Brome, des Runddorfes Wiswedel, des Klosters Isenhausen und des Heimatmuseums im dortigen Brauhaus (Leitung R. Steding).
- 22. 8. 1981 Studienfahrt „Landschaft der Moore am Achtermann“ (Führung Dr. G. Bothe, Dr. D. Brandes, R. Steding).
- 19. 9. 1981 Studienfahrt „Lüneburger Heide“ mit Besuch des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide in Hösseringen und des Klosters Ebstorf (Leitung R. Steding).

- 8. 10. 1981 Vortrag: „Kirchenrestaurierungen im Bereich der Braunschweigischen Landeskirche“ mit Lichtbildern (Landeskirchenbaurat Dipl.-Ing. K. H. Renner).
- 25. 10. 1981 Studienfahrt nach Worpsswede und Fischerhude mit Besichtigung der dortigen Museen (Leitung R. Steding, Führungen Dr. A. Tode).
- 12. 11. 1981 Vortrag: „Gotthold Ephraim Lessing in Braunschweig“ mit Lichtbildern (Dr. R. Hagen).
- 10. 12. 1981 Adventsandacht in der St. Trinitatiskirche in Wolfenbüttel mit kunsthistorischen Erläuterungen über das Bauwerk und seine Ausstattung (Propst Müller, Kirchenbaurat Dipl.-Ing. Renner).

Der Vorstand des Vereins tagte im Berichtszeitraum zweimal, um Fragen der laufenden Geschäftsführung, der Satzung und des Denkmal- und Naturschutzes zu erörtern.

Mechthild Wiswe

Naturschutz-Aktivitäten des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1981

1. Für die Rote Mappe wurde besonders auf die Erhaltung der bedrohten dörflichen Vegetation hingewiesen. Hierbei erfüllen alte Kirchhöfe und Gutsparks wichtige Aufgaben als Refugien für bedrohte Arten. Zu ihrer Pflege dürfen keine Herbizide eingesetzt werden.

Außerdem wurde unterstrichen, daß der landschaftlich reizvolle und wissenschaftlich so interessante Verlauf der Oker von der Quelle bis zur Mündung in die Aller zumindest in repräsentativen Abschnitten erhalten bleiben muß. Hierzu ist es erforderlich, die gesamte Okeraue im nördlichen Stadtgebiet von Braunschweig zum Landschaftsschutzgebiet zu erklären.
2. Auf die Bedeutung alter Kirchhöfe haben wir auch die Bezirksregierung Braunschweig, die Landkreise sowie das Landeskirchenamt in Wolfenbüttel hingewiesen.
3. Beim Landkreis Wolfenbüttel wurde beantragt, den ehemaligen Kalksteinbruch oberhalb von Hemkenrode/Elm als Naturdenkmal auszuweisen. Diesem Steinbruch kommt für die Erhaltung der Kalk-Halbtrockenrasen eine große Bedeutung zu, was durch die spontane Ansiedlung einiger äußerst seltener Arten noch unterstrichen wird.
4. Unsere früheren Vorschläge zur Unterschutzstellung des Roten Berges östl. Schandellah sowie des Hägeberges bei Seinstedt wurden aufgegriffen; die Verfahren laufen seit längerem.
5. Die Behörden der Stadt Braunschweig wurden auf den besonderen Wert des Scherbelberges hingewiesen.
6. Dr. Dietmar Brandes vertrat den Braunschweigischen Landesverein im Beirat des Zweckverbandes Naturpark Elm-Lappwald.

Dietmar Brandes

NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Heinz Mollenhauer: Die beiden Hindersin. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1981. 240 S. m. einem Bild des Verfassers. – Lwd.

Der verstorbene Heinz Mollenhauer, unseren Lesern vor allem bekannt als engagierter Heimatfreund und Heimatforscher, der sich bereits früh sorgend um Fragen des Natur- und Denkmalschutzes bemühte, stellt sich hier auf ganz andere Art mit einem reizvollen, autobiographischen Schlüsselroman vor. Aus der Lebenserfahrung des Fünfzigers hat der Autor Kindheit und Jugend bis zur Reifeprüfung nachgezeichnet. Verbergen sich doch hinter den beiden „Hindersin“ Heinz Mollenhauer selbst sowie sein Vater, der Gymnasialprofessor Karl Mollenhauer. Weißenborn aber, der Ort der Handlung, ist Blankenburg. Vieles, was sich in der Familie Hindersin ereignet, ist typisch für die Lebensverhältnisse des gehobenen Bürgertums an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Aber auch das Kleinstadtmilieu ist anschaulich geschildert. So gewinnt man einen lebhaften Eindruck von den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, aber auch von den Idealen, die das Familienleben, insbesondere die Kindererziehung, bestimmen.

Hinter dem leichten Plauderton des Bandes verbirgt sich viel an zeitkritischer Auseinandersetzung, die hoffentlich auch in unseren Tagen zum Nachdenken über die Ideale des Humanismus anregt.

MWi

D. Kuessner: Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche 1930–1947 im Überblick. Offleben/Blomberg 1981, 192 S., Brosch.

Eine ausführliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche unserer Heimat jener Zeit, die zum Nachdenken anregt und manche falschen Vorstellungen korrigiert. Es ist dem Verfasser durch sorgfältige und umfangreiche Forschung gelungen, ein durchaus kritisch zu sehendes Stück hiesiger Kirchengeschichte aufzuzeigen. Anpassung und Widerstand werden sachlich aufgeführt, so daß auch von einer ausgewogenen Schrift die Rede sein kann. Ein Mangel (dem lt. Vorwort bald abgeholfen werden soll) ist freilich die zu kurz angeschnittene Vorge-

schichte zwischen 1914 bis 1930. Hier liegen viele Wurzeln für die kirchlichen Verhaltensweisen zum Nationalsozialismus. So wüßte z. B. der Leser gerne, was es auf S. 15 mit den „fälligen Staatsleistungen“ auf sich hat. Einige Zusammenhänge bleiben auch ansonsten undurchsichtig. So bleibt z. B. zu fragen, was der Beitritt des damaligen Bischofs zur „Christl.-deutschen Bewegung“, deren Distanz zur Partei geschildert wird, mit der 1932 erfolgten organisatorischen Festigung einer bedingten Öffnung der Pfarrerschaft gegenüber dem Nationalsozialismus zu tun hat? (S. 23) Aber derartige Kleinigkeiten und auch störende Druckfehler (S. 25 z. B. 1930 statt 1933, Zeile 23!!) mindern in keiner Weise das Verdienst und die Arbeit des Verfassers. Ein Bildanhang ergänzt in hervorragender Weise den Text.

Wolfgang A. Jünke

Diakonie. Ein Brief Christi an die Welt. 100 Jahre Evangelischer Verein – Innere Mission/Evang. Hilfswerk – Diakonisches Werk der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig. Hrsg. von Eberhard von Bülow. Braunschweig (1981). 154 S., 48 Schwarzweißabb., 1 Karte. – Kart.

Das Jubiläum der Diakonie innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Braunschweig war Anlaß zu dieser Bestandsaufnahme der Leistungen dieser segensreichen Einrichtung. Die Schrift soll der Bestimmung des gegenwärtigen Standortes dienen und zugleich Anregungen für die Zukunft bieten. Fünfzehn Beiträge aus der Feder kompetenter Praktiker und Theoretiker, die in drei Gruppen unter den Gesichtspunkten „Geschichtliche Beiträge“, „Theologische Beiträge“ und „Diakonie im Einsatz im Braunschweiger Land“ zusammengefaßt sind, erörtern die christliche Liebestätigkeit und Hilfe unter verschiedenen Aspekten. Die Braunschweiger Verhältnisse werden erfreulicherweise im größeren Rahmen der jeweiligen Gesamtsituation der Zeit gesehen und so um so verständlicher. Besonders beeindruckend sind jene Beiträge, die sich mit praktiziertem Christentum im Braunschweiger Land beschäftigen, so Kurt Schmidts Schilderungen aus seiner Arbeit und die Beiträge des letzten Abschnittes. Angaben über die Mitgliedseinrichtungen und herausragende Persönlichkeiten runden das Bild ab.

Wi

Heinrich Kielhorn und der Weg der Sonderschulen in Braunschweig. Hrsg. von Ulrich Bleidick. Braunschweiger Werkstücke R. A. Bd. 16 (= der ganzen Reihe Bd. 59). Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1981. 308 S., Schwarzweißabb., Kart.

Am 1. Mai 1881 wurde nach mancherlei Schwierigkeiten in Braunschweig mit der Eröffnung einer „Hilfsklasse für schwachbefähigte Kinder“, der zunächst 29 Schüler angehörten, das Sonderschulwesen begründet. Erster Lehrer wurde der aus Vallstedt bei Peine gebürtige Heinrich Kielhorn (1847–1934), dem das Sonderschulwesen über Braunschweig hinaus wesentlich Impulse verdankt. Die spätere Hilfsschule in Braunschweig, an deren Spitze Kielhorn lange Jahre stand, war in ihrer Konzeption richtungsweisend innerhalb Deutschlands. Die hundertjährige Wiederkehr des Gründungsdatums ist Anlaß für die vorliegende Bestandsaufnahme einer Autorengruppe, deren Mitglieder verschiedene Aspekte des Themas untersuchen. So werden die Vorgeschichte, die Gründerzeit und die weitere Entwicklung des Sonderschulwesens in Braunschweig innerhalb der Gesamtentwicklung des Schulwesens dargestellt. Während Teil 1 des Bandes vornehmlich schul- und sozialgeschichtliche Analysen enthält, bietet Teil 2 eine erläuterte Dokumentation zeitgenössischer Quellen.

M. Wiswe

Kurt Kronenberg: Bad Gandersheim in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1981. 80 S. mit 75 Schwarzweißabb. – Pappbd. 8^o.

Für diesen Band alter Photographien konnte der Verlag mit Dr. Kurt Kronenberg, den ohne Zweifel besten Kenner Gandersheims, insbesondere der Sozial- und Häusergeschichte, gewinnen. So ist nicht nur eine treffliche Auswahl von Bildern getroffen worden, sondern auch die Erläuterungen sind von außerordentlicher Dichte und hohem Informationswert. Beachtlich und nachahmenswert auch die Angaben über die Bildquellen, die man leider oft in derartigen Bänden vermißt, sowie ein Schlagwortregister. Der Band sieht seine Aufgabe zu Recht darin, den Wandel Gandersheims von der „kleinen Akkerbürgerstadt“ zu „einem Gemeinwesen von beachtlichem Kulturleben und einem vielbesuchten Heilbad augenfällig zu machen“. Neben den

Abbildungen einzelner Bauwerke nehmen Fotos von ernsten und heiteren Ereignissen aus der Stadtgeschichte sowie Milieudarstellungen einen breiten Raum ein. So entsteht ein lebendiges Bild der (nicht immer) guten alten Zeit. MWi

Heinz Röhr: Geschichte der Stadt Königsutter am Elm. Braunschweig: Hans Oeding 1980. 180 S. m. 4 Karten und 19 Federzeichnungen von Wilhelm Krieg. – Lwd.

Der Verfasser, als Mitarbeiter dieser Zeitschrift dem Leser bekannt, legt hier die erweiterte Neubearbeitung seiner längst vergriffenen Stadtgeschichte von 1956 vor. Nach einem einleitenden Überblick über die naturräumlichen Bedingungen und Hinweisen auf die frühgeschichtliche Besiedlung des Raumes, bietet Röhr eine in fünf Hauptabschnitte gegliederte Übersicht über die Entwicklung von Stift und Stadt Königsutter in historischer Zeit. Den Beschluß bilden Hinweise auf die Zukunftsperspektiven der Stadt. Eindrucksvolle Federzeichnungen von Wilhelm Krieg bereichern den gut ausgestatteten Band.

MWi

Das Pfarrhaus zu (Salzgitter-) Barum und die Familie Wolff. Ausstellungsführer bearbeitet von D. Matthes und R. Hagen. Wolfenbüttel: Stadt- und Kreisheimatmuseum 1981. 73 S. mit 38 Schwarzweißabb., 4^o. – Brosch.

Auch im Namen ihres verstorbenen Gatten hat Frau Marie Mengen wertvolle Dokumente, Bilder und Gegenstände, die das Leben in ihrer Familie im 18. und im 19. Jahrhundert illustrieren, als Legate dem Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel sowie dem dortigen Stadt- und Kreisheimatmuseum überlassen. Das bot Anlaß, das Leben der Familie Wolff-Mengen, deren wohl bedeutendster Vertreter der Domprediger in Braunschweig Johann Wilhelm Gottlieb Wolff (1750–1823) war, in einer Ausstellung nachzuzeichnen und in dem vorliegenden Führer zu dokumentieren. Dieser ist über den aktuellen Anlaß hinaus wertvoll. Bietet er doch mit viel Liebe zum Detail interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse und das hohe Niveau der Sachkultur einer Familie des gehobenen Bildungsbürgertums.

MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

68. Jahrgang

Juni 1982

Heft 2/3

Geburt und Taufe im Volksleben der Vergangenheit

Zu einer Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum

Von Mechthild Wiswe

Die Sonderausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums „Geburt und Taufe im Volksleben der Vergangenheit“ greift ein Thema auf, das hierzulande überhaupt noch nicht und anderwärts nur selten in einer Sonderausstellung gewürdigt worden ist. Das ist um so überraschender, als viele Teilaspekte dieses Bereiches in volkskundlichen Arbeiten Berücksichtigung gefunden haben, so für unseren Raum in einem ausführlichen Abschnitt in der Braunschweiger Volkskunde von Richard Andree¹⁾. In diesem steht im Vordergrund die Schilderung des Aberglaubens, der mit Geburt und Schwangerschaft verbunden wurde. Wilhelm Rauls andererseits hat „Die Taufe in der Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Braunschweig“²⁾ unter kirchengeschichtlichen und liturgischen Gesichtspunkten umfassend untersucht.

Einst waren Schwangerschaft und Geburt mit viel mehr Unwägbarkeiten behaftet als heutzutage. Die damit verbundenen natürlichen Vorgänge waren oft unverständlich. Da boten feste, durch das Herkommen bestimmte Verhaltensmuster Halt und Sicherheit. Durch abergläubische Praktiken suchte man jene Vorgänge positiv zu beeinflussen, denen man sich oft hilflos ausgeliefert fühlte.

Die Schwangere galt als durch „Sympathie“³⁾ mit dem ungeborenen Kinde verbunden. Dadurch übertrugen sich besondere Erlebnisse oder Verhaltensformen von jener auf dieses. So führte man körperliche Mängel oder Abnormitäten des Kindes darauf zurück: Erschrak die Schwangere etwa vor einem Hasen, so folgte daraus beim Kind eine „Hasenscharte“. Trank jene kaltes Wasser, so bewirkte das angeblich beim Kind einen „Wasserkopf“. Dieses würde keine Zähne bekommen, wenn die Schwangere sich einen Zahn ziehen ließ.

Das besondere Verhalten der Schwangeren konnte dem Kind bestimmte psychische und moralische Eigenschaften mitgeben: Dieses wurde diebisch, wenn die Schwangere gestohlen hatte, wie man sagte. Blickte sie aber durch ein Schlüsselloch, so schielte das Kind später oder es wurde neugierig.

Gemeinhin herrschte hierzulande einst nach der Rede der Erwachsenen und dem Kinderglauben die Vorstellung, daß der Storch, der mundartlich „Heilebart“ hieß, die Kinder brachte. Er holte sie danach jeweils aus einem bestimmten Gewässer. In der Stadt Braunschweig galt dafür der nahe der Broitzemer Straße gelegene Jogheth- oder Jödebrunnen, der gefaßt war und von dem das Wasser bereits im Mittelalter durch hölzerne Rohre in den Brunnen auf dem Altstadtmarkt geleitet wurde. Des öfteren tragen jene Quellen, aus denen angeblich die Kinder kommen, den Namen Negenborn. Das gilt beispielsweise für Schöningen⁴⁾. Mit dem allgemeinen Zurücktreten mythologischer Anschauungen ging auch die Vorstellung vom Storch als Kinderbringer zurück. So wird dieser als solcher in einer Umfrage von 1931⁵⁾ nur teilweise erwähnt, mitunter aber an seiner Stelle die Hebamme, die hierzulande in älterer Zeit in der Regel Bademutter hieß. Dieses Amt, das oft mit dem der „Totenfrau“ verbunden war, wurde zumeist von einer älteren, erfahrenen Frau ausgeübt. Ausgewählt wurde diese in der Regel von den Frauen des Dorfes unter Einflußnahme des Ortsgeistlichen⁶⁾. Das Amt vererbte sich oft über viele Generationen von der Mutter auf die Tochter.

Auf diese Weise erfolgte die Anleitung zur Geburtshilfe in praktischer Form, und es wurde das Erfahrungswissen weitergegeben. Erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts scheint die Obrigkeit in unserem Raum sich allgemein gezielt der Geburtshilfe angenommen zu haben. Eine Verordnung Herzog Karls I. von Braunschweig-Lüneburg über das Gesundheitswesen im damaligen Fürstentum Wolfenbüttel von 1747 widmete sich ausführlich dem Hebammendienst und forderte das Collegium Medicum, die oberste Gesundheitsbehörde des Landes auf, eine Hebammenordnung zu entwerfen⁷⁾. Erst zehn Jahre später, unter dem 18. Februar 1757⁸⁾, ist diese in der Tat erlassen worden. Danach durften – abgesehen von besonderen Notfällen – nur amtlich bestellte und beeidigte Hebammen Geburtshilfe leisten. Freilich wurde langhin immer wieder gegen diese Vorschrift verstoßen. Für den Hebammendienst durften nur Frauen angenommen werden, die „... mit einem natürlichen guten Verstande, mit gesunden dauerhaften Leibeskräften und mit Wachsamkeit, in sonderheit mit reinen geraden und gelenken Händen begabt, und von allen äußerlichen Gebrechen befreiet sind“. Sie „sollen lesen und schreiben können, auch bereits selbst Kinder zur Welt geboren haben. Außer diesem sollen sie ... glaubwürdige Zeugnisse beibringen, daß sie einen ordentlichen und christlichen Lebenswandel führen“. Weitere Voraussetzung für die Anstellung als Hebamme waren der Nachweis einer praktischen und theoretischen Ausbildung. Jede zukünftige Hebamme hatte so eine Tätigkeit als „Wärmefrau“, d. h. als Art Gehilfin bei einer bereits zugelassenen Hebamme nachzuweisen. Außerdem hatte sie an einer kostenlosen Unterweisung über Geburtshilfe teilzunehmen. Diese wurde für die angehenden Hebammen in Wolfenbüttel und Braunschweig in die Hände eines Professors des Fürstlichen Collegiums Anatomico Chirurgici in Braunschweig gelegt. Im übrigen war diese von dem zuständigen Stadt- bzw. Kreisarzt vorzunehmen. Die Kosten hatte die Gemeinde zu tragen, in der die Anstellung der Hebamme vorgesehen war. Über die erworbenen Kenntnisse war eine mündliche Prüfung abzulegen. Darin waren Fragen zu beantworten, die sich auf das Erkennen der Schwangerschaft, auf die eigentliche Geburtshilfe, auf Hygiene aber auch auf Vor- und Nachsorge bei der Geburt bezogen⁸⁾. Nach den erhaltenen Prüfungsprotokollen war der Kenntnisstand recht unterschied-

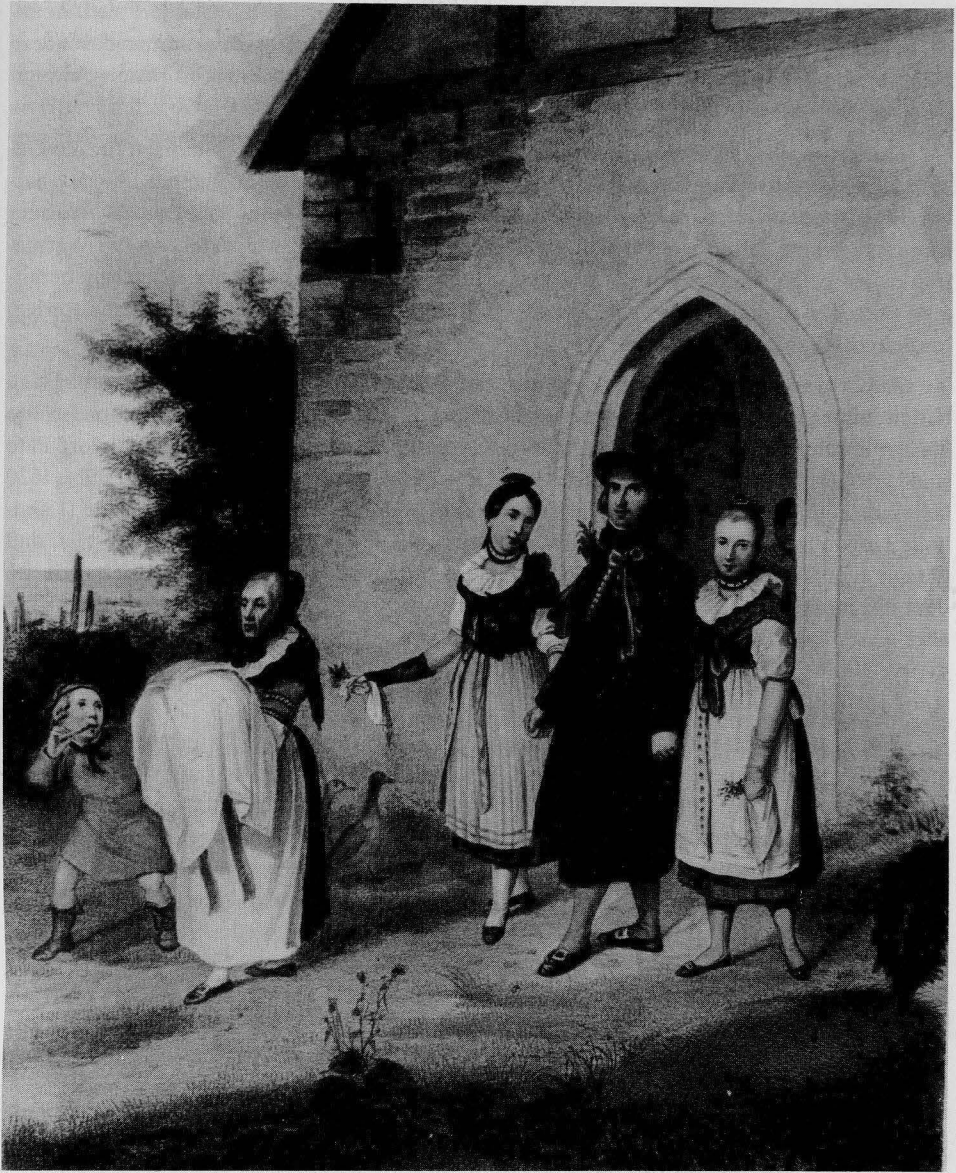


Abb. 1 Taufgesellschaft vor der Kirche in (Braunschweig-)Riddagshausen.
 Vorn die Hebamme mit dem Täufling, dahinter ein Pate und zwei Patinnen,
 die aus dem feierlichen Anlaß ihre Brautkrone tragen.

Kol. Lithographie nach Carl Schröder (1802 – 1867).

Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum

lich, im ganzen freilich bescheiden⁹⁾. Übrigens hatte man im 18. Jahrhundert auch in anderen Staaten die Notwendigkeit einer Hebammenausbildung erkannt. Eine besondere Qualität soll diejenige an der Berliner Charité besessen haben. Auch im Braunschweigschen nahm man gern dort ausgebildete Bademütter an.

Die braunschweigische Verordnung von 1757⁸⁾ setzte übrigens Gebühren für die Geburtshilfe unter sozialen Gesichtspunkten fest. Familien von „vorzüglichem Stande“ hatten drei bis sechs Taler an die Hebamme zu entrichten sowie zwei Taler an die Wärmefrau. Ackerleute, also Großbauern, an die Hebamme ein bis zwei Taler, an die Wärmefrau einen Taler, die übrigen Landbewohner sowie Tagelöhner und andere gering bemittelte Personen in den Städten aber nur 18 bis 24 Mariengroschen an die Hebamme sowie 6 Mariengroschen an die Wärmefrau.

Zuvor waren die Hebammengebühren offensichtlich nicht einheitlich geregelt. Dazu hatten zumeist außer den Kindeseltern die Gevattern beizutragen. So gab beispielsweise die Braunschweiger Bürgertochter Margarete Tottenrodt, als sie 1629 in Lehndorf Pate stand, der Bademutter – wie jeder andere Gevatter – vier Gute Groschen, dieselbe 1630 bei einer Patenschaft in Leiferde bei Gifhorn drei Gute Groschen¹⁰⁾. Aus Heinade (Landkreis Holzminden) andererseits ist aus der Mitte des 18. Jahrhunderts überliefert¹¹⁾, daß damals hier die Bademutter von der Kindbetterin sechs Mariengroschen erhielt, von jedem der in der Regel drei Gevattern zwei Mariengroschen. Von einem unehelichen Kind aber waren hier 18 Mariengroschen zu bezahlen. Als zusätzliches ständiges Entgelt erhielt die Hebamme in Heinade von der Gemeinde die Erlaubnis, ein Schwein kostenlos zur Mastung ins Holz treiben zu lassen.

Übrigens forderte unsere Verordnung von 1757 in ihren Ausführungsbestimmungen auch, „die Nabelschnur, Nachgeburt und Häutlein, so die Kinder mit auf die Welt bringen, sollen die Hebammen nicht heimlich wegtragen und zu Mißbrauch und Ausübung macherley frevelhafter Bosheit verkaufen, sondern in gute Verwahrung nehmen“. Daraus kann man entnehmen, daß diese Teile zu zaubrischen Praktiken benutzt wurden. Durch solche suchte man wohl die Geburt selbst zu erleichtern. So hatte die Hebamme häufig einen Kreuzdorn bei sich. Mit diesem schlug sie über dem Mutterleib dreimal ein Kreuz, um eine schwere Geburt zu erleichtern¹²⁾. Dem dienten auch Amulette, besonders solche von roter Farbe, wie etwa Korallen¹³⁾. Aber auch Mittel, die auf der Grenze zwischen Medizin und Zauberglauben ihre Wirkung hatten, waren üblich. So verzeichnet ein handschriftliches Rezeptbuch des Schmiedemeisters Bernhard Christoph Heinrich Urban aus Gilzum am Elm, das 1786 begonnen worden ist, das folgende Rezept¹⁴⁾:

„Wenn ein Weib in Kindesnöthen und nicht gebären kann, Sie nehme Eichenmispel (?), ein Quintlein (= ca. 5 g) in Bier oder Wein ein, so gebietet sie bald und das gebohrne Kind ist lebenslang vor der fallenden Kranckheit sicher.“

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gab es hiezulande Bemühungen, die Geburt durch Verwendung eines besonderen Geburtsstuhles zu erleichtern. Um eine Anschaffung haben sich vor allem Landgeistliche bemüht, die um das gesundheitliche Wohl ihrer Gemeindemitglieder besorgt waren¹⁵⁾. Freilich ist es oft nicht zum Kauf dieser Geburtshilfe gekommen, da strittig war, wer die verhältnismäßig hohen Kosten dafür zu tragen hatte. Deswegen sah sich die Regierung auch nicht in der Lage, den Erwerb von Geburtsstühlen

zu verfügen, sondern konnte diesen nur empfehlen¹⁶⁾). Mitunter scheinen die Stücke von den Kirchengemeinden angeschafft worden zu sein, so vermutlich dasjenige aus (Salzgitter-)Engelnstedt, das sich jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum befindet. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind übrigens die Geburtsstühle allmählich wieder außer Gebrauch gekommen.

Die Kindbetherin bedurfte der besonderen Fürsorge. Nachbarinnen brachten ihr wohl eine kräftige Wochensuppe in besonderen Deckelschüsseln aus Keramik oder Zinn.

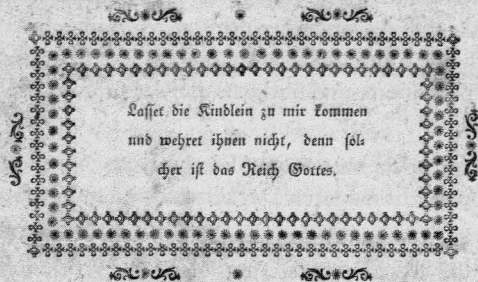
Nach alter Sitte, wie sie u. a. die Braunschweigische Kirchenordnung von 1646 festgeschrieben hatte¹⁾, durfte die Wöchnerin das Haus erst sechs Wochen nach der Geburt wieder verlassen. Sie war dadurch von vornherein schwerer Arbeit enthoben. Der erste Ausgang hatte zur Kirche zu führen, wo Mutter und Kind im Rahmen des Gottesdienstes eingesegnet wurden. Dafür war an den Geistlichen eine Gebühr zu entrichten. Müttern unehelicher Kinder war die Einsegnung übrigens verwehrt.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Sitte der Einsegnung nicht selten mißachtet. Dagegen wandten sich wiederholt Landgeistliche, teils wegen der entgangenen Gebühren, ebensooft aber wegen der Sorge um den Gesundheitszustand der jungen Mütter. So erneuerte eine Verordnung 1827 die „fromme Sitte, daß Wöchnerinnen sich einige Wochen lang der Arbeit enthalten und dann mit ihrem Kinde im Gotteshaus erscheinen, um vom Prediger eingesegnet zu werden“, ohne die Frist ganz genau festzulegen¹⁸⁾.

Verwandte, Freunde und Nachbarn pflegten schon bald nach der Geburt vorzusprechen, um ihre Glückwünsche dazu anzubringen und das Neugeborene anzusehen. Die Gäste wurden nicht nur hierzulande, sondern auch in anderen Gegenden Norddeutschlands mit einer besonderen Brauchspeise bewirtet, der Kaltschale. Diese bestand aus zerkleinertem Honigkuchen und mitunter Rosinen in Bier oder Brantwein und wurde in der Regel in einer zinnernen Ohrenschüssel aufgetischt, aus der alle Gäste gemeinsam mit Zinnlöffeln aßen. War das Neugeborene ein Mädchen, so verzehrte man eine Rotwurst in der Schweinsblase. War es ein Junge, so kam die „Piepwost“ auf den Tisch, eine Rotwurst im Dickdarm des Schweines, an dem ein Rest des Blinddarmes belassen war, den man dem männlichen Geschlechtsteil verglich. Mancherorts wurde diese Rotwurst am Taufstage verzehrt. Daher wird sie auch „Taufwurst“, mundartlich „Döpewost“, genannt.

Aus einigen Dörfern in der Gegend von Vorsfelde überlieferten Richard Andree und Heinrich Beck¹⁹⁾ aus der Zeit kurz vor der Jahrhundertwende die Sitte, daß etwa acht Tage nach der Geburt in der engsten Familie ein Wurstessen abgehalten wurde, das plattdeutsch „Kinnsfäutjenvertêren“ hieß. Das ist der Rest des uralten Rechtsbrauches, nach der Geburt eines Kindes ein Gebäubrot in Form eines Kinderfußes zu verzehren²⁰⁾.

Die Spendung der Taufe als Sakrament²¹⁾ der Aufnahme in die christliche Kirche war bis in das Mittelalter hinein auf Ostern und Pfingsten beschränkt. Taufrecht hatten im Bereich der missionierten germanischen Stämme zunächst nur die an bedeutenderen Orten gelegenen Kirchen, so die Archidiakonatssitze. Das hatte zur Folge, daß die Taufe oft erst geraume Zeit nach der Geburt erfolgte. Wir wissen etwa, daß der spätere Kaiser Otto I. (gest. 973) erst im Alter von sechs Monaten getauft worden ist, Heinrich der Löwe gar erst im Alter von fünf Jahren an Pfingsten 1135. Heinrich der IV. andererseits ist am 11. No-



Verthgeschätzter Herr Vater!

Es hat der göttlichen Güte gefallen, meine geliebte Ehe-Gattin in Gnaden zu entbinden, und uns beiderseits Eltern mit einem jungen **Sohne** zu erfreuen. Damit aber diese unsere Freude desto vollkommener seyn möge: so sind wir mit Gott entschlossen, dieses Geschenk des Himmels durch das Bad der Wiedergeburt zu heiligen. Und eben um deswillen nehme mir die Freiheit **Sich** ^{den 5. d. d. d.} **faumlich** zu ersuchen, am **Freitag** ^{den 5. d. d. d.} **geliebt** es Gott um 3 Uhr in hiesiger, der **Schwestern** Kirche dieser heiligen Handlung als einen **anerkannten** Tauf-Bezeugen, mit beizuwohnen, und unser Kind dem Vater im Himmel durch ein andächtiges Gebet vorzutragen. Ich werde die mir und meinem Kinde dadurch erwiesene Liebe allezeit aufrichtig und dankbarlich erkennen, und verbleibe

Euer

Schliestedt, *Sich* lieber der **Vater**
 28. Nov. 1824. **Heinrich Dietrich.**

Abb. 2 Einladungsschreiben zur Übernahme von Patenstelle auf einem Vordruck.
 Ausgefertigt in Schliestedt bei Schöppenstedt im Jahre 1824.
 Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum



Abb. 3 Darstellung auf einem Schmuckblatt mit vorgedruckter Aufforderung zur Übernahme von Patenstelle.

Ausgefertigt in (Salzgitter-)Lebenstedt im Jahre 1889.

Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum

vember 1050 in Goslar geboren, aber Ostern 1051 in Köln getauft worden. Seit Thomas von Aquin (gest. 1274) wurde es Brauch, die Kinder bereits wenige Tage nach der Geburt zu taufen. Die braunschweigischen Kirchenordnungen des Reformationsjahrhunderts legten fest, daß die Taufe spätestens drei oder vier Tage nach der Geburt erfolgen sollte. In den 1570er Jahren wird wiederholt von Geistlichen aus dem Braunschweigischen darüber geklagt, daß diese Frist nicht eingehalten würde, so aus der Gegend von Seesen 1577, daß die Leute ihre Kinder oft bis zu 14 Tagen ungetauft ließen. Schon 1570 hatte Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg eine 1571 erneuerte Verordnung erlassen, nach der bei Überschreiten der dreitägigen Tauffrist eine Strafe von einer braunschweigischen Mark zu entrichten war.

Diese Strafandrohung scheint nur begrenzte Wirkung gehabt zu haben, wie zahlreiche Beschwerden von Landgeistlichen aus der Folgezeit verdeutlichen. Wenn diese die Situation richtig beurteilt haben, so lag die Ursache für das Hinauszögern der Taufe nicht etwa in der Fürsorge für die zarte Gesundheit des Neugeborenen, sondern in der Zurüstung eines üppigen Tauffestes für eine große Anzahl von Gästen. So etwa äußerte 1768 der Ortsgeistliche von Brunzen bei Einbeck seinen Unmut darüber, daß der Tauftermin danach festgesetzt würde, wann im benachbarten Greene, von wo man dieses bezog, frisches Bier gebraut würde²²).



Abb. 4 Doppelter Taufalter aus der Münzstätte Zellerfeld. Auf der Vorderseite Zeichen „H H“ vermutlich des Münzmeisters Heinrich Horst (1712 – 1719 in Zellerfeld).

Aus der Sammlung der Norddeutschen Landesbank

Foto: O. Hoppe



Abb. 5 Tauftaler aus der Münzstätte Zellerfeld mit den Jahreszahlen 1697 und 1708 sowie dem Zeichen „R B“ des Münzmeisters Rudolf Bornemann.

Aus der Sammlung der Norddeutschen Landesbank

Foto: O. Hoppe



Abb. 6 Doppelte Taufaler aus der Münzstätte Stolberg/Harz (links) und aus Gotha (rechts) aus dem 18. Jahrhundert.

Aus der Sammlung der Norddeutschen Landesbank

Foto: O. Hoppe



Abb. 7 Medaille auf die Geburt des Prinzen Anton Ulrich, 2. Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern vom Jahre 1714.

Es sind Abschläge in Bronze und Silber nachweisbar.
Oben Originalgröße, unten dreifache Vergrößerung.
Aus der Sammlung der Norddeutschen Landesbank

Foto: O. Hoppe

Die Taufe sollte öffentlich in der Kirche abgehalten werden, und zwar an Wochentagen mittags und an Sonntagen zur gleichen Zeit nach dem Hauptgottesdienst. Lediglich bei Lebensgefahr für das Neugeborene durften Nottaufen grundsätzlich im Hause von staten gehen. Im übrigen waren Haustaufen nur mit besonderer Erlaubnis möglich, die von Fall zu Fall eingeholt werden mußte, offensichtlich aber leicht zu erreichen war bei Erlegung einer bestimmten Geldsumme. Nach einer Verordnung von 1747 war dafür jeweils ein Speziesdukat zugunsten der Armenanstalten zu bezahlen.

Vor der Taufe galt es zunächst, Gevattern zu gewinnen. Dazu sandte man jenen gelegentlich noch im 19. Jahrhundert einen Teil der Nabelschnur des Neugeborenen an einem seidenen Bändchen zu, auf dem sein Name geschrieben war²³). Gleichzeitig war es offensichtlich weiter verbreitet, schriftlich zur Übernahme von Patenstelle aufzufordern. Das geschah auch dann in dieser Form durch die Hebamme oder einen Boten, wenn der Angesprochene in der Nachbarschaft wohnte und leicht persönlich hätte angesprochen werden können. Jene Gepflogenheit erleichterte zweifellos eine Ablehnung. Diese erfolgte durch Rücksendung der Aufforderung und soll wegen der mit der Patenstelle verbundenen Un-

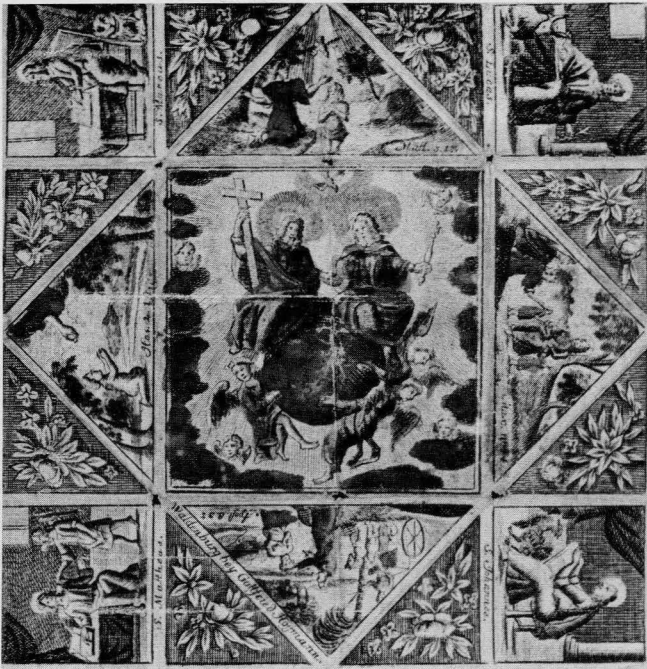


Abb. 8 Außenseite eines Patenbriefes mit kolorierten Kupferstichen. Mittelbild mit Gottvater und Sohn auf der Weltkugel. Erschienen bei Hoffmann in Waldenburg und mit Widmung aus dem Jahre 1803.

Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum

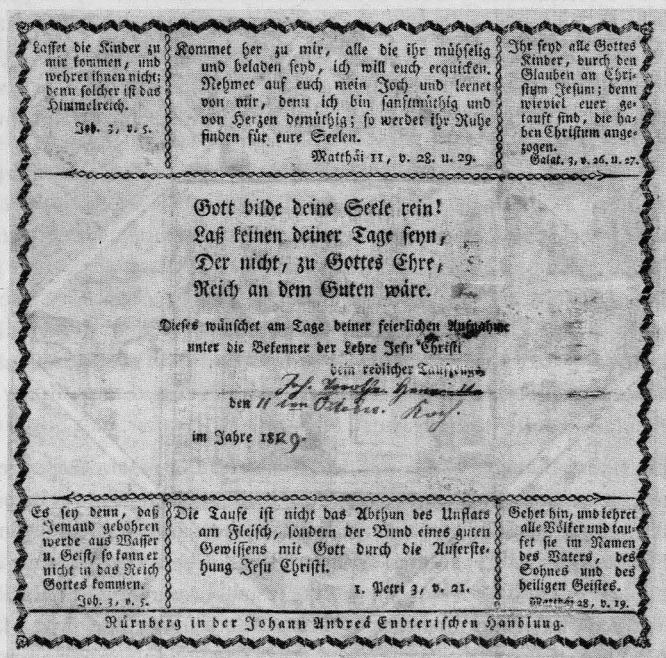
kosten nicht selten vorgekommen sein. So etwa klagt der Pfarrer von Semmenstedt (Kreis Wolfenbüttel) 1768, daß „manche Dienstmagd, wenn sie nur zweimal in einem Jahre Gervatter stehen muß, ihr ganzes Lohn zusetzen muß“²⁴). Übrigens hieß die Pateneinladung hierzulande mundartlich „bottervogel“ wie der Schmetterling.

Die älteste aus unserem Raum erhaltene derartige Pateneinladung stammt aus dem Jahre 1762. Freilich dürfte der Brauch erheblich älter sein. Unsere frühen Stücke sind sämtlich in Gänze handschriftlich in Schönschrift in formelhaften Wendungen ausgeführt. Sie dürften in der Regel von Lehrern ausgefertigt sein, die sich dadurch eine kleine Nebeneinnahme verschafften. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kamen in steigendem Maße Einladungsdrucke in Gebrauch, in die die persönlichen Daten nurmehr eingefügt zu werden brauchten. Noch später verbreitete sich die Verwendung von Schmuckblättern. Häufig zeigen diese bildliche Gestaltungen des neutestamentlichen Wortes „Lasset die Kindlein zur mir kommen“ (Matth. 19, 14) oder des Motivs „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“ (Mark. 16, 16). Die meisten dieser Schmuckformulare, die zur großen Gruppe religiöser Gebrauchsgraphik zählen, enthalten keinerlei Angaben über die Hersteller. Eins mit der Datierung 1882 aus der Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums nennt A. Gönner in Bernburg. Das deutet auf die überregionale Verbreitung dieses Typus. Ein zweites Stück mit einer Widmung von 1900 enthält die Angabe „Verlag von Hellmuth Wollermann in Braunschweig“. Diese mit einem Verlag verbundene Buchhandlung war spezialisiert auf Bildmaterial und Literatur für den Gebrauch in der braunschweigischen evangelischen Landeskirche.



Abb. 9 Außen- und Innenseite eines Patenbriefes aus der Firma Johann Andreas Endter in Nürnberg. Außenseite mit kolorierten Kupferstichdarstellungen, Mittelbild mit Taufszene. Die Widmung stammt von 1829.

Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum



Den Paten verursachte zunächst die Taufe Kosten. Die erwähnte Margarete Tottenrodt²⁵⁾ aus Braunschweig mußte für die Patenschaften, die sie zwischen 1629 und 1641 übernahm, jeweils Geld aufwenden für das Patenkind „in den Fatternknuten“ (vgl. unten), für die Bademutter, „in das Haus des Kindes“ (wofür ist fraglich), für 1 Himten Roggen (= ca. 31 l) sowie in zwei Fällen außerdem für „einen süßen Käse“. Vielleicht dienten dieser und das Brotgetreide, dessen große Menge erstaunt, der Ausrichtung des Taufmahles. Im 18. Jahrhundert werden verschiedentlich neben den Ausgaben für das Patengeschenk und für die Bademutter solche für den Kauf von Tüchern, Bändern und Sträußen aus Kunstblumen erwähnt, die die männlichen und die weiblichen Paten einander schenkten²⁶⁾.

Wiederholt wenden sich Verordnungen gegen diese Üppigkeit. Andererseits waren die Eltern wegen der zu erwartenden Patengeschenke geneigt, möglichst viele Paten zu gewinnen. Bis zu sechzehn kommen vor, oft zumindest sechs bis acht. Verordnungen schreiten gegen dieses Übermaß ein, so die Verlöbnis-, Hochzeits-, Kindtaufs- und Begräbnisordnung von 1646. Danach sind nurmehr höchstens drei Paten erlaubt.

In ländlichen sowie in kleinbürgerlichen städtischen Kreisen ist es offensichtlich hierzulande erst im letzten Teil des 19. Jahrhunderts üblich geworden, bestimmte Gegenstände als Patengeschenke für den Täufling zu überreichen, wie Becher, Serviettenringe und Bestecke aus Silber, die oft mit dem Monogramm oder Namen des Täuflings und des Paten versehen wurden. Zuvor waren gemeinhin in jenen sozialen Schichten Geldgeschenke die Regel. Die mehrfach erwähnte Margarete Tottenrodt hatte 1629 27 Gute Groschen, 1637 1 Reichstaler 9 Gute Groschen dafür aufgewandt²⁵⁾. In (Braunschweig-)Querum gab man 1768 1 Reichstaler 8 Gute Groschen bis höchstens 2 Reichstaler²⁷⁾. Als Taufgeschenk verwandte man anstelle von im Umlauf befindlichen Münzen gern sogenannte Tauftaler, medaillenförmige Gepräge aus Silber im Gewicht von einem Taler oder einem doppelten Taler. Aufgekommen ist diese Sitte offensichtlich im 17. Jahrhundert²⁸⁾.

Zwischen 1671 und 1753 sind in der Münzstätte Zellerfeld im Harz unter den Münzmeistern Heinrich Horst, Rudolf Bornemann, Ernst Peter Hecht und Johann Benjamin Hecht derartige Tauftaler aus verschiedenen Stempeln geschlagen worden, die freilich den Grundtypus nur geringfügig variieren²⁹⁾. Auf der Vorderseite ist jeweils die verbreitete Darstellung der Taufe Jesus im Jordan wiedergegeben. Über dem Getauften, der im Gebet verharret, hat sich der Himmel aufgetan, aus dem der Heilige Geist in Gestalt einer Taube herabkommt. Als Umschrift und zum Teil im Bildfeld sind Texte angebracht, die sich auf die Taufhandlung beziehen. Die Rückseite enthält im Feld sowie als Umschrift ebenfalls Tauftexte biblischer Herkunft.

Ganz ähnlich wie die Zellerfelder Tauftaler ist ein Gepräge der Münzstätte Stolberg/Harz gestaltet sowie ein anderes aus Gotha. Seltener und teilweise nicht mit der Taufe Jesus, sondern mit Taufzeremonien in Kirchen und mit Kinderdarstellungen versehen sind Taufmedaillen aus anderen Münzstätten, insbesondere denen der süddeutschen Reichsstädte. Neben diesen wurden seit der Renaissance individuelle Taufmedaillen vor allem zu fürstlichen Geburten herausgegeben sowie seltener zu solchen in adligen und wohlhabenden bürgerlichen Familien³⁰⁾. Derartige Medaillen wurden auch geprägt anlässlich der Ge-

burt von Prinzen des Welfenhauses, so auf die der späteren Herzöge von Braunschweig-Lüneburg Karl I. (1713), Karl Wilhelm Ferdinand (1735) und Karl II. (1804). Diese zeigen emblematische Darstellungen sowie Widmungstexte. Wegen der Darstellung eines Wikkelkindes in einer bekrönten Wiege sei hier hervorgehoben die Medaille auf die Geburt des Prinzen Anton Ulrich, des zweiten Sohnes des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern im Jahre 1714.

In den Braunschweiger Kämmererechnungen von 1529 wird eine Ausgabe von zwei Denaren aufgeführt für „Sindal“, eine Stoffart, „vadderngulden daryn to byndende“³¹). Das ist der erste Hinweis aus unserem Raum darauf, daß das Patengeld eingebunden in ein Stück Stoff übergeben wurde. Daher rührt die Bezeichnung Gevaternknoten, mundartlich „Fattern-/Vadderknuten“. Häufig benutzte man kleine Stoffbeutel³²). Anstattdessen läßt sich in der Gegend von Augsburg, Nürnberg und Ulm seit dem 17. Jahrhundert die Verwendung sogenannter Dukatenbüchsen nachweisen. Das sind flache Döschen, die eine Widmungsinschrift zeigen.

Die weiteste Verbreitung freilich dürfte die Umhüllung des Geldgeschenkes aus Papier, das mit Bildern und Widmungsinschriften versehen war, erreicht haben, der sogenannte Patenbrief. Der Ursprung dieses Typus, der handgeschrieben und -gemalt und weit häufiger als Vordruck vorkommt, ist noch immer ungewiß. Christa Pieske³³) hat angenommen, daß der Patenbrief sich während des 17. Jahrhunderts gemeinsam mit der Sitte Widmungsblätter zu den verschiedensten Anlässen zu überreichen, entwickelt hat. Das älteste Stück aus unserem Raum, ein Druck mit einer Abbildung in Kupferstichtchnik, enthält eine Widmung von 1721³⁴). Es handelt sich um ein Beispiel für den Typus des Faltbriefes, der besonders häufig war. Derartige in unserem Raum im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebräuchliche Stücke haben in der Regel die Form eines Quadrates von ca. 14 cm bis ca. 17 cm Seitenlänge³⁵). Die Ecken werden, wie die abgebildeten Beispiele verdeutlichen, so eingefaltet, daß diese ein mittleres Quadrat bedecken. Späterhin kommen auch einige Faltbriefe vor mit dreieckigen Außenflächen, die über ein mittleres Rechteck gefaltet werden. Die Außenseite unserer Stücke enthält bildliche Darstellungen. Als Mittelbild erscheint zumeist eine Darstellung der Taufhandlung durch den Geistlichen am Taufstein und mit den Paten (vgl. Abb.). Seltener sind auffallenderweise Stücke mit der Taufe Jesus im Jordan, wie wir sie als charakteristisch für die Taufalter kennengelernt haben. Eins unserer Exemplare, das in „Waldenburg bey Gottfried Hoffmann“ erschienen ist, zeigt Gottvater und Sohn auf der Weltkugel, inmitten von Engeln. Das Mittelbild unserer Patenbriefe ist umgeben von Darstellungen aus dem Leben Christi, emblematischen oder allegorischen Bildern mit den Evangelisten oder mit wesentlichen Symbolen christlichen Glaubens, wie Kreuz, Dornenkrone und Kelch.

Die Innenseite unserer Faltbriefe enthält auf die Taufe bezügliche Texte. Handschriftlich sind der Name des Taufpaten sowie Ort und Datum ergänzt, nur selten der Name des Täuflings. Das spricht für unseren Raum gegen die Annahme, daß die Patenbriefe gleichzeitig als Geburts- und Taufscheine angesehen wurden. Eine solche Funktion brauchten diese auch nicht zu übernehmen, da bereits die braunschweigische Kirchenordnung von 1569 verfügt hatte, daß bei den Kirchen über alle Amtshandlungen, so auch über die Taufe, genaue Register zu führen waren. Auf Antrag wurden den Betroffenen Auszü-

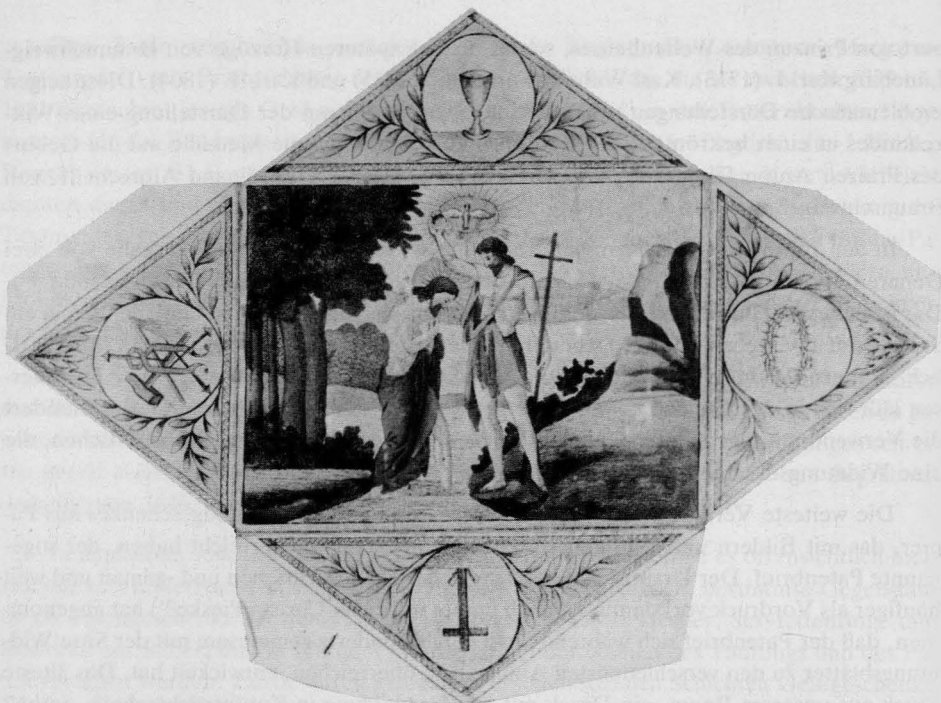


Abb. 10 Außenseite eines Faltbriefes für ein Widmungsblatt zur Taufe.
Außenseite mit kolorierten Lithographien. In der Mitte Taufe Christi im Jordan dargestellt.
Reproduktion nach dem Original im Braunschweigischen Landesmuseum

ge aus diesen Registern überlassen, etwa wenn sie ihre eheliche Geburt nachweisen mußten, um eine Handwerkslehre beginnen zu können.

1787 preist die Papierwarenhandlung von Friedrich Wilhelm Hirsemann in Braunschweig derartige Patenbriefe an³⁶⁾ „mit dem Bilde unsers theuersten Erlösers von Johanne im Jordan getauft, mit 3 biblischen Sprüchen begleitet, in Kupfer(stich), auf denen Rändern feinen Carls Papiers (Papierart), ver- und unvergoldet, für alle Stände passend, das Stück für 3 Mariengrochen . . . Wenn einer oder der andere dergleichen Briefe von ihm schreiben zu lassen gedenkt, zahlet er ebenfalls nicht mehr als bereits oben angezeigt ist. Sollten aber einheimische sowohl als auswärtige Liebhaber, und zwar die Herrn Opferleute (= Lehrer) in Städten, Flecken und Dörfern dergleichen Briefe Buchweise (Buch = Papiermaß, 1 Buch = 24 Bogen) von ihm zu nehmen gedenken, so muß ihm solches frühzeitig, um Beförderung des Drucks willen, vorher schriftlich oder in Commission angezeigt und das Geld pränumerando postfrei zugesand werden. Jedes Buch zu 24 Bogen kostet 1 Thlr.“.

Bereits während der Biedermeierzeit kam eine neue Form des Patenbriefes auf: Der Patenwunsch und die Widmung befanden sich jetzt auf einem besonderen Blättchen Papier, das in einem Faltbriefumschlag lag. Dieser wurde nur noch auf der zumeist rechteckigen Vorderseite durch ein Bild geschmückt, oft durch Blumenmotive. In späterer Zeit, vor allem seit den 1870er Jahren, kamen üppigere Ausführungen vor. Jetzt gab es Widmungsblätter in Umschlägen aus Luxuspapier und mit Applikationen aus anderen Materialien, etwa aus Gaze oder Spitze. Auch Spitzenbilder fanden nun als Patenbriefchen Verwendung. Weiter wurden jetzt Schächtelchen für Patenbriefe und -geschenke hergestellt³⁷⁾.

Die meisten unserer Beispiele enthalten keinerlei Hinweise auf die Hersteller. Ein Exemplar mit einer Widmung von 1821 trägt den Vermerk „Nürnberg in der Johann Andreä Endterschen Handlung“. Diese Offizin, die bereits seit 1540 bestand, vertrieb ihre Erzeugnisse, vor allem volkstümliche Gebrauchsgraphik, im gesamten Deutschen Reich. Außer diesen lassen sich in Braunschweig Patenbriefe aus der Leipziger Firma Schreibers Erben, aus der Schubertschen Kupferdruckerei in Halle sowie aus der bereits erwähnten Offizin von Hoffmann in Waldenburg nachweisen. Alle diese Erzeugnisse zeigen grobe, stark simplifizierende Kupferstich- oder Holzschnittdarstellungen, die zumeist wenig geschmackvoll und eilig koloriert worden sind, wie es für preiswerte Massenware nicht anders zu erwarten ist.

Eine Neueinkleidung des Täuflings sollte „das Taufgeschehen als Ablegen des alten Menschen und Anziehen des neuen in Christus“ symbolisieren. Seit dem 4. Jahrhundert nach Christus ist weiß dafür als Farbe der Reinheit bezeugt³⁸). Martin Luther fordert in seinem Taufbüchlein von 1526 die Anlegung eines „Westerhemdes“, eines weißen Kleides mit Kapuze. Anfang des 18. Jahrhunderts scheint diese Sitte nicht mehr verbreitet gewesen zu sein³⁹). Weiß blieb jedoch auch in der Folge die Grundfarbe für das Taufzeug. Einzelne Teile freilich hatten andere Farben, bevorzugt rot und blau, beide jedoch offensichtlich unabhängig vom Geschlecht des Täuflings.

Einst besaßen manche dörflichen Kirchengemeinden ein Taufzeug, das von Fall zu Fall entliehen werden konnte. In Ampleben bei Schöppenstedt bestand dieses Mitte des 18. Jahrhunderts⁴⁰) aus einem roten Plüschlaken mit goldenen und silbernen Spitzen, das über den Taufstein gelegt wurde, einem zweiten weißen mit Spitzen, einem roten Windeltuch aus Taft mit goldenen und silbernen Spitzen, zwei kleinen roten Mützen mit goldenen Spitzen sowie einem weißen, seidenen Windelband mit schmalem Spitzenbesatz. Das Corpus Bonorum von Wendhausen bei Braunschweig⁴¹) nennt als Taufzeug ein perlfarbenedes Windelband, zwei blaue, mit Silber bestickte und mit Spitze besetzte Taftmützchen und ein weißes „Überhängetuch“.

Zur Taufe, an der die Mutter nicht teilnahm, wurde das Kind von den Gevattern und den nächsten Anverwandten begleitet. Auf dem Hinweg wurde das Kind von der Hebamme getragen, auf dem Rückweg entweder von dieser oder von der jüngsten Patin. Der Bauernmaler Carl Schröder (1802 – 1867) hat den Kirchgang bei der Taufe festgehalten (vgl. Abb.). Im Braunschweigischen trugen – wie diese Darstellung zeigt – die Patinnen dazu ihre Brautkronen. Andree hat notiert, daß früher der Täufling männlichen Geschlechts den Rufnamen des ältesten Paten erhielt, der weiblichen Geschlechts aber den der ältesten Patin⁴²).

Über den Vollzug der Taufhandlung im Wandel der Zeit hat Wilhelm Rauls ausführlich gehandelt. Im einzelnen kann hier darauf verwiesen werden. Nach der braunschweigischen Kirchenordnung von 1569 war Luthers Taufbüchlein zugrunde zulegen in seiner zweiten Ausgabe. Bereits 1590 ist davon eine niederdeutsche Version bei Conrad Horn in Wolfenbüttel herausgekommen.



Abb. 11 Holzschnitt mit Darstellung der Taufe Christi auf dem Titelblatt der niederdeutschen Ausgabe des Taufbuches von 1526 von Martin Luther.

„Dat Döpe Bökesken“ ist erschienen 1590 bei Horn in Wolfenbüttel.
Reproduktion nach dem Original in der Stadtbibliothek Braunschweig

Ergänzend zur mehrfach geänderten Taufagende enthielt das Braunschweigische Kirchengesangbuch besondere Lieder für die Taufe. An erster Stelle ist zu nennen „Als unser Herr zum Jordan kam...“ von Martin Luther.

Hinsichtlich des äußeren Vollzugs der Taufe ist zu bemerken, daß man in unserem Gebiet nach der Reformation allmählich von der *immersio*, dem Untertauchen des Täuflings, zur *affusio*, dem Begießen des nackten Täuflings mit Wasser aus der hohlen Hand bzw. zur *aspersio* überging, der Besprengung des Hauptes des angekleideten Täuflings⁴³). Dazu diente eine besondere im Besitz der Kirche befindliche Taufschale, die oft in den mittelalterlichen Taufstein gestellt wurde. Der größte Teil dieser Schalen ist aus Messing gearbeitet, der kleinere aus Zinn oder gar aus Silber. Die meisten Messingbecken sind in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an die Kirchengemeinden gelangt, die übrigen in der Regel noch später. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß man erst seit jener Zeit

hierzulande allgemein zur Taufe durch die *aspersio* übergang. Dafür benötigte man nur eine kleine Schale, nicht aber den großen Taufstein.

Noch die Agenda für die Taufe von 1657 hält es für erforderlich, festzustellen, daß für die Taufe nur reines Wasser ohne irgendeinen Zusatz von gebrannten Blumen oder Kräutern verwandt werden dürfte. Das Taufwasser sollte jedesmal sogleich nach der Taufe fortgegossen und nicht etwa abgegeben oder gar verkauft werden. Diese Verbote deuten darauf, daß man das Taufwasser, dem man apotropäischen Charakter zuschrieb, zu mancherlei abergläubischen Praktiken verwandte. Übrigens erhielt der Geistliche bis zur Ablösung der sogenannten Stolgebühren zu Beginn unseres Jahrhunderts eine Gebühr für den Vollzug der Taufe.

Im Anschluß an die Taufhandlung fand in der Regel eine häusliche Feier statt⁴⁴). Ihre Üppigkeit und die große Zahl der geladenen Gäste gab seit vorreformatorischer Zeit wiederholt Anlaß zu Verboten. 1563 etwa wird vorgeschrieben, daß zum Morgenmahl nicht mehr als fünf, abend nicht mehr als drei Essen gereicht werden dürften. 1577 wird aus dem Seesener Raum Klage darüber geführt, daß hier selbst gemeine Bauern zwei bis vier Tische mit Gästen hätten, zwei oder drei Faß Bier anläßlich der Taufe verbraucht würden, die oft drei oder vier Tage gefeiert würde. Gegen die zu große Üppigkeit der Bewirtung wandte sich beispielsweise eine Verordnung von 1594. Danach durften Ackerleute und Vollspanner, also die Besitzer der größten Bauernhöfe, höchstens achtzehn Personen, Halbspänner höchstens fünfzehn und Kotsassen, also Kleinbauern, und Arbeiter nur bis zu zwölf Personen einladen und nicht mehr als eine Mahlzeit und einen Trunk dazu anbieten. Die in der Folge in mehr oder minder großen Abständen erlassenen Verbote deuten darauf, daß trotz Androhung empfindlicher Strafen, es nicht gelang, der Üppigkeit bei den Tauffeierlichkeiten Einhalt zu gebieten.

So etwa heißt es in der Allgemeinen Landesordnung für das Fürstentum Wolfenbüttel von 1647: „Die Gelage bei den Kindtaufen, sowohl für die Gvattern als andere Gäste, sie seien Pastoren, Opfermänner oder andere, sollen ganz und gar abgeschafft sein bei vier fl. (= Gulden) Strafe für jeden Gast, der gebeten wird . . . und sollen den Weibern allein, so bei der Geburt gewesen, keineswegs aber einigen anderen, an dem Taufstage oder des nächstfolgenden Tages, zwei Gerichte, ohne Butter und Käse, gegeben werden, ein mehreres und zu anderen Zeiten aber nicht bei Strafe 4 fl.“

In der Stadt Braunschweig war es noch 1649 üblich, zusätzlich zum Gastmahl den Taufpaten Weißbrot, Käse, Fleisch und anderes ins Haus zu schicken, ihren Kindern aber Konfekt zu geben.

Die Einsegnung von Mutter und Kind sechs Wochen nach der Geburt war in nicht wenigen Orten Anlaß zu einem zweiten Fest. Auch dagegen wandten sich viele Verbote vergeblich. Erst mit dem Aufhören des Sechswöchnerinnengangs im 19. Jahrhundert wurde diesen Feiern ein Ende geboten. Wie Wilhelm Rauls ausführt, sollten die Paten nach Auffassung Luthers und Bugenhagens lediglich Zeugen der Taufe sein und keineswegs Verpflichtungen für die Zukunft des Täuflings übernehmen. Demgegenüber wurden durch die Bestimmungen über die Taufe von 1657 die Paten aufgefordert, sich bis zur Konfirmation für die christliche Erziehung ihrer Patenkinder mitverantwortlich zu fühlen.

Noch heute ist es vielfach – insbesondere im dörflichen Bereich – üblich, daß Kinder bis zum Zeitpunkt ihrer Konfirmation von ihren Paten zu Weihnachten, zu Ostern und zum Geburtstag beschenkt werden. Wann dieser Brauch entstanden ist, läßt sich nicht feststellen. Zunächst scheint er auf Weihnachten beschränkt gewesen zu sein. 1649 wird in der Stadt Braunschweig – indes vergeblich – verboten, daß Kinder Weihnachten bei ihren Paten derartige Gaben einsammelten. Später dann erhielten die Kinder zusätzlich zu Ostern von ihren Gevattern in ein Taschentuch eingeknotet ein Geldgeschenk und eine Anzahl gefärbter Eier, mitunter zusätzlich ein Stück Kuchen. Noch später – wohl erst seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert – bürgerten sich Geburtstagsgeschenke der Paten ein.

Anmerkungen:

¹⁾ Braunschweig 21901, hier S. 285–293. – ²⁾ In: Jahrbuch der Gesellschaft für Nds. Kirchengeschichte. 73 (1975), S. 55–81. – ³⁾ Diese und weitere Beispiele bei R. Andree, a. a. O., S. 285 f. – ⁴⁾ Vgl. u. a. R. Andree, a. a. O., S. 286. – ⁵⁾ W. Peßler, Volkstumsatlas von Niedersachsen. (Hannover 1933 ff.), hier Karte 20 „Wer bringt die kleinen Kinder?“ mit Erläuterungen in Lfg. 4, Nr. 18. – ⁶⁾ Vgl. Landeskirchl. Archiv Braunschweig: S 1756–1760. – ⁷⁾ Exemplar im Stadtarchiv Braunschweig: C I 1 Nr. 4. – ⁸⁾ Hebammenordnung von 1757: Stadtarchiv Braunschweig: C I 1 Nr. 26. – ⁹⁾ Vgl. Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 111 Neu 1729. – ¹⁰⁾ Stadtarchiv Braunschweig: H V Nr. 35. – ¹¹⁾ Landeskirchl. Archiv Braunschweig: Corpus Bonorum der Kirche zu Heinade. – ¹²⁾ Vgl. u. a. R. Andree, a. a. O., S. 286. – ¹³⁾ Vgl. u. a. R. Müllerheim, Die Wochenstube in der Kunst. Stuttgart 1904, hier S. 160. – ¹⁴⁾ Rezeptbuch im Besitz der Nachkommen des B. Ch. H. Urban. – ¹⁵⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 111 Neu 1740, 1748. – ¹⁶⁾ Vgl. Braunschw. Anzeigen, Jg. 1802, Stck. 41. – ¹⁷⁾ Für das folgende vgl. W. Rauls, a. a. O., passim. – ¹⁸⁾ Exemplar im Braunschw. Landesmuseum, Braunschweig. – ¹⁹⁾ Vgl. R. Andree, a. a. O., S. 288; H. Beck, Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Braunschweig). In: Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. Jg. 8 (1898), S. 436. – ²⁰⁾ Vgl. dazu H.-F. Rosenfeld, Kindesfoot. Ursprung und Verbreitung einer hansisch-niederdt. Brauchtumsbezeichnung. Zugleich ein Beitrag zur Benennung der Kindelfeiern. Helsinki 1964. – ²¹⁾ Für das folgende vgl. W. Rauls, a. a. O., passim. – ²²⁾ Landeskirchl. Archiv Braunschweig: S 1873. – ²³⁾ R. Andree, a. a. O., S. 289. – ²⁴⁾ Landeskirchl. Archiv: S 1872. – ²⁵⁾ Stadtarchiv Braunschweig H V Nr. 35. – ²⁶⁾ Vgl. auch R. Andree, a. a. O., S. 290. – ²⁷⁾ Landeskirchl. Archiv Braunschweig: S 1867. – ²⁸⁾ Vgl. dazu T. Kroha, Lexikon der Numismatik. Gütersloh 1977, hier sub „Tauftaler“. – ²⁹⁾ Beispiele dafür in der Sammlung der Norddeutschen Landesbank Braunschweig, die dankenswerterweise für unsere Ausstellung zur Verfügung gestellt wurden. In dem Zusammenhang sei dem Betreuer der Münzsammlung, Herrn G. Geffers für seine vielen Anregungen herzlich gedankt. – ³⁰⁾ Vgl. T. Kroha, a. a. O., sub „Tauftaler“. – ³¹⁾ Zitiert nach O. Schütte, Braunschweigische Volksreime. In: Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. 23 (1913), S. 293. – ³²⁾ Vgl. zum Thema Patenbrief Ch. Pieske, Über den Patenbrief. In: Beiträge zur Deutschen Volks- u. Altertumskunde. 2/3 (1958); Ch. Pieske, Späte Patenbriefe aus Berlin, Leipzig und Dresden. In: Volkskunst 2 (1979), S. 231–236; Ch. Rubi, Taufe u. Taufzettel im Bernerland. (Wabern 1968). – ³³⁾ Ch. Pieske, a. a. O. 1958, S. 89. – ³⁴⁾ In der Sammlung des Stadtarchivs Braunschweig: H V Nr. 35. – ³⁵⁾ Die Angaben beziehen sich auf die Stücke im Stadtarchiv Braunschweig und im Braunschweigischen Landesmuseum. – ³⁶⁾ Anzeige in den „Braunschweigischen Anzeigen“. Jg. 1787, Sp. 1442 f. – ³⁷⁾ Vgl. Ch. Pieske, a. a. O. 1979 S. 231 ff. – ³⁸⁾ Nach Religion in Geschichte und Gegenwart. – ³⁹⁾ Vgl. W. Rauls, a. a. O., S. 68. – ⁴⁰⁾ Landeskirchl. Archiv Braunschweig: Corpus Bonorum von Amleben. – ⁴¹⁾ Landeskirchl. Archiv Braunschweig: Corpus Bonorum von Wendhausen. – ⁴²⁾ R. Andree, a. a. O., S. 290. – ⁴³⁾ Nach W. Rauls, a. a. O., S. 59. – ⁴⁴⁾ Für das folgende vgl. W. Rauls, a. a. O., passim.

Rund um den Ölper Turm

Eine Nachlese zur Ölper-Chronik)*

Von Hans Lindemann

Die völlige Erneuerung des Ölper Turmes, der in diesen Tagen den Gästen wieder zugänglich geworden ist, hat den Dorfchronisten veranlaßt, noch einmal in den Archiven der Geschichte dieser Gaststätte nachzugehen. Die Ausbeute sei hier in Form einer kleinen Nachlese mitgeteilt.

„Se willet de *Landwere* vort an bringen, umme dat Dorp Olber, . . . dar willet Se ey-nen *Berchfriede* up leggen, unde slage up setten . . .“ Mit diesem 1393 zwischen der Stadt Braunschweig und dem Grundherrn von Ölper, dem Blasius-Stift, abgeschlossenen Vertrag begann einmal die Geschichte des Ölper Turmes. Dieser damals geplante *steinerne* Wehrturm hatte in Gestalt eines an der Heerstraße gelegenen *hölzernen* Wachturms schon einen Vorgänger, wie aus Ratsrechnungen des Jahres 1388 hervorgeht. Ebenso stand an der Stelle des 1642 erbauten Gasthauses, dessen Erneuerung wir heute dankbar begrüßen, schon lange Zeit zuvor ein Landwehrkrug. Eine Attraktion darin dürfte eine „Badstube“ gewesen sein, die 1616 von der für Ölper und seine Landwehr zuständigen Neustadt ausgebaut wurde. Es sei dahingestellt, ob sie der im Mittelalter gepflegten, moralisch z. T. bedenklichen Badefreudigkeit diente oder in ihr ein Bader dem vielseitigen Barbierberuf nachging; jedenfalls war diese städtische Einrichtung wohl weniger für die Ortsansässigen als für die von nah und fern ankommenden Gäste gedacht. Zu den Besuchern zählten auch die Aufsicht führenden Räte der Neustadt. Schon in der Weichbildrechnung von 1554 wird ein Betrag aufgeführt, den „die Herren ym Olber toren verdrunken“, eine liebe Geflogenheit, die später auch dem Krüger im Neubau von 1642 zugute kam. Dieser Bau, der mit seinem architektonischen Schmuck den üppigsten städtischen Bürgerhäusern in nichts nachstand, war ein stolzes Wahrzeichen neustädtischen Selbstbewußtseins. Hinter sich kreuzenden Bändern und Renaissancemustern trägt der Schwellbalken den Gästen zum Gruß die Inschrift:

„Gott wolle aller Frommen Behüter sein,
Die in diesem Hause gehen aus und ein.“ Anno 1642

und dahinter die bislang unerklärten Buchstaben B. G. A. – B. H. R. Mit ihnen wollten sich die Bürgermeister der Neustadt Georg Achtermann (im Amt 1626 – 1656) und Hennig Roerhand (im Amt 1627 – 1659) voll Stolz auf des Vollbrachte ein Denkmal setzen, ein Beweis dafür, welche Bedeutung sie ihrem weit draußen vor dem Stadttor erbauten Landwehrkrug beigemessen haben.

In seinem äußeren Erscheinungsbild (56 Fuß breit, 40 Fuß tief, 2 Etagen hoch – so die alten Maßangaben) hat sich seit 1642 bis heute nichts Wesentliches geändert. Allerdings wurde einmal auf der Straßenseite im Erdgeschoß das auf A. Wehrts Federzeichnung von 1818 noch erkennbare Fachwerk beseitigt. Auch in der Anzahl und Anordnung

*) vgl. H. Lindemann: Ölper, die Geschichte eines Braunschweiger Pfahldorfes. Braunschweig 1977, S. 114 ff.

der Fenster traten im Verlauf der Zeit Veränderungen ein. Mehrfach wurde die Eingangstür verlegt, wie bei einem Vergleich der beigefügten Ansichten zu erkennen ist. Zeitweilig gelangte man z. B. auf der südlichen Giebelseite und vom Garten her in das Gebäude (vgl. Radierung von 1859).

Versuchen wir nun, uns in der neben dem steinernen Rundturm errichteten Gaststätte, so wie sie sich von 1642 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts dem Besucher darbot, zurechtzufinden! (Wegweiser können uns dabei die sog. Taxationen des 18. Jahrhunderts sein, die bei einem Pachtwechsel von dem vereidigten Maurer-, Zimmer-, Tischler- und Dachdeckermeister, dem Glaser, dem Kleinschmied und dem „Leimen-“ oder „Lementhier“ sowie den Gartengeschworenen – das waren einige Bauern des Dorfes – aufgestellt wurden.) Durch eine unmittelbar neben dem Rundturm eingebaute Tür (vgl. Kupferstich von 1786 und Federzeichnung von 1818) gelangte der Gast von der Straßenseite auf eine geräumige, mit Kieselsteinen gepflasterte „Dehle“. Bänke und ein Tisch luden hier zum Verweilen ein. Gegenüber dem Eingang führten zwei Hintertüren auf den Hof. Zur Rechten gewährte eine Tür den Einstieg in den steinernen Rundturm, während ein Geländer einen Abstieg über 12 hölzerne und 7 steinerne Stufen in den Keller abschirmte. Dieser, „weder gewölbt noch gepflastert“, diente ebenso wie eine sog. Turmkammer als Bierlager. Die Kellermauern „unter der Erde“ waren nach einem Inventarverzeichnis des Jahres 1757 10 Fuß (= 2,85 m) hoch und 3 Fuß (= 0,85 m) dick. Die Räume im Erdgeschoß – links von der „Dehle“ – dienten in erster Linie der Gastronomie. Es waren auf der Straßenseite eine „Wohnstube“ – darinnen ein eiserner Ofen mit 2 Kachelaufsätzen, daneben eine Eichenbank sowie 2 Bänke aus Tannenholz und 2 Hakenborte – und eine „Nebenstube“, heizbar durch einen eisernen Ofen mit 2 Kachelaufsätzen, ferner auf der Gartenseite außer einer Speisekammer und einer mit Kieselsteinen „ausgesetzten“ sog. Dragonerkammer (vgl. S. 58) eine Küche mit Herd, einer eisernen Tür vor dem Ofenloch und einem Anrichtetisch aus Tannenholz. Sie war mit Backsteinen ausgelegt, während die übrigen Räume Gipsfußböden besaßen. Über eine mit einem Geländer abgesicherte Treppe aus Tannenholz gelangten die Tanzlustigen auf den Saal in der 2. Etage. Sein Glanzstück war ein Kamin. Die Saalfenster gingen nach der Straße, ebenso die einer sog. Herrenstube. Im gleichen Stockwerk lagen mindestens noch 3 „Schlafkammern“, die eine mit bemalter Leinwand ausgestattet, eine andere gar mit einer Art Zentralheizung versehen; denn sie hatte „ein Loch im Gipsboden mit einem Brette und einem eisernen Ringe, wodurch die Wärme aus der untersten Stube hinaufgehet“ (1729). Ein Komfort, der damals auch in Bauernhäusern anzutreffen war! Eine Wendeltreppe führte vom Saal über 12 Stufen nach dem z. T. unterteilten Boden. Auf ihm befanden sich eine „Speckkammer“, auch „Fleischkammer“ genannt, – in Ölper würde man dazu heute Wurstekammer sagen – und neben dem Schornstein eine Rauchkammer. Den größten Raum beanspruchte der bis unter das Dach reichende Kornboden mit 6 Dachluken.

Nach dieser Hausbesichtigung drängt es uns, den Rundturm zu besteigen. Er stand nach Angaben aus dem Jahre 1757 auf einem im Erdreich ruhenden Fundament von ca. 2 m Tiefe und ca. 1,15 m Dicke. Sein Durchmesser betrug höchstens 1,70 Meter. (Eine Angabe, die sich nur aus einem einzigen überlieferten Vermerk aus dem Jahre 1729 erschließen läßt.) Von der Diele aus erreichte man über 2 Wendeltreppen in dem 10,26 m



Abb. 1 Der Ölper Turm im Jahre 1786.

Radierung von J. L. Block.

Reproduktion nach einem Original im Städt. Museum Braunschweig

hohen steinernen Wachturm den aus Fachwerk gefügten, 2,85 m hohen Turmaufsatz, von dem im ausgehenden Mittelalter der Wächter nach allen Seiten Ausschau zu halten hatte, „ein Stockwerk von Holz, mit Ziegeln bedeckt, darin 6 Fachfenster. Ist durchgehends mit Pannellen wie auch die Decke mit Brettern beschlagen und vermalet“ (1735). So lauteten im 18. Jahrhundert die Beschreibungen dieses damals schon zweckentfremdeten Turmstübchens. – Wenn auch nicht mehr zeitgemäß, muß doch damals der steinerne Bergfried, so wie ihn noch A. Wehrts Federzeichnung von 1818 in seiner stolzen Wehrhaftigkeit darstellt, dem stadtwärts Einreisenden einen imponierenden Anblick geboten haben. Allerdings war das nicht immer so augenfällig. Nach Blocks Kupferstich von 1786 umkleidete im 18. Jahrhundert den Rundturm ein zweistöckiges Gebäude, das mit ca. 13 Metern fast so lang war wie das Wohnhaus. In seinem Obergeschoß, über die Wendeltreppe im Turm erreichbar, war ein mit Eichenbohlen ausgestatteter Raum, der immer wieder als „Sommerngemach“ oder „Sommersitz“ ausgewiesen wurde. Nähere Erklärungen darüber liegen nicht vor. Unter ihm im Erdgeschoß befand sich ein großer Pferdestall; trotz seiner 4 Krippen genügte er dem Ausspannbetrieb, der auf 40 Pferde veranschlagt war, noch nicht. Hinterwärts auf dem Hofe erstreckte sich noch ein etwa 24 m langes eingeschossiges Gebäude mit Bodenräumen. In ihm wie in seinen Anbauten waren außer einer „Dreschedeele“ und einem Wagenschauer Stallungen für Pferde, Kühe und Schweine. Dieser Wirtschaftshof des 18. Jahrhunderts, aus dem sich später eine Gartenwirtschaft entwickelte, ließ die Erinnerung an die anfängliche Bedeutung der städtischen Schutzanlage verblas-

sen. Nur die Bezeichnung "Dragonerstall" (für die gelegentlich dort stationierte Wache) und ein Schweinehofen, „der ehemals ein Gefängnis gewesen“, erinnerten außer dem wehrhaften Turm noch an das einstige Schutzbedürfnis der Stadt.

Die Hofanlage, in die man durch ein großes Tor gelangen konnte, war mit Planken und „Zaunstaken“ abgesichert (1735, 1757). Die alte Landwehr dahinter wußte der Turmwirt Welschop (1765 – 1798) schon für Gartenzwecke auszunutzen. Ein Küchengarten lag noch vor dem Hause, dort, wo sich heute der Wendepunkt der Omnibuslinie 10 befindet. Gegenüber dem Wirtshause, auf der anderen Straßenseite, stand dem Wirt noch ein größeres Ackerstück zur Verfügung; es lag im Schutz der alten Landwehr, die sich, mit vielen Weiden besetzt, unter dem Namen „Ölper Schanze“ von der Heerstraße nach der Oker hinunterzog. Die Größe dieser zum Ölper Turm gehörenden Gartenfläche sei einer Verkaufsankündigung in den „Braunschweigischen Anzeigen“ von 1799 entnommen:

„Ein Garten 1 Morgen, 6 Ruthen, 58 Fuß,
ein Garten 20 Ruthen, 84 Fuß,
ein Garten 3 Morgen, 33 Ruthen, 78 Fuß groß.“

Es wäre noch etwas über den baulichen Zustand zu sagen, in dem sich im 18. Jahrhundert alle oben erwähnten Gebäude befunden haben. Die Bestandsaufnahme von 1735 bezeichnete den des Wohnhauses als gut; alle Fächer seien mit Backsteinen ausgemauert. Seine Grundmauern hatten nach dem Inventarverzeichnis von 1762 eine Tiefe von 1,14 Metern und eine Dicke von 0,70 Metern, eine Angabe, die sich neulich bei den Renovierungsarbeiten für die Straßenseite bestätigte, während im Giebel und auf der Gartenseite kein (!) Fundament zu finden war. 1757 klagte aber der neu eingezogene Pächter darüber, daß die Wohnzimmerfenster „in einem desolaten Zustande“ seien. Der Gipsfußboden im Saal und in den Kammern war stark geborsten. Bei Regenwetter rieselte das Wasser durch die Decke; ihr Einsturz sei zu befürchten – so der neue Pächter im Jahre 1762. Die Beseitigung dieser Schäden, die übrigens der Ölper Turm mit den übrigen Landwehrtürmen teilte, erschien der Herzoglichen Kammer, welche nach 1671 der Stadt Braunschweig die Türme an den Heerstraßen abgenommen hatte, „sehr lästig“. Sie beschloß um 1765, sich von der Turmwirtschaft zu trennen in der Meinung, ein „privatus“ werde eher „Mittel und Gelegenheit“ finden, die wirtschaftlichen Probleme zu lösen. (Es war eine Entschliebung, welche in unseren Tagen, mehr als 200 Jahre später, die wieder Turmbesitzerin gewordene Stadt Braunschweig nach ganz ähnlichen Überlegungen nachvollzog, indem sie zur Vermeidung hoher Reparaturkosten das schadhafte Anwesen einer privaten Initiative überließ.) Auch das Fachwerk des Turmaufsatzes galt schon 1729 als reparaturbedürftig. Die Balken unter dem Gipsboden waren „verfaulet“. Besonders mangelhaft scheint aber das langgestreckte Nebengebäude an der Straße gewesen zu sein. „Das Mauerwerk über der Erde droht einzufallen“ (1757, 1762). Diese baulichen Schäden wie auch die mit der Zeit gering gewordene Verwendungsmöglichkeit von Wehrturm und Stallungen mögen dazu geführt haben, daß nach dem Nebengebäude an der Straße 1825 auch der steinerne Rundturm abgerissen wurde. An deren Stelle trat jener mit einem Dachaufsatz ausgestattete Erweiterungsbau nebst Kegelbahn, wie ihn die Radierung von W. Pätz aus dem Jahre 1859 uns vorstellt. Es ist jener Erweiterungsbau, der uns heute nach Beseitigung starker Bauschäden in frischen Farben entgegenleuchtet.

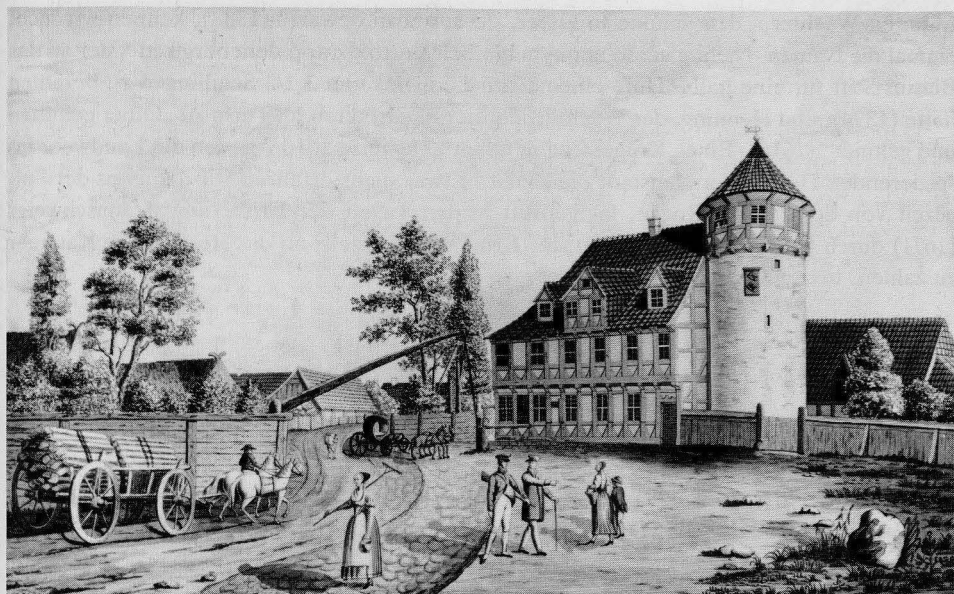


Abb. 2 Der Ölper Turm im Jahre 1818.

Kol. Federzeichnung von A. Wehrt

Reproduktion nach einem Original im Städt. Museum Braunschweig

In Rückschau auf die alten Zeiten möge die Bedeutung, die einst der Ölper Turm im Vergleich zu den übrigen städtischen Landwehrtürmen hatte, aus einer Zusammenstellung des Jahres 1766 sichtbar werden:

	geschätzter Kaufwert	jährl. Pachtertrag
Ölper Turm	2790 Taler	70 Taler
Rüniger Turm	2124 "	60 "
Wendenturm	2048 "	30 "
Gliesmaroder Turm	1733 "	50 "
Schöppenstedter Turm	1466 "	50 "
Rotenburg	1276 "	35 "

Viele Menschenschicksale sind im Verlauf der Jahrhunderte mit dem Ölper Turm verbunden gewesen, angefangen mit dem dort eingesetzten Türmer, der in den noch unsicheren Zeiten des Spätmittelalters im Dienste der Stadt nach ungebetenen Gästen Ausschau zu halten hatte, über den späteren städtischen Wärter, der sich gegen Entrichtung eines Krugzinses mit einem Ausschank einen kleinen Nebenverdienst verschaffte, bis hin zu den Pächtern des Gasthauses (ab 1735), die dann 1765 nach dem Verkauf des Turmgrundstückes durch die Fürstliche Kammer durch Eigentümer abgelöst wurden. Von dem ersten er-

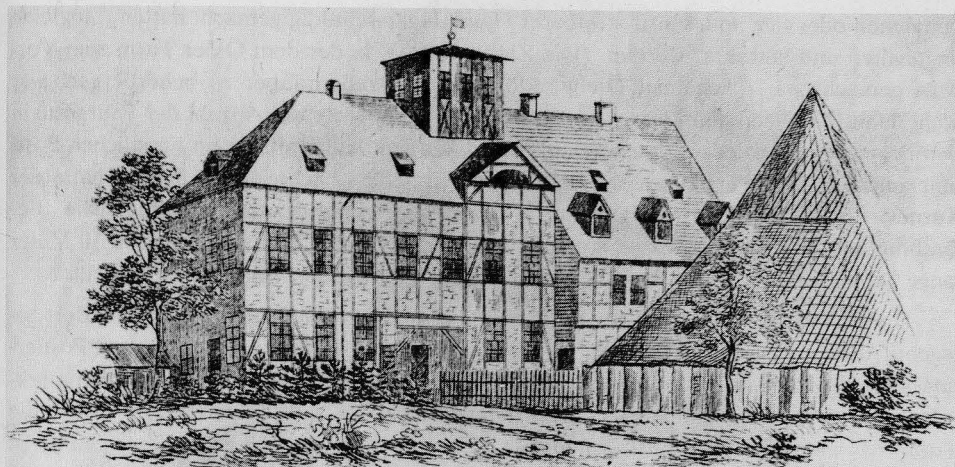
wähnten Wächter, „dem manne to Olber, de den torn bewart“ (1388), kennen wir nicht einmal die Namen. Nicht ganz so anonym bleiben Bertold „upp dem bergfred“, der an das Blasius-Stift für eine halbe Hufe einen jährlichen Zins von 3 1/2 Schillingen zu bezahlen hatte (1394), und Henning, der Wächter, der bei Bauarbeiten im Turm zu „Olber gehulpen und gelonet“ (1616). Eine „Krügersche in Olber“ kassierte 1616 von den die Landwehr inspizierenden Herren der Neustadt die Zeche. Etwas mehr erfahren wir dann aus der Folgezeit von der Familie Rogge, leidgeprüft in den Tagen der Eroberung Braunschweigs (1671) durch Herzog Rudolf August; ihr Krugzins, nunmehr an die Herzogliche Kammer zu zahlen, betrug 24 Taler. Ihr folgten

- ab 1683 Hans Hilligenberg (Krugzins 24 Taler),
- ab 1687 Johann Christian Nörnberger und Sohn (Krugzins 30, später 36, ab 1728 gar 50 Taler),
- 1734 – 1757 als erster *Pächter* Rudolf Christian Meyer (Pachtpreis 80, später 84 Taler),
- 1757 – 1761 Johann Konrad Lieberkühn (Pachtpreis 84 Taler),
- 1762 – 1765 Johann Heinrich Ziegenbein aus Gitter.

Die nun folgenden *Turmbesitzer* waren:

- ab 1765 Ratsbaurmeister Johann Heinrich Welschop (Kaufpreis 2000 Taler),
- 1797 – 1799 – ohne Fortune – J. A. G. Otte und Schneidermeister Johann Heinrich Elias Hesse aus Ölper,
- ab 1799 „Stadtwundarzt“ und „Chirurgus“ Holtzberg aus Braunschweig, wo er eine „Barbieregerechtigkeit“ gehabt hatte (Kaufpreis 5905 Taler),
- ab 1818 Georg Günther Christian Kühnert, Weinhandlungsgehilfe aus dem Schwarzbergischen (Kaufpreis 9050 Taler),
- ab 1839 Kaufmann Wilhelm Friedrich Weitsch (Kaufpreis 11500 Taler),
- ab 1850 „Ökonom“ Carl Friedrich Tondorf aus Lauterberg und Sohn
- ab 1875 Hutmacher Theodor Töpser (Kaufpreis 58200 Mark).
(Die Ölperschen gaben ihm den Beinamen „Koppschauster“.)
- ab 1910 – aus den Händen der Witwe Wipper, Salzdahlum, – Restaurateur Karl August Fischer (Kaufpreis 72000 Mark),
- ab 1912 Kaufmann und Werkführer Karl Lutz, Langelsheim (Kaufpreis 76000 Mark),
- ab 1919 Landwirt Otto Steckhahn (Kaufpreis 95000 Mark),
- ab 1920 Gastwirt Karl Hellemann, Ölper (Kaufpreis 135000 Mark),
- ab 1922 Schlachtermeister Hermann Ehlers, Geitelde (inflationärer Kaufpreis 225000 Mark),
- ab 1932 Schlachtermeister Hermann Führmann, Ölper, (Kaufpreis 30000 Goldmark),

aus dessen Händen das Turmgrundstück wieder an die ursprüngliche Besitzerin, die Stadt Braunschweig, gelangte.



*Der Ölper-Turm, vom Hofe aus gesehen,
im Jahre 1840.*

Abb. 3 Der Ölper Turm, vom Hof aus gesehen im Jahre 1840.

Unbezeichnete Federlithographie.

Reproduktion nach einem Original im Städt. Museum Braunschweig

Den ersten der oben genannten Turmwirte oblagen noch gewisse Türmerverpflichtungen. So hatte z. B. Hans Hilligenberg den zu seinem Turm gehörenden Landwehrabschnitt (bis zum Raffturm) „in fleißige Absicht zu nehmen und allen Fleiß anzuwenden, das nichts darin gehauen, verdorben oder gar gestohlen würde“ (1682). Vor allem hatte aber der Krüger in der Folgezeit den Straßenverkehr zu überwachen und nach Anweisung der Herzoglichen Kammer zu verhindern, „daß accisepflichtige Sachen heimlich um die Stadt herumgebracht würden“. Er hatte „von dem Getreide, Vieh und anderen Sachen, wobei sich kein Freizettel vom Packhof oder der alten Wage befindet, nach Anleitung der zuzustellenden Spezifikation den gewöhnlichen Impost zu exegieren und nach Abzug von 3 Mariengroschen, die ihm von jedem Taler für seine Mühe passiert werden sollen, allemal an Fürstliche Kammer getreulich abzuliefern“ (1734, 1767). – Außer dieser sog. Chausseereceptur wurden dem Turmwirt geradezu polizeiliche Funktionen übertragen, als er nach Einrichtung der Messe (1781) verpflichtet wurde, Verzeichnisse der anreisenden Handelsleute und ihrer mitgeführten Waren anzulegen und weiterzuleiten. Um die Messebesucher vor „verdächtigem Gesindel“ zu schützen, das in verkehrsreichen Zeiten die Stadt Braunschweig umschwärmte, erging ferner an die Turmwirte die Anweisung, bei Tage und in der Nacht eintreffende unbekannte Personen nach Namen, Gewerbe und Reisezweck zu befragen und darüber am nächsten Tage bei dem städtischen Torschreiber Meldung zu machen. Verdächtige Personen sollten aber sogleich dem Bauermeister oder in der Nacht dem Nachtwächter gemeldet werden, damit diese Ordnungshüter auf jene ein Augenmerk richteten. Darüber hinaus sollten diejenigen, welche sich bei der Befragung ungebührlich

benahmen oder sich andernorts strafbarer Handlungen schuldig gemacht hatten, „sogleich angehalten und bewahrt“ werden. (Die Zeit von 1673, in der dem Ölper Turm zum Vorwurf gemacht war, „Schelme, Diebe, Mörder und Straßenräuber zu beherbergen, war wohl dahin!) – Nach den Messetagen mußten die Turmwirte die Anzahl der Fahrgäste in den Braunschweig wieder verlassenden Wagen der Kaufleute mit der im Fürstlichen Postamt angemeldeten Personenzahl vergleichen. Für jede verschwiegene Person hatte der Turmwirt ein Strafgeld von 6 ggr. einzufordern und den Fuhrleuten nachdrückliche „Bestrafung bei wiederholter Defraudation“ anzudrohen (1746). So hatte der etwa 10 Meter lange Schlagbaum vor dem Ölper Turm in mehr als einer Beziehung seine Bedeutung.

Die exponierte Lage des Landwehrturmes veranlaßte den Landesherrn nach dort gelegentlich sog. Dragonerwachen zu verlegen (vgl. S. 52)*). Solche „Polizei- und Postierungsanstalten“, die von der Landesbehörde, aber auch vom Stadtmagistrat bei Viehmärkten oder sonstigen öffentlichen Veranstaltungen verfügt werden konnten, hatten die Turmwirte „mit Holz, Licht und Lagerstatt“ sowie Streu für die Pferde zu versorgen (z. B. 1702, 1767, 1838). Unentgeltlich mußte nach Aussage des Turmwirtes R. Chr. Meyer der Landwehrkrug Viehzählern wie auch dem Bader (für 3 – 4 Wochen) „Kammer und Bett einräumen“.

Genaue Anweisungen bekam im 18. Jahrhundert der Turmpächter auch für sein Verhalten in der Gaststätte, nachdem mit ihm die Hzl. Kammer unter mancherlei Druckmittel einen möglichst hohen Pachtzins ausgehandelt hatte. (Begreiflich, wenn man bedenkt, daß das Herzogtum in der Regierungszeit Herzog Karls I. bei der Fülle der in Angriff genommenen Aufgaben dem Staatsbankrott recht nahe war.) Er hatte „die Gebäude, Garten, Zäune in dem sich befindlichen guten Zustand zu erhalten und am Ende des Pachtverhältnisses alles nach dem Inventarverzeichnis wieder zurückzuliefern“. Er haftete nicht für Kriegs- und Brandschäden, doch hatte er aufzukommen „für die von ihm und seinen Gästen (!) entstandenen Verwahrlosungen“ (1722). Er war verpflichtet, „Bier- und Brandweinschank zu exerzieren, Gäste zu setzen, Reisende zu beherbergen und Fremde und Einheimische mit Speise und Trank, guter Bewirtung und Bequemlichkeit bestmöglichst und vor billige Bezahlung zu versorgen.“ Auch sollte er „weder durch Verfälschung des Getränks noch durch unbillige Übersetzung bei der Bezahlung zu Klagen Ursache geben“ (1722). Bei solchen Abmachungen wurde es dem Turmwirt auch zur Pflicht gemacht, den Gästen Wein nur in „Bouteillen“ der hiesigen Weinhändler vorzusetzen (1767, 1838). Natürlich blieb der Bierausschank die Haupteinnahmequelle (Bierausschank 1727 – 1732 jährlich 98 „halbe Fässer“). Doch drohte Gefahr, wenn die Konkurrenz in der Stadt den Landwehrkrügern den Ausschank fremden Bieres, d. h. des beliebten Wolfenbütteler „Broyhans“, zu verwehren suchte. J. Chr. Nörnberger setzte sich da zur Wehr. In den Messezeiten, so ließ er sich 1696 in einem Schreiben an den Bürgermeister der Stadt vernehmen, kehrten bei ihm viele Fremde, „worunter vielmahls fürnehme Herren, die mit dem Braunschweiger Bier nicht kontent“ seien, ein. Ohne fremde Biere würde „der in einen ziemlichen Stand gesetzte Ölper Turm“ zu einem „Bauernkrug“ (!) herabsinken und dadurch „sowohl Fremde als Einheimische guter Bequemlichkeit beraubt werden“.

*) Schreiben Herzog Anton Ulrichs an den Bürgermeister von Braunschweig, 1702. Br. Stadtarchiv C III: 6,37, S. 77.



Abb. 4 Der Ölper Turm im Jahre 1859.
 Federlithographie von I. Bergold nach W. Pätz im Verlag von Wehrt.
 Original im Städt. Museum Braunschweig

Wenn auch kein Bauernkrug, mußte er doch auf den Zuspruch der Ortsansässigen bedacht sein. Da war es ärgerlich, wenn die Einheimischen sich in „Bouteillen“ das Bier aus der nahen Stadt holten (1727) oder ein heimlicher Bierausschank in einem Bauernhaus die Gäste abspenstig machte (1693, 1775). Der größte Schaden erwuchs dem Turmwirt mit einem Bierverkauf in der Ölper Mühle. In einem Protestschreiben (1672) suchte H. Chr. Rogge dieser Entwicklung zu begegnen.

Mehr als diese Plackereien bedrängten den Turmwirt jedoch durch die Jahrhunderte die kriegerischen Zeitläufte, deren Auswirkungen sich nur zu oft an der ölperschen Landwehr niederschlugen. Braunschweigs Belagerungen von 1605 und 1615 zogen in dem zu einem Kriegslager gewordenen Ort vor allem den Dorfkrug in Mitleidenschaft. Nach der letzten Kriegsepisode dieser Art im Jahre 1671 meldete der Turmwirt H. Chr. Rogge, er habe „alle Habseligkeiten eingebüßt“. Besonders hart aber traf es J. K. Lieberkühn, der während des Siebenjährigen Krieges kurz nach seiner Pachtübernahme (1757) mehrfach den Übergriffen durchmarschierender oder einquartierter französischer Truppenteile ausgesetzt war. Die Leiden begannen mit einem Saalbrand, als ein im Turm einquartierter französischer Capitaine im „beräuschten“ Zustande bei nächtlicher Jagd nach der Dienstmagd unvorsichtig mit dem Licht umgegangen war. Herbeieilende Ortsbewohner konnten Schlimmeres verhüten. Die Not, die damals durch Einquartierungen, unbezahlte Zechen, zerbrochene Gläser und Krüge, gestohlene Hühner und Enten, ausgeplünderte Stallungen entstanden, wurden im Oktober 1761 während einer zweiten, nur kurzen Besatzungszeit

noch überboten. Als Lieberkühn von der Einquartierung gezwungen wurde, aus Peine mehrmals Brantwein zu holen, war seine Frau der ärgsten Bedrängnis ausgesetzt. Zurückgekehrt fand er von seiner Habe „bis aufs letzte Hemd“ nichts mehr vor. Es scheint, als habe die Hzl. Kammer daraufhin bei der Eintreibung des Pachtgeldes wenig Verständnis für die Notlage dieses kriegsgeschädigten Wirtes gehabt. Resigniert mußte er die Pachtung aufgeben. Ob seine Bitte, ihn wenigsten „zur Erhaltung der Seinigen“ mit einem kleinen Landdienst zu „begnadigen, da des Schreibens und Rechnens etwas kundig“, erfüllt wurde, ist unbekannt.

Vergessen wir bei der Darstellung von so leidvollen Begebenheiten jedoch nicht, daß der Ölper Turm seit seinem Bestehen viele Jahrhunderte hindurch ein Treffpunkt der Dorfbewohner, eine Stätte örtlicher Beratungen und ölperschen Frohsinns war, darüber hinaus aber auch eine Stätte geschäftlicher Betriebsamkeit, sei es daß z. B. dort 100 Schafe und 80 Hammel verkauft oder der Verkauf von Bortfelder Torf vermittelt wurde (Br. Anz. 1826). Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis in den Anfang unseres Jahrhunderts war der Ölper Turm das bekannte Ausflugsziel der Stadtbraunschweiger. Da „spielten Schuhmachergesellen ihre Fahne“ (1788), „führten die Bergmusici eine Konzertmusik auf“ (1829), ließen die Herzoglichen Husarentrompeter im Garten „Harmoniemusik“ erklingen (z. B. 1840, 1841). Vor allem aber lud der Turmwirt zum Tanz auf dem Saal ein, manchmal jeden Sonntag (1798), ganz bestimmt aber an den Festtagen. Einige den „Braunschweigischen Anzeigen“ entnommene Bekanntmachungen mögen zeigen, wie recht die Braunschweiger hatten, wenn sie einst sangen: In Ölper is Musike . . .

(April 1798)

Einem geehrten Publikum zeige ich hierdurch ergebenst an, daß vom zweiten Ostertage bis Michaelis diesen ganzen Sommer hindurch jeden Sonntag nach beendigtem Gottesdienst mit guter Musik zum Tanz aufwarten werde, wobei die Ehre habe, mit allen möglichen Erfrischungen, sowol warmen als kalten Essen, alle Sorten Weine, Chokolade, Kaffee und Thee, durch gute und prompte Bedienung mir zu rekommenidiren, und bitte daher um geneigten Zuspruch.

J. A. G. Otte,

Gastwirt zum Oelper Thurm.

(Oktober 1818)

Einem hochgeehrten Publikum bringe ich hiemit zur Anzeige, wie ich die erkaufte Wirtschafft zum Oelperthurm am ersten Oktober eröffnet habe und dabei mich auf das ergebnste empfohlen halte. In Hinsicht auf Anständigkeit soll bei reeller billiger Bedienung, verbunden mit prompter Aufwartung, eins dem andern die Hand bieten, wodurch ich mir das Zutrauen eines Jeden, dessen Besuch ich mich zu erfreuen habe, zu verdienen und so zu erhalten suchen werde.

Georg Günther Kühnert

(April 1837)

Auf dem Oelper Thurme ist von jetzt an alle Sonntage und Montage Tanzmusik.

Oelper Thurm, den 20. April

(Sept. 1840)

Heute Nachmittag große Garten-Musik auf dem Oelper Thurme. Anfang 3 Uhr. Wozu ergebnst einladet

W. F. Weitsch.



Abb. 5 Der Ölper Turm im Jahre 1982 nach der Restaurierung.

Foto: W. Fanger



Abb. 6 Detail aus der Fassade des Ölper Turms im Jahre 1982 nach der Restaurierung.

Foto: W. Fanger

(Mai 1841)

Mittwoch, den 12. dieses, Nachmittags von 3 bis 7 Uhr, wird im Garten beim Oelper Thurme Harmonie-Musik, ausgeführt von den Herzogl. Husaren-Trompetern, Statt finden, wozu ergebenst einladet

F. W. Weitsch

(April 1854)

Oelper-Thurm. Hierdurch die ergebene Anzeige, daß am Weißen Sonntag und Montage Tanzvergnügen, und zwar Samstag nach der Musik des Piano-Fortes, und Montag nach der Musik der Stadt-Musici Statt finden wird.

Tondorf.

(Oktober 1856)

Oelper-Thurm. Meiner hochgeehrten Kundschaft mache ich die ergebene Anzeige, daß ich täglich mit gutem Zuckerkuchen dienen kann.

Tondorf.

Derweil herrschte auch draußen vor der Gaststätte an Sonntagen ein munteres Treiben. Schon im Jahre 1841, um nur ein paar Beispiele zu nennen, drehte sich hier ein Karussell, Ölper's Jugend veranstaltete zur Unterhaltung der Braunschweiger „ein mit Lust verknüpftes Hammellaufen“ (1797), und der Schnelläufer Heike verkündete, daß er Pfingsten die Strecke vom Petritor zum Ölper Turm in 70 Minuten zweimal hin und zurücklegen werde, natürlich in Erwartung eines Entgelts von seiten „der geneigten Zuschauer“ (1834).

Solcherlei Scherze kannte unser Jahrhundert zwar nicht mehr; dafür aber erlebten die Einwohner von Ölper im Rahmen ihrer Verbände und Vereine in ihrem „Turm“ noch unbekümmerte Veranstaltungen. Dieser Stätte dörflichen Gemeinschaftslebens drohte indes nach dem Zweiten Weltkriege mit dem deutlichen Verfall seiner gesamten Bausubstanz ein bedauerliches Ende. Der Altbau von 1642 wies bis auf unverdorbenes Eichengebälk erhebliche Schäden auf, und auch der Saalanbau des vorigen Jahrhunderts drohte sich aufzulösen. Solchen Schäden wirkungsvoll zu begegnen ging über die finanziellen Kräfte der Stadt Braunschweig, die als Besitzerin für die Erhaltung des Ölper Turms zuständig gewesen wäre. Herr Dr. Artur Wiswedel hat ihr dankenswerterweise diese Verantwortung abgenommen. Seinem unter großen finanziellen Opfern gewagten Einsatz ist es zu verdanken, daß auf lange Zeit hin mit der völligen Erneuerung eines fast 500 Jahre alten Fachwerkhauses auch die Erinnerung an ein nahezu 600 Jahre altes Stück Stadtgeschichte wachgehalten wird. Neuvermalt erstrahlen die Außenwände des ganzen Gebäudekomplexes in hellem Glanz. Ornamente und Goldschrift schmücken auf der Straßenseite das Eichengebälk. Mit der von dem Architekten Manfred Stautmeister durchgeführten Modernisierung der Gaststätte, mit Hotel- und Saalbetrieb, mit Kegelbahnen und einem geplanten Kaffeegarten wird ein neues Blatt in der Geschichte des traditionsreichen Ölper Turms aufgeschlagen.

Quellennachweis: Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel 4 A Fb. 5,596 u. 597; Stadtarchiv Braunschweig B II 4 u. 11; C III 7, 24; Grundbuchamt Braunschweig, Akte Ölper Turm; Braunschweigische Anzeigen, verschiedene Nummern.

Der Braunschweiger Hauptschulgarten

Von Martin Rohé

Im Norden der Stadt, im Siegfriedviertel, liegt rings um den Dowesee eine gärtnerische Kostbarkeit, der Braunschweiger Hauptschulgarten. Obwohl er zu den schönsten Gärten Deutschlands gehört und immerhin schon über 60 Jahre besteht, ist er selbst bei alteingesessenen Braunschweigern nur wenig bekannt.

Eine so umfangreiche und anspruchsvolle Anlage konnte selbstverständlich nicht aus einer Laune oder einer augenblicklichen Eingebung entstehen, sie setzt vielmehr eine breite und weit in die Vergangenheit zurückreichende Entwicklung voraus. Gärten für den eigenen Bedarf wird es bei unseren Vorfahren gegeben haben, seitdem sie in der Bronzezeit zu sesshaften Bauern geworden waren. Erst im Frankenreich Karls des Großen wurden unter klösterlicher Obhut landwirtschaftliche Musterschulen und Gärten für Heil- und Gewürzpflanzen angelegt. Aus diesen Gärten des frühen Mittelalters sind die späteren Schulgärten wie auch die botanischen Gärten der Universitäten hervorgegangen. Die ersten botanischen Gärten für Studienzwecke wurden in Italien angelegt, genannt sei der 1525 von Gaspar de Gabriel in der Toskana angelegte Garten. Am Ende des 16. Jahrhunderts besaß fast jede italienische Stadt einen botanischen Garten.

Daneben lebte aber der Gedanke, dem Schüler auf kleinem Raum die Natur in Ausschnitten zu zeigen, weiter. Der erste in Deutschland nachweisbare Schulgarten wurde 1685 von August Hermann Francke, dem Gründer der Franckeschen Stiftungen in Halle/Saale, angelegt. Es blieb zunächst dabei, daß private Erziehungsanstalten den Schulgarten-Gedanken verfolgten und verwirklichten. Besonders hervorgehoben seien für das 18. Jahrhundert Basedow und sein „Philanthropin“, sowie Trapp und Saltzmann.

Etwa seit 1800 wenden auch die zuständigen Behörden dem Schulgarten-Gedanken ihr Interesse zu. Doch wurde der erste öffentliche Schulgarten Deutschlands erst 1881 in Breslau angelegt. Weitere Städte wie Stuttgart, Coburg und Berlin folgten dem Beispiel. Diese rasche Entwicklung kam nicht von ungefähr. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands in den sogenannten Gründerjahren erfolgte auch eine Umschichtung der Bevölkerung. Im selben Maße wie die Verstädterung zunahm, verloren die Kinder der Stadtbevölkerung die direkten Kontakte zur Natur. Es blieb der Schule überlassen, den Schülern die fehlende Anschauung zu vermitteln. Hierbei zeigte sich, daß die Beschaffung frischer Pflanzen immer schwieriger wurde. Wo Schulgärten vorhanden waren, erwiesen sie sich bald als zu klein, um den Ansprüchen zu genügen. Wo nicht botanische Gärten wie in Hamburg aushalfen, mußte man nunmehr Zentralschulgärten einrichten. Selbstverständlich konnten Lieferungen an die Schulen nur im Rahmen eines festen Lieferprogramms erfolgen. Die Vorteile liegen auf der Hand. Die Lehrer konnten zwar nur noch zwischen bestimmten Pflanzen wählen, sie hatten aber andererseits die Möglichkeit, sich intensiver auf die jeweilige Unterrichtseinheit vorzubereiten. Es wurde auch möglich, einen Teil des Unterrichts in den Schulgarten zu verlegen, um den Schülern die Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung zu zeigen. Praktische Arbeitsweisen wie das Veredeln von Obstbäumen, die Anlage von Pflanzbeeten und Anbau und Pflege vieler Gartenpflanzen konn-

ten demonstriert und geübt werden. Daß hierbei die Beobachtung der Natur bei den Schülern gestärkt und der Wunsch nach einem eigenen Garten geweckt wurde, unterliegt keinem Zweifel. Als Anmerkung sei erwähnt, daß es neben den Zentralschulgärten, in denen auch Unterricht stattfindet, nach wie vor auch Liefergärten gab und gibt, die Pflanzen an Schulen liefern. Die ersten Zentralschulgärten wurden am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts – wie konnte es auch anders sein – in den Großstädten angelegt, 1875 in Berlin-Humboldthain, 1879 Magdeburg, 1888 Leipzig, 1889 Breslau, 1891 Köln, 1893 Essen, 1894 Karlsruhe, 1899 Stuttgart, 1903 Frankfurt/Main und 1905 Königsberg/Pr.

Damit hatte die Schulgartenbewegung ihren Durchbruch erzielt. Weitere Unterstützung fand sie durch parallellaufende Bewegungen in Schweden, in Österreich und in der Schweiz sowie durch die Einführung der Biologie als Lehrfach in den Schulen. Die Folgezeit brachte nur noch eine Erweiterung der Aufgaben der Zentralschulgärten in der Form, daß in ihr Programm die Teichpflanzen, Kletterpflanzen, Faserpflanzen und Giftpflanzen aufgenommen wurden. In den Jahren von 1910 bis 1930 sind auch die grundlegenden Veröffentlichungen über das Schulgartenwesen erschienen.

Wir kommen nun zu der Entwicklung des Schulgartenwesens in der Stadt Braunschweig. Als entschiedener Vertreter der Schulgartenbewegung schuf Mittelschullehrer Paul Ramke 1896 in der damaligen Schule am Büldenweg den ersten Schulgarten in Braunschweig. Weitere Schulgärten entstanden in den Folgejahren an den Schulen Pestalozzistraße, Heinrichstraße, Okerstraße und Diesterwegstraße. Der Versuch, den Schulgarten der Schule Diesterwegstraße zu vergrößern, scheiterte 1906 an der Absage des Magistrates. Um den ständig steigenden Bedarf an Pflanzen für den Unterricht zu decken, wurde 1912 auf dem städtischen Rieselgut Steinhof ein 16500 qm großer Liefergarten angelegt. Von dort wurden nun die Schulen zweimal wöchentlich mit Hilfe eines Pferdefuhrwerks beliefert. Da dieser Garten aber ziemlich weit entfernt war, kamen die Pflanzen nicht immer frisch in den Schulen an. Um diesen Zustand zu beenden, wurde 1916 im südlichen Teil des Bürgerparks ein 200 qm großer Liefergarten angelegt, der sich aber bald als zu klein herausstellte.

Endlich entstand dann 1919 auf dem ehemaligen v. Bosseschen Grundstück am Dowe-see nach den Plänen des späteren Stadtgartendirektors Michael und nach den Vorstellungen Paul Ramkes ein 3 ha großer Schulgarten.

Die sehr schlechte Lage auf kargem Sandboden in einer dünenartigen Landschaft mit einem verlandeten See in einer morastigen Senke, verlangte von den Gestaltern ein hohes Maß an fachlichem Können. Hinzu kam, daß dieser Lehrgarten von Anfang an als öffentlicher Park gedacht war, um den Besuchern neue Kenntnisse zu vermitteln und bestehende zu vertiefen. Dazu mußten der Boden verbessert, Wege gebaut, Schulbeete angelegt und Gehölze nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgesucht und gepflanzt werden.

Schon 1920 wurden weitere 7011 qm durch Kultivierung des Moorgeländes für den Schulgarten gewonnen. Leider verwüstete im selben Jahr ein mehrere Tage anhaltender Sandsturm den Schulgarten. Solche Sandstürme waren vor der Bebauung der Rührer und Veltenhofer Gemarkung keine Seltenheit. Trotz schwieriger Witterungsbedingungen in den Jahren 1920 bis 1926, die trockene Sommer und harte Winter brachten, wozu noch ei-

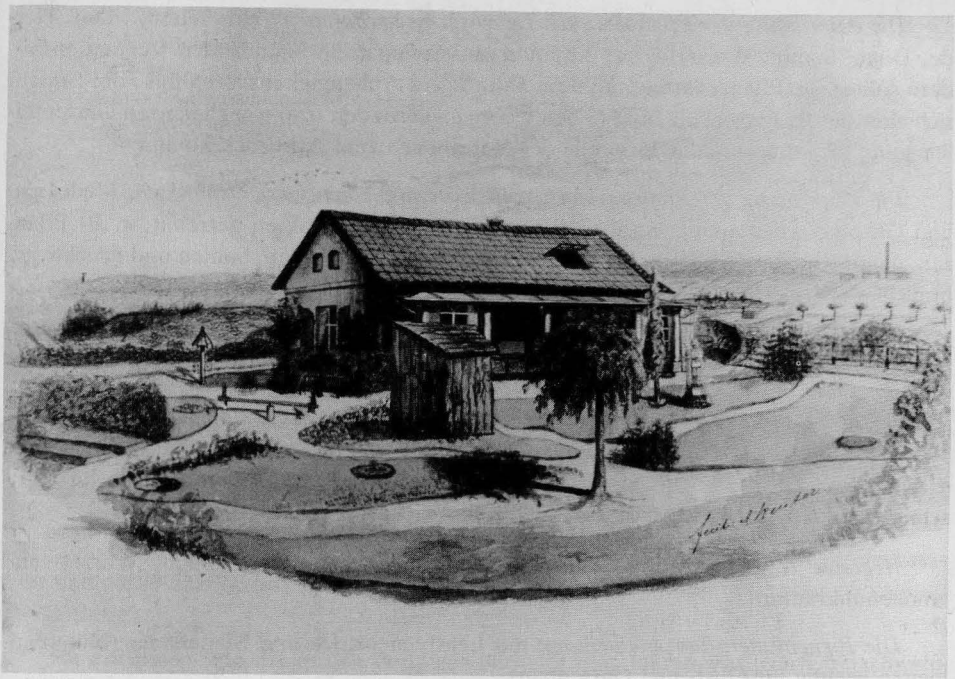


Abb. 1 Das ehemalige Sommerhaus der Familie von Bosse am Dowesee im Jahre 1875.
Aquarellierte Zeichnung.

Reproduktion nach einem Original im Besitz von Frau Juliane von Bosse, Steinhorst

ne Überschwemmung kam, wurde der Ausbau weitergeführt. 1925 entstand das Fachwerkhaus als Dienstwohnung für den Obergärtner, 1926 – 28 wurde die dringend benötigte Wasserleitung gelegt und 1928 wurden Terrassen und Stützmauern aus Kalkstein errichtet.

Daneben wurde der Dowesee, der zu verlanden drohte, 1927 – 28 vertieft und vergrößert, und mit dem anfallenden Schlamm das Ufer um 50 cm erhöht. Dabei wurden auch einige archäologische Funde gemacht, wie ein Einbaum, Ruder, Harpunen und Keramiken. Leider ist der Einbaum durch Kriegseinwirkung zerstört worden.

Wie stand es in jenen wirtschaftlich schwachen Zeiten mit den Finanzen? Die finanzielle Belastung betrug von 1919 bis 1929 310000 RM, wovon 40000 RM für den Bau der Wasserleitung gebraucht wurden. Zusätzlich wurden pro Jahr 22000 RM für Schullieferungen ausgegeben. Als Beispiel sei angegeben, daß der Schulgarten im Jahre 1929 116000 Pflanzen, Pflanzenteile und Früchte an 29 staatliche Schulen auslieferte. Im selben Jahr besuchten 189 Klassen den Hauptschulgarten. Um diese Aufgaben durchzuführen, waren ein Obergärtner, drei Gärtner und drei Gartenarbeiter ständig im Hauptschulgarten beschäftigt. Entsprechend der systematischen Gliederung des Hauptschulgartens ergaben sich folgende Arbeitsbereiche:

Die Anordnung der Pflanzen nach Lebensgemeinschaften: Wald, Wiese, Moor, Heide, Düne, Sumpf, Wasserfläche, Alpinum und Steingarten. – In diesen Vegetationsbildern sollten die Pflanzenarten, in ihrem natürlichen Abhängigkeitsverhältnis vom Boden, sich einwandfrei entwickeln, und in den Übergängen zu den streng gegliederten Gartenteilen sollte die vermittelnde Harmonie des Natürlichen zum Ausdruck kommen.

Die Anordnung der Pflanzen nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten: Medizinal- und Giftpflanzenabteilung, nach volkstümlichen Gesichtspunkten getrennt, z. B. Pflanzen, deren Knollen, Wurzeln, Blätter, beblätterte Stengel, Blüten, Samen und Früchte gebraucht werden. Hiervon getrennt die Giftpflanzen.

Technisch wichtige Pflanzen: getrennt nach Ölpflanzen mit festen und ätherischen Ölen, Gespinstpflanzen, Färbepflanzen, Zucker- und Gewürzpflanzen.

Nutzpflanzenabteilung: gegliedert in Getreidepflanzen, Stärkemehl liefernde Pflanzen, Hülsenfrüchte, Zwiebel-, Knollen- und Wurzelgemüse, Bleichgemüse, Salat- und Kohlgemüse, Gemüse- und Suppenkräuter, Gürkengewächse, Futterpflanzen landwirtschaftlicher Art und Obstgehölze.

Negative Nutzpflanzenabteilung: Unkräuter, getrennt nach Samen-, Wurzel- und Knollenunkräutern.

Die Bienenfutterpflanzenabteilung: mit Lehrbienenstock und Bienenhaus (blütenbiologisch wichtig für Obst- und Gartenbau).

Eine morphologisch-biologische Abteilung: sie sollte den Fortgeschrittenen Gelegenheit zur Vertiefung des Botanikstudiums geben (besonders für Schüler höherer Lehranstalten).

Eine Abteilung der immergrünen Gehölze und Koniferen.

Eine Abteilung der Pflanzen in natürlich-landschaftlicher Anordnung: unter besonderer Berücksichtigung der braunschweigischen Flora, gedacht als Wiederholungsabteilung, um dem ganzen Komplex eine gartenkünstlerische Note zu geben.

Die Zier- und Schmuckstauden und Ziergehölze: wichtig für Zeichen- und Malzwecke, für dekorativen Aufbau durch ihren besonderen Blüten- und Früchte-Aufbau, verschiedenartig nach den Lebensbedürfnissen geordnet, vereinzelt auch in Schmuckrabatten eingeordnet.

Einzelplätze: Sie waren in den Gartenteilen so angeordnet, daß diese zu Unterrichtszwecken im Freien genutzt werden konnten. Daneben luden Einzelplätze zum Ruhen, Beschauen und Genießen des Ganzen ein. Sonnenuhr, Windfahne, Niststätten, Vogelfutterhäuschen u. a. sollten nach und nach dem Garten eine reizvolle Note geben.

Die Freude über den gelungenen Aufbau des Hauptschulgartens blieb nicht ungetrübt. Unerwartet starb am 6. Dezember 1929 Paul Ramke. Seine Urne wurde im Schulgarten beigesetzt. Am 18. März 1930 trat Dr. Karl Magnus die Nachfolge Paul Ramkes an. Gleichzeitig wurde sein Aufgabenbereich erweitert. So gehörte nunmehr zu seinen Aufgaben, die Landschulen mit Mitteilungen sowie auf Wunsch auch mit Pflanzen zu beliefern,

Abb. 2 Paul Ramke, der Begründer des Braunschweiger Hauptschulgartens.
Reproduktion aus:
40 Jahre Knaben-Mittelschule am Augustplatz
1911 – 1951. Braunschweig 1951.



ferner die Einrichtung von Versuchsbeeten für die Vererbungslehre, die Kleingärtnerberatung und die Durchführung von Lehrgängen für Lehrer, Studenten und andere botanisch Interessierte.

Zu erwähnen sind die in den dreißiger und vierziger Jahren häufigen Überschwemmungen, wobei nach anhaltenden Regenfällen der See die gesamte Niederung überschwemmte. Dadurch wurde der Pflanzenbestand schwer geschädigt. Der Zweite Weltkrieg hinterließ ebenfalls tiefe Spuren, nicht zuletzt dadurch, daß der Garten überwiegend mit Gemüse bepflanzt wurde.

Der Wiederaufbau des Hauptschulgartens vollzog sich in den ersten Nachkriegsjahren sehr stockend. Es gab vielfache Schwierigkeiten, nicht nur im schulischen, betriebstechnischen und finanziellen Sektor. Trotz seines hohen Alters mußte Dr. Magnus sein Amt im Hauptschulgarten bis zum 31. Dezember 1956 weiterführen, bis dann ab 1957 Oberstudienrat Lohl, zuerst ehrenamtlich und ab 1958 hauptamtlich, das Amt eines pädagogischen Mitarbeiters übernahm.

Mit einigen Anlaufschwierigkeiten gelang es Herrn Lohl, längst fällige Arbeiten, wie die Beschilderung der Pflanzen, die Ausarbeitung von schriftlichen Anleitungen zu Pflanzenlieferungen und eine Überprüfung des Lieferprogrammes durchzuführen. Als Tätigkeitsbeispiel sei genannt, daß 1964 an 50 Haupt-, Mittel- und Oberschulen 17mal Pflanzen ausgeliefert wurden, wobei es sich um 189 verschiedene Pflanzen handelte. Am 1. Februar 1971 trat Walter Lohl in den Ruhestand und gab sein Amt an Herrn Lehrer Barthel ab. Herrn Barthel gelang es, den schulischen Bereich stärker zu berücksichtigen, was sich 1979 in einem starken Anstieg der Schullieferungen ausdrückte.

Um das Angebot für die Schulen noch attraktiver zu gestalten, wurden neue Lieferprogramme erarbeitet und die Möglichkeiten für den Biologieunterricht im Hauptschulgarten verbessert. Der Aufbau im gärtnerischen Bereich begann 1948 mit dem Bau einer Gärtnerei (Gewächshaus und Frühbeete) sowie mit einer Erweiterung des Geländes nach



Abb. 3 Frühlingsstimmung am Dowesee.
Foto: M. Rohé



Abb. 4 Bacchus mit Faun oberhalb des ehemaligen Rosariums.
Die Figur stammt wahrscheinlich aus dem Schloßbezirk von Salzdahlum bei Wolfenbüttel.
Foto: M. Rohé



Abb. 5 Wassergraben mit Nixe im neuen Teil des Hauptschulgartens in Braunschweig.
Die Plastik ist ein Werk der Bildhauerin Schmidt-Funke.
Foto: M. Rohé



Abb. 6 Blick über den Dowesee im Hauptschulgarten Braunschweig.
Foto: M. Rohé

Westen auf dem ehemaligen Rhümer Feld. Diese Erweiterung umfaßt 15000 qm. Sie wurde teilweise als Staudengarten gestaltet. Durch die Staudenrabatten verläuft ein von Buntsandsteinplatten eingefasster Graben, der typische Wasserpflanzen wie Schwanenblume, Seerose oder Igelkolben zeigt. Die restliche Fläche wurde mit weiten Rasenflächen, interessanten Bäumen und Sträuchern großzügig angelegt. Mit dieser gelungenen Verschönerung ist der Charakter des Hauptschulgartens als Erholungsgebiet bedeutend verstärkt worden.

Doch der Chronist des Hauptschulgartens darf nicht verschweigen, was den Verantwortlichen Sorgen bereitet. Es sind die wechselnden Wasserstände des Dowesees, die vermutlich mit der Tätigkeit des Wasserwerks Bienroder Weg zusammenhängen. Der natürliche Wasserspiegel des Dowesees lag am Ende des 19. Jahrhunderts bei 97 m, der Grundwasserspiegel östlich des Sees bei 69,5 bis 69,6 m über NN. Durch die Nutzung durch Trinkwasserbrunnen und durch die Bebauung des Siegfriedviertels kam es zu einer Absenkung des Wasserspiegels. Dies blieb nicht ohne Folgen für die Bepflanzung des Schulgartens. Um den Wasserspiegel des Dowesees in der für die Bepflanzung erwünschten Höhe zu halten, wurden die anfallenden Regenmengen aus der Schunter siedlung und von einem Teil des Siegfriedviertels in den Dowesee geleitet. Es stellte sich aber bald heraus, daß das Fassungsvermögen des Sees bei starken Regenfällen nicht ausreichte. Es kam daher immer wieder zu Überschwemmungen und dadurch wieder zu schweren Schäden an der Uferbepflanzung und zu einer starken Verschmutzung des Sees. Das Stadtgarten- und Friedhofsamt hat deshalb das Ufergelände in den sechziger Jahren erhöht, ohne jedoch damit eine Verbesserung zu erreichen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß mit dem Regenwasser sogar Fäkalien in den See gelangten. Im April 1961 wurde ein Regenwasserkanal gebaut, der das von Westen zufließende Wasser zur Schunter umleitet. Diese Maßnahme reicht jedoch nicht aus, denn nach wie vor dringt organisch belastetes Wasser aus der Schunter siedlung in den Dowesee. Wie aus dem hydrologischen Gutachten von Dr. Popp (1962) hervorgeht, altert dadurch der See schneller, das heißt, daß seine Verlandung beschleunigt wird. Um diesen Prozeß zu verhindern, müßte die Regenwasserzufuhr völlig unterbunden werden.

Seit der Inbetriebnahme der Harzwasser-Fernleitung ab Dezember 1972/Juli 1973 wurde die Förderleistung des Wasserwerks Bienroder Weg von 10000 bis 15000 cbm täglich auf 200 cbm täglich gedrosselt. Dadurch steigt wieder der Grundwasserspiegel an, bis er seine ursprüngliche Höhe erreicht. Um das zu verhindern, nahmen die Stadtwerke von 1974 bis Januar 1975 eine Pumpe in Betrieb. Im Dezember 1975 schließlich ließ das Stadtgartenamt am nördlichen Seeufer eine Pumpe installieren, um den Wasserspiegel des Dowesees auf gleichbleibender Höhe zu halten. Das hierbei abgepumpte Wasser wird über den Ohegraben in die Schunter abgeleitet. Bis zu diesem Zeitpunkt stand der untere Teil des Hauptschulgartens oftmals unter Wasser, wobei der Wasserspiegel mehrfach über einen Meter anstieg und den Baumbestand stark in Mitleidenschaft zog. Ein anderes Problem sind die vernähten Flächen, die noch heute Schwierigkeiten bereiten. Im Sommer 1976 wurde deshalb eine Dränage verlegt, die aber mangels Vorfluter keinen Erfolg brachte. Erst als 1979 ein offenes Grabensystem gezogen wurde, konnte ein bescheidener Erfolg erzielt werden. Im Frühjahr 1981, nach der plötzlich einsetzenden Schneeschmelze und den tagelangen sehr starken Regenfällen, stand dann der gesamte untere Bereich wieder

wochenlang unter Wasser. Man hat sich daher entschlossen, die bisherigen zu schwachen Pumpen gegen stärkere auszutauschen.

Heute präsentiert sich der Hauptschulgarten dem Besucher als intensiv gepflegter Park mit seltenem Baumbestand, großzügigen Blumenrabatten und wunderschönen Staudenanlagen. Sehenswert ist die ungefähr 300 Arten umfassende Heil-, Gift- und Gewürzpflanzenabteilung, die zu den größten Offizinalpflanzensammlungen Norddeutschlands gehört. Durch umfangreiche gestalterische Verbesserungen wurde der Eingangsbereich erneuert und der ursprünglichen Konzeption angepaßt, der ehemalige Rosengarten (in der Nähe des Spielplatzes) in einen Stauden-Koniferenhang umgewandelt und das ehemalige v. Bossesche Landhaus am Spielplatz renoviert. Hier soll noch in diesem Jahr ein Bauerngarten angelegt werden. Nicht zu vergessen, daß das hinter der Gärtnerei liegende alte Rosarium mit 1500 Rosen neubepflanzt worden ist.

Noch ein Wort zu den jährlich durchgeführten Blumenpflanzungen: in jedem Jahr werden im Schulgarten ungefähr 25000 Blumenzwiebeln, 5000 Stiefmütterchen und ungefähr 30000 Gruppenpflanzen wie Geranien, Begonien, Tagetes usw. und außerdem viele Sommerblumen auf die Rabatten ausgepflanzt.

Rat und Verwaltung der Stadt Braunschweig waren und sind ständig bemüht, trotz aller Schwierigkeiten dieses kostbare Vermächtnis des braunschweiger Stadtgartendirektors Georg Michael und des Mittelschullehrers Paul Ramke zu erhalten und zu pflegen. Für die Zukunft ist geplant, den Schulgarten nach Norden zu erweitern und auf dieser Erweiterung eine neue Gärtnerei zu bauen. Weiter soll ein Schaugewächshaus errichtet werden, dazu ein Blindengarten und in Zusammenarbeit mit der Karl-Förster-Stiftung ein Staudensortimentsgarten. Daß der schulische und bildungspolitische Bereich seiner Bedeutung gemäß berücksichtigt wird, versteht sich von selbst.

Bei unserem nächsten Besuch im Hauptschulgarten sollten wir aber nicht versäumen, die Stätte zu besuchen, wo am 2. Juli 1930 die Asche Paul Ramkes beigesetzt wurde. Auf dem Gedenkstein stehen die Worte: „Mittelschullehrer Paul Ramke, geboren am 10. 9. 1868, gestorben am 6. 12. 1929, dem Gründer und verdienstvollen Förderer des Schulgartens“. Wer kennt heute noch Paul Ramke? Die ihn erlebt haben, erzählen, daß er ein vielbelächelter Sonderling war. Nach Schulschluß war er ständig mit Fahrrad und Rucksack unterwegs, um in der gesamten näheren Umgebung Wildpflanzen und Sämereien zu sammeln. Auch während der Ferien botaniserte der eingefleischte Junggeselle nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern. Verbissen verfolgte er die sich selbst gestellte Lebensaufgabe, ohne Mühe und Opfer zu scheuen. Als Krönung seines Lebens wird er es betrachtet haben, daß er 10 Jahre pädagogischer Leiter des Hauptschulgartens war. Seiner Energie und seiner Hingabe verdankt die Stadt Braunschweig einen Schatz: den Hauptschulgarten.

Quellennachweis:

Fritz Steinke: Der Schulgarten. Heidelberg 1951. — Karl Magnus: Hauptschulgarten und Unterricht. Zur Geschichte der Schulgärten. In: Schulblatt für Braunschweig und Anhalt Nr. 14 u. 15/1931.

Der Teufel in der ostfälischen Volkssprache

Von Werner Flechsig

I. Der Teufel in Personennamen und Pflanzennamen, Redensarten und Sprichwörtern.

Das ostfälische Mundartwort *Düwel* bzw. *Duiwel* für „Teufel“ geht zurück auf das griechische Wort *diabolos* „Verleumder“, das bei der ersten Verdeutschung des Neuen Testaments der Bibel im frühen Mittelalter auch nach Niederdeutschland gelangte und in altniederdeutschen Texten zunächst noch als *diobol*, dann als *diuvil* erscheint. Daraus entwickelte sich im weiteren Verlauf des Mittelalters die mittelniederdeutsche Form *düwel*, geschrieben *duvel*, da die damaligen Kanzleien sich noch nicht der Häkchen als Umlautzeichen über dem u bedienten und das bilabiale w als v wiederzugeben pflegten. Als frühesten Beleg für diese spätmittelalterliche Schreibform aus der Stadt Braunschweig fand ich den Personennamen *Heneke Duvel* vom Jahre 1326¹⁾. Es muß dahingestellt bleiben, warum man diesem Bürger seinen Beinamen gegeben hatte, ob wegen seines teuflischen Wesens, wegen seines Aussehens, das nach der Meinung seiner Mitbürger den Teufelsdarstellungen in der bildenden Kunst ihrer Zeit entsprach oder wegen seiner Teufelsmaske beim Schauteuffellaufen. Dieser heimische Volksbrauch der Weihnachtszeit wurde im „Ordinarium des Rates der Stadt Braunschweig von 1408 erwähnt, dessen § 144 überschrieben ist: „*wu me de schoduvele kundeghet*“, d. h. „Wie man den Lauf der Schauteufel ankündigt“²⁾. Das war zwar über 80 Jahre nach der Nennung des Heneke Duvel, aber wahrscheinlich bestand der Brauch des Schauteuffellaufens in unserer Stadt schon lange vor 1408. Vielleicht verdankten dem Tragen einer besonders eindrucksvollen Teufelsmaske beim Umzug der Schauteufel auch *Fricke Duvelskop* (= Teufelskopf) 1371³⁾ und *Ernst Duvelshovet* (= Teufelshaupt) 1528⁴⁾ in Braunschweig ihre Beinamen. Ein solcher Beiname konnte allerdings wohl auch einem Bürger angehängt werden, der ein mit einer Teufelsdarstellung geschmücktes Fachwerkhaus bewohnte. Das Vorhandensein entsprechender Hausnamen erweist eine Eintragung im Pfahlzinsregister der Stadt Northeim von 1564, wo es heißt: „*1 gr. de domo retro murum dicto de duvels ars*“, d. h. „1 Groschen (Zins) von dem Hause hinter der Mauer, der Teufelsarsch genannt wird“⁵⁾. Der zum Familiennamen gewordene Beiname *Düvel* kam und kommt übrigens nicht nur in der Stadt Braunschweig vor. Ich fand ihn in seiner niederdeutschen Form bei Stichproben z. B. 1542 in Wipshausen, Kreis Peine, 1564 in Northeim, 1578 in Astfeld, Kr. Gandersheim, 1585 in Göttingen, in Imbshausen, Kr. Hameln, sowie 1798 in Stadtoldendorf, Kr. Holzminden. Bei planmäßiger Durchsicht der Einwohnerlisten anderer ostfälischer Orte aus alter Zeit ließe sich die Zahl der Belege für die Verbreitung dieses Namens vermutlich noch wesentlich vermehren. Dabei müßten natürlich auch die halb oder ganz durchgeführten Verhochdeutschungen des Namens mit in Rechnung gezogen werden, die schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Erscheinung treten, wie z. B. 1580 *Deuffel* in Münden, 1585 *Teubel* in Lauenstein und *Teufel* in Reinerbeck, beide im Kr. Hameln.

Wir wissen nicht, ob man sich bei der Vergabe des Beinamen Düwel/Teufel in den genannten Orten den Teufel so vorstellte, wie ihn religiöse Schriften und Darstellungen der bildenden Kunst darzustellen liebten: eine menschenähnliche Gestalt von schwärzlicher Farbe mit feurigen Augen, Hörnern auf dem Kopf, krallenförmigen Fingern, einem pferde- oder bocksartigem Fuß und einem langen Schwanz. Derartige Vorstellungen scheinen aber im Spiel gewesen zu sein, als man mehrere als heilkräftig oder giftig bekannte heimische Pflanzen mit volkstümlichen Teufelsnamen belegte. Da haben wir in Ostfalen *Düwelshand* für die Flecken-Orchis (*Dactylorhiza maculata* agg.) und *Düwelskralle* für das Breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis* agg.), so benannt nach der hand- oder krallenförmigen Bildung ihrer Wurzel, oder *Düwelsfaut* „Teufelsfuß“ für die verschiedenen Knabenkräuter, ferner *Düwelshâr*, „Teufelshar“ für den Besenginster (*Cytisus scoparius* L.) und *Düwelsöge* „Teufelsauge“ für das Frühe Adonisröschen (*Adonis vernalis* L.), so benannt wohl nach der augenförmigen Bildung der gelben Blüten. Weniger leicht nachzuvollziehen ist die Benennung der *Succisa pratensis* Moench als *Düwelsafbett* bzw. *-afbiß*, hd. „Teufelsabbiß“, des Acker-Hahnenfußes (*Ranunculus arvensis*) als *Düwelslûs*, der Waldrebe (*Clematis silvatica*) als *Düwelsranken*, des Wiesenschaumkrautes (*Caesalpinia pratensis* agg.) als *Düwelsspîje*, hd. „Teufelsspeichel“ und des Bocksdorns (*Tragopodon pratense* L.) als *Düwelstwêrn*, hd. „Teufelszwirn“. Wohl ist es ohne weiteres verständlich, weswegen die Grundwörter dieser 5 Pflanzennamen gewählt wurden, nämlich *-afbett* bzw. *-afbiß* wegen der wie abgeissen wirkenden Form der Wurzel, *-lûse* wegen der lausähnlichen Form und Größe der stachelbewehrten Früchte, *-ranken* wegen der rankenden Umwindung der Wirtspflanzen durch diese Schmarotzerpflanze, *-spîje* wegen des speichelähnlichen Schaums auf der Blume und *-twêrn* wegen der aus der Blütenkrone herausragenden, zwirnartig feinen Staubgefäße. Warum aber, so fragt man sich, ist in diesen Fällen der Name des Teufels als Bestimmungswort gewählt? Wohl doch kaum im Hinblick auf die durch theologische Schriften geprägte und durch bildliche Darstellungen geförderte Vorstellung vom äußerlichen Erscheinungsbild des Satans, für das die 5 letztgenannten Pflanzen keinerlei Anhaltspunkte bieten. Eher möchte man schon an Eigenschaften der Pflanzen denken, deren sich der Böse zu bedienen schien, um den Menschen zu schaden. Aber nach Ausweis eines alten botanischen Werkes über Giftpflanzen galten nur der Acker-Hahnenfuß und die Waldrebe als schädlich für den Menschen, jener, weil seine Blume und Blätter angeblich Haut, Zunge und Schlund zernagten⁶⁾, diese, weil ihre Berührung Blasen auf der Haut hervorrufen sollte⁷⁾. Der Teufelsabbiß wurde dagegen früher als Heilpflanze genutzt, während dem Wiesenschaumkraut und dem Bocksbart meines Wissens weder schädliche noch nützliche Wirkungen nachgesagt wurden. Von allen 5 Pflanzenarten scheinen unsere Vorfahren aber immerhin angenommen zu haben, daß an ihnen geheimnisvolle Kräfte der Natur wirksam wären, die man bald auf dieses, bald auf jenes lebende Wesen zurückführen zu müssen glaubte, ohne von deren Gestalt und Wesensart eine klare Vorstellung zu haben. Das Bestimmungswort *Düwel* in den fraglichen Pflanzennamen meinte aber jedenfalls nicht die theologische Teufelsgestalt. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß bei der Bezeichnung des Wiesenschaumkrauts der Name *Düwelsspîje* austauschbar war gegen *Kuckucksspîje* „Kuckucksspeichel“ und *Düwelsranken* gegen *Wulwesranken*, d. h. Wolfsranken? Bei der Frage nach der mundartlichen Bezeichnung der Waldrebe stellte ich 1957 durch den 8. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Ge-

schichte und Volkstum fest, daß man damals in 188 ostfälischen Orten die Pflanze *Düwels-* bzw. *Duiwelsranken* nannte, dagegen in 96 Orten *Wulwesranken*. Die Belege für den ersten Namen kamen aus den Kreisen Staßfurt (1), Wanzleben (2), Wernigerode (1), Helmstedt (20), Gifhorn (3), Braunschweig (13), Wolfenbüttel (25), Goslar (21), Stadt Salzgitter (4), Peine (11), Burgdorf (1), Hildesheim (15), Gandersheim (42), Zellerfeld (1), Osterode (6), Einbeck (11), Holzminden (5) und Alfeld (7); die für den zweiten Namen aus den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (6), Gifhorn (2), Braunschweig (13), Wolfenbüttel (28), Goslar (7), Stadt Salzgitter (11), Peine (5), Hildesheim (14), Gandersheim (6), Einbeck (3), Holzminden (3) und Astfeld (1). In Dassel, Kr. Einbeck, bezeichnete man *Duiwelsranken* als das ältere, *Wulwesranken* als das jüngere Wort. Ob das auch für andere ostfälische Orte gilt, muß dahingestellt bleiben, da sonst keine Angaben über den Altersunterschied zwischen beiden Wörtern gemacht wurden. Nur soviel ist sicher, daß man in Hondelage, Kr. Braunschweig, schon 1774 „*Wolfsranken*“ als ein mittelmäßig gesundes Viehfutter auf der Weide kannte. Vielleicht waren beide Namen ursprünglich überhaupt nicht völlig bedeutungsgleich, auch wenn sie dieselbe Pflanze meinten, denn der Gewährsmann Franz Fricke in Klein Mahner, Kr. Goslar, gab 1954 an, daß man dort nur die hohlstengelige und leicht zerbrechliche Art der Waldrebe *Duiwelsranken* nannte, die vollstengelige, zum Korbflechten geeignete Art dagegen *Wulwesranken*.

Als ähnlich austauschbar erweisen sich das Wort *Düwel* und ein Tiernamen bei der Umschreibung des Mißwachses auf Feldern und Wiesen oder des Mißgeschicks beim Vieh im Stall, was beides nach Ausweis des 5. Mundartfragebogens des Braunschweigischen Landesmuseums aus dem Jahre 1954 in der Regel als *Wä(e)rdē(ch)*, hd. „Mißgedeihen“, bezeichnet wurde. Anstelle dieses Ausdrucks erbrachten die Antworten im Fragebogen die Redewendung „*de Düwel (Duiwel) sitt 'er inne*“, d. h. „der Teufel sitzt darin“ aus Danndorf, Grasleben und Querenhorst im Kr. Helmstedt, Wilsche im Kr. Gifhorn, Hordorf im Kr. Braunschweig, Broistedt, Isingerode und Nordassel im Kr. Wolfenbüttel, Gielde, Jerstedt und Heiningen im Kr. Goslar, Immendorf im Stadtkr. Salzgitter, Ölsburg, Wense und Wipshausen im Kr. Peine, Klein Himstedt, Hönnersum, Itzum und Königsdahlum im Kr. Hildesheim, Ammensen, Hahausen, Jerze und Seesen im Kr. Gandersheim, Lonau im Kr. Zellerfeld, Dörrigsen, Odagsen und Sievershausen im Kr. Einbeck, Bisperode im Kr. Holzminden sowie Freden und Wetteborn im Kr. Alfeld. Andersorts fand sich aber die gleichbedeutende Redewendung „*de Worm (de Wörme) sitt 'er inne*“, d. h. „der Wurm (die Würmer) sitzt (sitzen) darin“ in Bodenstedt und Schapen, Kr. Braunschweig, Ölber a. w. W., Kr. Wolfenbüttel, Lengede, Kr. Peine, Ackenhausen und Wenzeln, Kr. Gandersheim, Oldershausen, Kr. Osterode, Edemissen, Markoldendorf und Strodthagen, Kr. Einbeck. Zu der Vorstellung, daß ein lebendes Wesen am Mißgeschick im Stalle schuld sei, gehört übrigens auch die Bezeichnung eines Eies ohne Dotter, das gewöhnlich *Dräken-*, *Spät-* oder *Wind-Ai* genannt wurde, als *Düwels-Ai* in Bartensleben, Kr. Haldensleben östlich von Helmstedt.

Ob man sich ein menschenähnliches oder tierisches Wesen als Urheber eines Körperschadens vorstellte, wenn man vom *Düwelstramp*, d. h. „Teufelsfußtritt“ sprach, wurde von Th. Reiche aus Adersheim bei Wolfenbüttel leider nicht näher erklärt, als er um die Jahrhundertwende in das Zettelmanuskript seines unveröffentlicht gebliebenen Ostfäli-

schen Wörterbuches die Redewendung eintrug: „*Dou hast mick Duiwelstramp annedân*“, d. h. „Du hast mir Leid zugefügt“. Unerklärt blieb auch die Angabe des Gewährsmannes Otto Miehke in Edemissen, Kr. Einbeck, bei Ausfüllung des 5. Mundartfragebogens des Br. Landesmuseums im Jahre 1954, wonach dort außer der in Ostfalen weit verbreiteten Bezeichnung *Höldernplacken* für „Sommersprossen auf der menschlichen Haut“ auch der Ausdruck *Duiwelsschäite*, d. h. „Teufelsscheiße“ gebräuchlich sei. Es blieb ungeklärt, welches Lebewesen man sich in Edemissen als Urheber der Sommersprossen dachte.

Auch die ostfälischen Sprichwörter geben keine klare Auskunft darüber, wie sich denn eigentlich das Volk hierzulande den Teufel in seiner äußeren Erscheinungsform und in seiner Einwirkung auf die Menschen vorstellte. Das ist um so erstaunlicher, als sich in meinem Ostfälischen Sprichwörterbuch nicht weniger als 49 Aussprüche finden, in denen das Wort *Düwel*, *Duiwel* oder halbhochdeutsch *Doibel* vorkommt. Es sind die Nummern 29–50, 299, 312, 323, 324, 327a, 451, 459, 543, 553, 557–560, 587, 779, 810, 1191, 1274, 1577, 1643, 1655, 1661, 1675, 1692, 1705, 1823 und 1900⁹). Wie ich auf Seite 6 der Sprichwörtersammlung ausgeführt habe, steht der ostfälische Mensch dem Teufel als dem ewigen Widersacher Gottes und dem Feind der Menschen mit mehr Gelassenheit gegenüber, als die kirchliche Lehre es eigentlich fordert, weil er den immerwährenden Kampf zwischen Gut und Böse, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Sommer und Winter, Tag und Nacht als sein unabänderliches Naturgesetz empfindet und sich in das Unvermeidliche zu schicken weiß. So ist der Teufel in unseren Sprichwörtern auch nicht der furchterregende Verderber der Menschen, der sie zur Sünde verführt und ihre Seelen am Ende in der Hölle schmachten läßt, sondern ein unvermeidliches Etwas, mit dem man fertig werden muß. Bezeichnend für eine solche Einstellung sind die Sprichwörter Nr. 50 („*De Duiwel is gâr sau swart nich, wâi 'e 'mâket werd*“, d. h. „Der Teufel ist gar nicht so schwarz, wie er gemacht wird“) und Nr. 30 („*Wâr vor der Hölle wohnt, mott 'n Duiwel taun Frünne hebben*“, d. h. „Wer vor der Hölle wohnt, muß den Teufel zum Freund haben“). Ohne Nennung des Teufels heißt es sinngemäß auch: *Mid 'er Tâit werd 'en 't in der Helle uok ewiënt*“, d. h. „Mit der Zeit wird es einem in der Hölle auch gewohnt“ (Nr. 51). Von manchen Menschen glaubt man sogar, sie seien dem Teufel überlegen, wie die Sprichwörter den Reichen (Nr. 35), den Weibern (Nrn. 42, 451); den Advokaten (Nrn. 559, 560) und den Apothekern (Nr. 543) zutrauen. In diesen Zusammenhang gehört wohl auch der Name „*Düwelsdreck*“ für ein Heilmittel der alten Apotheken, die sogenannte *Asa foetida*, und die Bezeichnung eines besonders resoluten Mädchens als „*Duiwelsdäir*“, d. h. „Teufelstier“ in Bad Harzburg-Schulenrode und der weit verbreitete Ausruf „*Düwel ôk!*“ als Ausdruck größten Erstaunens. Dementsprechend meint das Sprichwort Nr. 1643: „*Dân ainen sîn Düwel is dän andern sîn Afgott*“, d. h. „Des einen Teufel ist des anderen Abgott“.

Ich hatte schon bemerkt, daß das Wort *Düwel* synonym gebraucht werden konnte für Tiere, denen man unheimliche Wirkungen zutraute, wie z. B. dem Kuckuck und dem Wurm. In die Reihe solcher Tiere gehört auch der Wolf. So steht neben dem weit verbreiteten Sprichwort „*Wenn 'n von'n Düwel secht, sitt 'e up'er Hâke*“, d. h. „Wenn man vom Teufel spricht, sitzt er auf der Hâke“ (= Oberkante der unteren Hälfte der früher quergeteilten Tür des alten Bauernhauses) auch die Fassung „*Wenn 'n von'n Wulwe secht, is'e*

nich wait, denn sitt 'e up der Häke“, d. h. „Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit, dann sitzt er auf der Häke“ (Nr. 33).

Die Sprichwörter, die vom Teufel als dem ersehnten Geldspender handeln, wie z. B. Nr. 36 („*De Düwel schitt jümmer up 'en gröttesten Hucken*“, hd. „Der Teufel scheißt immer auf den größten Haufen“, d. h. er bereichert den ohnehin Wohlhabenden, führen uns zu den zahlreichen ostfälischen Sagen, in denen manchen Menschen Schätze aus der Luft durch den Schornstein in die Küche hinabgeworfen werden. Auch hier erscheint der Teufel nicht in Menschengestalt, sondern als ein durch die Luft fliegendes tierisches Wesen mit feurig glühendem langen Schwanz, das deswegen im Volksmunde „*Glüswanß*“, „*Langswanß*“ oder „*Füerdräke*“, hd. „Glühschwanz“, „Langschwanz“ oder „Feuerdrache“ hieß¹⁰⁾. Solche gespenstischen Tiere glaubte das Volk außer in der Luft auch auf der Erde, besonders in der Nähe von Flüssen, Quellen und Seen gesehen zu haben, wie es zahlreiche ostfälische Sagen zu berichten wissen¹¹⁾. Das führt uns zur Befragung der Flurnamen in unserer ostfälischen Landschaft, auf die ich im zweiten Teil dieser Untersuchung zu sprechen komme.

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen:

¹⁾ W. Scharf, Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts. Freiburger Dissertation 1959, maschinenschriftlich vervielfältigt; hier 1112. — ²⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. v. L. Hänselmann. Bd. I, 1873; hier S. 182, § 43. — ³⁾ wie Anm. 1; hier Nr. 1117. — ⁴⁾ Schoßbuch des Braunschweiger Stadtteils Sack im Stadtarchiv Braunschweig, Sign. B II 5e. — ⁵⁾ Northeimer Heimatblätter 6, 1930, S. 89. — ⁶⁾ J. S. Halle, Die deutschen Giftpflanzen. 2. Aufl. München 1785; hier 1. Teil, S. 37. — ⁷⁾ wie Anm. 6; hier S. 27f. — ⁸⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbütel, Landschaftsbibliothek Nr. 1225 (Hasselsche Collectaneen); hier Bd. 39. — ⁹⁾ W. Flechsig, Ostfälische Sprichwörter. Volksweisheit und Volkshumor aus 5 Jahrhunderten, zusammengestellt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Braunschweig 1974. — ¹⁰⁾ a) Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895; hier Nrn. 47, 49, 54. — b) H.-Br. Krieger, Elmsagen. Braunschweig 1967; hier S. 35–37. — c) G. Schambach u. W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854, neu hrsg. v. W.-E. Peuckert, Stuttgart 1948; hier Nr. 182. — d) Fr. Zobel, Die Sagen des Landkreises Goslar. Goslar 1936; hier S. 65 f. — e) Fr. Sieber, Harzlandsagen. Jena 1929; hier S. 286 f. — f) H. Pröhle, Harzsagen. Neuausgabe v. W.-E. Peuckert (Bd. VIII der Forschungen und Quellen des Harzgebietes). Bad Harzburg 1957; hier Nr. 76. — g) G. Schambach u. W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854. Neuausgabe von W.-E. Peuckert als 1. Bd. der Denkmäler deutscher Volksdichtung. Stuttgart 1948; hier Nr. 182. — h) A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848; hier S. 420 ff. — i) H. Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856; hier Nr. 108. — ¹¹⁾ wie Anm. 10; hier a) Nrn. 109–121. — b) S. 75–84. — c) S. 28–33. — d) S. 198f. — e) S. 21 ff. u. 63 ff. — f) Nrn. 197, 204, 208–217. — g) Nrn. 179, 180, 287. — h) Nrn. 35, 39, 120, 158, 159, 164, 182, 211, 222, 230, 237, 241, 243, 301 u. 342.

Spottgedicht auf einen Mühlenbesitzer in Erkerode

aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Handschrift aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf einem Oktavblatt im Besitz des Wolfenbütteler Heimatmuseums, Inv. Nr. 1950^{*)}, aus einer Mappe mit Familienpapieren der Familie Schünemann, den Vorfahren des Besitzers der Neuen Mühle zu Wolfenbüttel.

Dei Eckernbur ut Erkerode
Dat is saun Mülder na der Mode.
Ei hat en Perd un ok en Wagen
Un drägt en rechten groten Kragen
Un sin Wif dat geit daher,
As wenn dei Gaus von Adel wär.
Dat alles wert ehn gar nicht suer,
Ei nimt't von Berger un von Bur.
Ei gript, ei knipt, ei schafft, ei schint
Un ei verschont nich sinen besten Fründ.
Un wat hei nich weit wegtausnappen,
dat oberlet hei sinen Knappen,
Un dei Jungens allemal
Dei stehlet deglich ehren Thahl.
Bi den allen wert hei nich verlegen;
Ei wet licht un swer uttewegen:
Mit en Pfaden an der Schale,
Treckt hei dei Punetahle,
Un mit sinen holligen Gewichte
Dat is vorwahr ok kein Gedichte.
Dei Bäckers, ach dei armen Tröpfe,
Sei merkt dat nich, dei Slummerköppe.
Dei Herzbube, sin College,
dei hat noch teinmal mehr up't Dröge
Dorch sine Kniperie bracht,
Dat hei versteit et von Natur
Noch besser wie dei Eckernbur.
Wenn ehre Wiber wilt Husbrodt backen,
Möt sei Arm un Riken sacken
Immer weg dat beste Mehl.
dat gift klar Brodt, dat sleit nich fehl.
Dit alles kan sei nich bange maken,
Denn ehre Gewissen hängt an Haken,
Doch kumt er mal an Dageslicht,
Sau strafet sei dat Stadtgericht.

^{*)} Nach Auskunft von Museumsdirektor Dr. Rolf Hagen im Heimatmuseum Wolfenbüttel 1981 nicht zu ermitteln.

Die Kultivierung der Lutterheide bei Königsutter am Elm

Von Heinz Röhr

Im Norden der Stadt Königsutter breiten sich bis zum Rieseberg, dem Rieseberger Moor und der Schunterniederung tertiäre Sande aus, die mit einer Bodenwertigkeit von 15 – 25 heute zu den Grenzertragsböden gehören. Ursprünglich werden sie einen lichten Eichen-Birkenwald getragen haben. In den Bachtälern dieses Gebietes, in die Ton eingeschwemmt wurde und die im Norden und Osten in Flachmoore übergehen, herrschte wahrscheinlich ein von einzelnen Teichen und Tümpeln unterbrochener Erlenbruchwald vor.

Im Mittelalter lag dort an der „Schoderstedter Beek“, jetzt „Heidteichsriede“ genannt, das Dorf Schoderstedt. Seine Feldmark reichte weit in das Sandgebiet hinein. Wichtig war für das Dorf der im Jahre 1399 urkundlich erwähnte Schoderstedter See (1). Er muß für den Fischfang eine gewisse Bedeutung gehabt haben, denn einer der 36 Höfe dieses Dorfes führte den Namen „Fischerhof“. An den See erinnern noch die Flurbezeichnungen Großer See, Kleiner See und Seeteichswiesen sowie die Sage vom Untergang des Dorfes Schoderstedt (2). Im 15. Jahrhundert verließen die Einwohner von Schoderstedt ihr Dorf und siedelten sich in Königsutter an. Hauptgründe für das Verlassen des Dorfes dürften die schlechten Bodenverhältnisse und das allmähliche Verlanden des Schoderstedter Sees gewesen sein. Die ehemalige Feldmark von Schoderstedt wurde der von Königsutter angeliedert. Große Teile blieben aber unbestellt und wurden Anger und Weide für die Herden des Stifts und der Stadt Königsutter sowie der Landgemeinden von Oberlutter, Lauingen, Rieseberg und Rottorf, die dort ebenfalls weideberechtigt waren. Der ursprüngliche Waldbestand wurde immer weiter zurückgedrängt, und wie zwischen Aller und Elbe breitete sich dort die Heide aus. Erhaltene Flurnamen wie Heideberg, Lerchen-Heideberg und Heidmoor weisen darauf hin. Ihre größte Ausdehnung dürfte die Lutterheide im 17. Jahrhundert erreicht haben.

Im Jahre 1731 begannen erste Verhandlungen zwischen Bürgermeister und Rat der Stadt Königsutter und der Herzoglichen Kammer über die Kultivierung dieses Heidegebietes (3). Sie erwiesen sich als schwierig, weil die Kammerräte pro Morgen 4 Mariengroschen Rottzins und Abt und Kovent des Stifts Königsutter 2 Mariengroschen Zehntgeld verlangten. Mit dem Stift wurde darüber sogar ein langwieriger Prozeß geführt. Die Bürgerschaft von Königsutter wies vor allem darauf hin, daß die Entfernung von der Stadt zu groß wäre, so daß dorthin an einem Tag höchstens 4 Fuder Mist gefahren werden könnten, wofür man dem Fuhrmann 1 Taler Lohn und dazu noch für 12 Groschen Essen und Trinken geben müsse. 1735 kam es aber zu einer Einigung und zum Abschluß von zwei Verträgen zwischen der Bürgerschaft der Stadt und dem Stift bzw. der Herzoglichen Kammer. In dem Erbenzinsvertrag verpflichtete sich das Stift „in der allda zwischen Ochsendorf und gedachtem Königsutter belegenen so genannten Heyde, die vor langen Jahren zu dem damals verwüsteten Dorf Schoderstedt als Pflüge Land gehöret haben soll“, jedem Hausbesitzer in Königsutter je 3 Morgen, insgesamt 494 Morgen Land gegen 2 Mariengroschen Erbenzins zur Verfügung zu stellen, damit diese es „cultivieren“ und zu „arthaftem Lan-

de“ machen könnten. Die Herzogliche Kammer forderte in ihrem Pachtkontrakt einen Rottzehnten von 4 Mariengroschen pro Morgen. Als besondere Vergünstigung wurden in beiden Verträgen 3 Freijahre gewährt. Von den drei angelegten Heidefeldern lagen zwei westlich, das dritte östlich der nach Ochsendorf führenden Straße. Die Pachtverträge haben mit einer geringen Erhöhung der Pachten bis zum Jahre 1839 Gültigkeit gehabt. Die Ablösesumme betrug insgesamt 1587 Taler.

Auch auf andere Weise versuchte man wenig Jahre später die Heide nördlich der Stadt in Kultur zu nehmen. In einem Schreiben des Canton-Maires Albrecht an den Unterpräfekten von Helmstedt Baron von Weichs vom 7. 3. 1811 heißt es darüber (4): „Vor einigen fünfzig Jahren wurde auf hiesiger Gemeinde Hude und Weide, die Lutter Heide genannt, ein kleines Revier von 13 1/4 Feldmorgen mit Tannen-Fuhren besamet, durch dessen Hegung ein kleines Hölzchen entstand, welches „Tannenkamp“ genannt wird. Da solches jedoch zu weit entfernt, als das eine gehörige Aufsicht darüber geführt werden könnte, so ist es durch häufige Holz-Diebereien nach und nach ruinirt und der hiesigen Stadt bisher von keinem Nutzen gewesen“. Der Maire schlug daher vor, die Bäume im Tannenkamp (einige hundert an der Zahl) meistbietend zu verkaufen. Der Reitende Förster Uhde erklärte dazu als der zuständige Forstbeamte, daß es aus forstwirtschaftlichen Gründen ratsam wäre, wenn der Tannenkamp so bald als möglich abgeholzt und aufs neue wieder mit Fuhrensamen besät würde, weil durch die dauernden Diebereien schon so große Lücken im Baumbestand entstanden wären, daß die einzeln stehenden Fuhren bei ersten starken Sturm umgeworfen und zerschlagen würden. Daraufhin genehmigte der Unterpräfekt den Verkauf, der 164 Franken einbrachte.

1780 – 1880 erfolgten im nördlichen Teil der Lutterheide Aufforstungen, die heute in einer Größe von 320 Waldmorgen als sogenannte „Fuhren“ ein beliebtes Ausflugsziel für die Bevölkerung von Königslutter darstellen.

Der südliche Teil spielte vor dem Kriege, als der feldmäßige Anbau von Spargel und Gemüse in der Feldmark von Königslutter den des Roggens oder Weizens übertraf, eine bedeutsame Rolle. 1977 wurden Teile der alten Lutterheide in das Landschaftsschutzgebiet „Mittlere Schunter“, dem auch das Rieseberger Naturschutzgebiet, der Rieseberg, die Schunteraue und der Dorm angehören, mit aufgenommen. Die Heide ist dort fast vollständig verschwunden. Nur auf dem früher „Wolfsberg“ genannten 101,5 m hohen Sandhügel im Rieseberger Moor kommt sie noch vor. Es ist erfreulich, daß sich der Landschaftsschutz bemüht, dort das Überhandnehmen der Birken zu verhindern und die Heide zu erhalten.

Quellennachweis:

1. Stadtarchiv Braunschweig: Fehdebuch des gemeinen Rates zu Braunschweig 1352 – 1420, S. 83a. – 2. Görges-Spehr: Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover. Braunschweig 1881. – 3. Stadtarchiv Königslutter: St V,4. – 4. Stadtarchiv Königslutter: V I,5.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Vorschlag für einen stadtökologischen Pfad durch Braunschweig

Für den Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz bearbeitet
von Dietmar Brandes

1. Städtische Vegetation

Die Vegetation unserer Städte ist das Ergebnis jahrhundertelanger Auseinandersetzungen des Menschen mit der Pflanzenwelt. Unter dem Einfluß des Menschen konnten sich je nach Bodenverhältnissen, Kleinklima und Intensität des Eingriffs zahlreiche Pflanzengesellschaften entwickeln. Das so entstandene Vegetationsmosaik spiegelt die frühere und die heutige Nutzung der einzelnen Stadtteile sehr schön wider.

Genauso wie Gebäude und Straßenzüge ist die städtische Vegetation Teil der Stadtlandschaft, dies gilt sowohl für die spontane als auch für die gepflanzte Vegetation. Sie hat durchaus kulturhistorischen Wert. Im Gehölz- und Staudenbestand drückt sich zum Beispiel der Zeitgeschmack aus: Für das östliche Ringviertel etwa ist die große Vielfalt an Straßenbaumarten ebenso charakteristisch wie es die Fliederbüsche und Ligusterhecken der Vorgärten oder die Obstbäume und Birken der Höfe sind.

Die Erhaltung zahlreicher städtischer Biotope wie alter Friedhöfe und Parke, aber auch Bahnanlagen und Straßenränder sichert zahlreichen Pflanzen- und Kleintierarten das Überleben. Aus Platzgründen können die schützenswerten Biotope hier nicht aufgeführt werden, eine Liste wurde kürzlich anderenorts publiziert (Brandes 1982).

2. Warum einen „stadtökologischen Pfad“?

In Ausflugs- und Erholungsgebieten kann der Städter sich informieren, kann „Natur kennenlernen“ auf Forstlehrpfaden oder geologischen Lehrpfaden. Nur in der Stadt, also in seinem eigenen Lebensraum, fehlen diese Möglichkeiten! Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz schlägt daher die Einrichtung eines stadtökologischen Pfades in Braunschweig vor. Ziel dieses Pfades ist es, dem Bürger Braunschweigs charakteristische Beispiele städtischer Vegetation zu zeigen. Dazu gehören sowohl alte Baumbestände und Vorgärten wie auch Trümmerflächen und Flußufer. Die einzelnen Stationen können mit geringen Kosten ausgeschrieben werden. Ein Faltblatt mit Erläuterungen ist ebenfalls vorgesehen.

3. Verlauf des Pfades

Absichtlich wurden ohnehin bekannte Anziehungspunkte wie das NSG Riddagshausen, der Botanische Garten oder der Hauptschulgarten nicht miteinbezogen; für sie gibt es ausreichende Informationsmöglichkeiten. Grundidee ist, einen Einblick in die Vielfalt der städtischen Vegetation auf einem einzigen Spaziergang zu zeigen.



Abb. 1 Flächenhafter Glaskraut-Bestand auf dem Scherbelberg im Braunschweiger Bürgerpark.
Foto: D. Brandes

Für den ersten stadtökologischen Pfad wird folgender Verlauf vorgeschlagen:

(1) *Scherbelberg (Kreißberg)* im Bürgerpark: Künstliche Erhebung mit den sehr wertvollen Resten eines ehemaligen Staudengartens. In Norddeutschland konnte nur hier das Aufrechte Glaskraut flächenhaft verwildern (vgl. Brandes 1981).

(2) *Bürgerpark*: Intensiv gepflegter Park mit interessantem Baumbestand. Hier kann auf die bereits vorhandene Ausschilderung zurückgegriffen werden. An den Okerufern sollte der natürlichen Saumvegetation zumindest stellenweise Gelegenheit zur Entwicklung gegeben werden.

◆ Nimesstraße ◆ Lessingplatz

(3) *Trümmergrundstück Mönchstraße*: Eines der letzten weitgehend unberührten Trümmergrundstücke. Die spontane Wiederbesiedlung hat bereits das Vorwaldstadium erreicht. Beachtenswert sind die Waldreben-Schleier in den Fensteröffnungen einer Fassade.

◆ Hinter Ägidien ◆ Ägidienstraße ◆ Stobenstraße

◆ Karrenführerstraße: Infolge Versiegelung der Oberflächen ist die spontane Vegetation weitestgehend verdrängt.

(4) *Bereich der Magnikirche*: Reicher Baum- und Strauchbestand in den Gärten „Hinter der Magnikirche“, Bepflanzung vor der Kirche im Gegensatz dazu.

◆ Steintorwall: Vorgärten; Blick von der Okerbrücke auf die Gärten

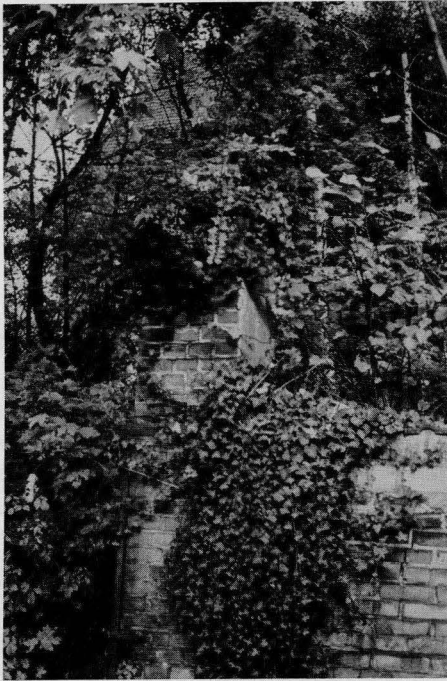


Abb. 2 Mit Efeu überwachsene Mauer eines Trümmergrundstücks (Mönchstraße).
Foto: D. Brandes

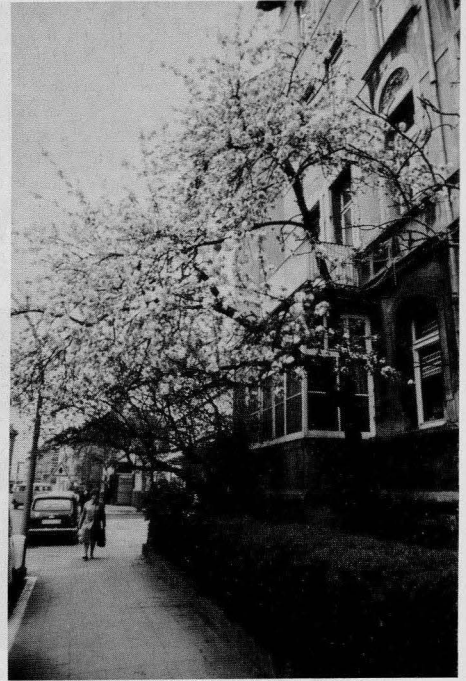


Abb. 4 Alte Vorgartenbepflanzung mit Kirsche, Flieger und Ligusterhecke (östl. Ringviertel).
Foto: D. Brandes

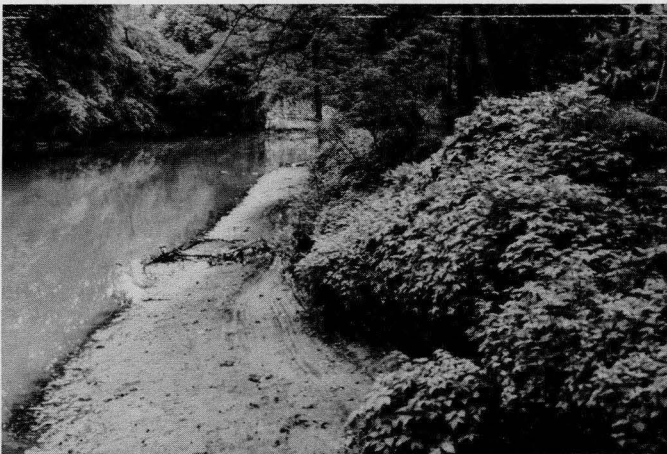


Abb. 3 Okerufer im Museumspark mit üppiger Ufervegetation (bei Niedrigwasser).
Foto: D. Brandes

Abb. 5 Blühende
Schlehen auf dem
Nußberg.
Foto: D. Brandes



(5) *Museumspark*: Beispiel einer alten Parkanlage. Goldstern-Bestände. Wärmeliebende Vegetation über der Fernwärmeleitung.

(6) *Jasperallee*: Braunschweigs schönste Allee, z. T. interessante Vorgärten. In Seiten- und Parallelstraßen z. T. Trittfluren.

♦ Stadtpark ♦ An der Matthäuskirche

(7) *Nußberg*: Beispiel eines stadtnahen Erholungsgebietes mit früher sehr bedeutender Flora (vgl. Brandes 1977). Reste von Saum- und Trockenrasenvegetation, üppige Schlehen- und Weißdorn-Gebüsche mit Waldreben-Schleier.

Eisenbahnüberweg: Vegetation der Böschungen, fast vegetationsloser Gleisbereich.

(8) *Wabeaue*: Schrebergärten als typische Gartenform des Stadtrandes. Ufervegetation von Wabe und Mittelriede. Brachliegende Feuchtwiesen.

♦ Riddagshausen ♦ Klostergang

(9) *Ehemaliger Klosterhof Riddagshausen*: Auf der Klostermauer die seltene Färberkamillen-Flur, charakteristische Vegetation der Mauerspalt. Reste alter Bauerngärten. Vor der Klosterkirche Wiederansiedlung dörflicher Ruderalfluren.

Unseres Wissens existiert in Deutschland kein stadttökologischer Pfad. Mit sehr geringen Mitteln könnte die Stadt Braunschweig hier beispielhaft Neuland beschreiten. Besonders gut wäre es, wenn man auch städtebauliche und architektonische Besonderheiten berücksichtigen könnte.

Literatur:

- Brandes, D. (1977): Floristische Bilanz vom Nußberg. — Braunschw. Heimat, 54: 49–54. — Brandes, D. (1981): Neophytengesellschaften der Klasse Artemisietea im südöstlichen Niedersachsen. — Braunschw. Naturk. Schr., 1: 183–211. — Brandes, D. (1982): Die Gefährdung der städtischen Vegetation — Das Beispiel Braunschweig. — Mitt. Techn. Univ. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, 17, H. 1; 63–68.

Dorfentwicklung und Flurneuordnung im Braunschweigischen

Von Harald Schraepfer

Am 20. 12. 1834 erließ Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg neben der neuen Gemeinheitsteilungs- und Ablösungsordnung auch das „Gesetz die Organisation und den Geschäftskreis der Herzoglichen Landesökonomiekommission sowie das Verfahren in Separations- und Ablösungssachen betreffend“.

Die Organisationsform der Landesökonomiekommission blieb bis 1931 erhalten. In diesem Jahr wurde sie mit dem Landesgrundsteueramt zum Landeskultur- und Vermessungsamt vereinigt. 1948 wurde dieses dann in Niedersächsisches Kulturamt und am 1. 1. 1974 in Amt für Agrarstruktur umbenannt.

Die Tätigkeiten, die sich aus den o. a. Gesetzen ergaben, erstreckten sich bis in das jetzige Jahrhundert.

Der Amtsbezirk besteht aus den Landkreisen Gifhorn, Helmstedt, Peine, Wolfenbüttel, und den kreisfreien Städten Braunschweig, Salzgitter und Wolfsburg. Durch die letzte Gebiets- und Verwaltungsreform sind die ursprünglich von hier betreuten Landkreise Goslar und Gandersheim an das Amt Göttingen übergegangen.

Das Amt für Agrarstruktur hat gegenwärtig als hauptsächliche Aufgaben die Durchführung von Flurneuordnungs- und Siedlungsmaßnahmen, hierbei insbesondere die Wiedereingliederung von Heimatvertriebenen, Flüchtlingen und Spätaussiedlern. Neu hinzugekommen ist die Betreuung von Dorferneuerungsmaßnahmen. Außerdem werden Auskünfte aus Rezesen und Separationskarten, die sich im verwaltungseigenen Archiv befinden, erteilt.

Von den aufgeführten Aufgaben möchte ich auf die nachfolgenden näher eingehen:

Dorfentwicklung – Dorferneuerung

Der Strukturwandel in der Landwirtschaft führte dazu, daß die Wirtschaftsgebäude z. T. nicht mehr gebraucht wurden. Eine Umnutzung, ohnehin schwierig, konnte wegen fehlender Mittel nicht vorgenommen werden. Infolge des steigenden Wohlstandes und der Motorisierung suchten viele Städter einen kostengünstigen Bauplatz im Grünen. Sie bevorzugten einen Baustil, der vom dörflichen abwich. Er wurde von der angestammten Bevölkerung, mit Rücksicht auf wirtschaftliche und energetische Zwänge, z. T. übernommen.

Die sich daraus ergebenden Probleme wurden inzwischen erkannt. Deshalb wurde in den Jahren 1977–1980 im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe Verbesserung der Agrarstruktur die Dorferneuerung als Konjunkturprogramm durchgeführt.

Ziel der Dorferneuerung ist es nicht, ein Museum zu errichten, sondern vielmehr ein lebendiges Dorf, in dem sich sowohl junge als auch alte Leute wohlfühlen. Es müssen gleichwertige Lebensbedingungen hergestellt werden. Das Dorf muß seine Identität behalten und sowohl die Landwirte als auch die Handwerker in ihm verbleiben. Das charakteristische Ortsbild



Abb. 1 Der neugestaltete Dorfplatz in Vallstedt (Gemeinde Vechelde)
Foto: Amt f. Agrarstruktur Braunschweig

muß erhalten und wiederhergestellt und die nicht mehr benötigten Wirtschaftsgebäude umgenutzt werden. Den Menschen muß außerdem der hohe Wohnwert der alten Häuser wieder bewußt gemacht werden.

Im Amtsbezirk wurden 13 Orte und Ortsteile gefördert. Dazu gehören Geitelde (Stadt Braunschweig), Hedeper (Landkr. Wolfenbüttel) und Vallstedt (Landkr. Peine).

Folgende Maßnahmen wurden gefördert:

Anlage von Plätzen, Treffpunkten, Fußwegen, Straßen und Grünanlagen. Erhaltung und Gestaltung landwirtschaftlicher Bausubstanz mit ortsbildprägendem Charakter sowie Modernisierung und Instandsetzung landwirtschaftlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Das Konjunkturprogramm ist ausgelaufen. Für 1982 ist einmalig ein Modellvorhaben für eine Dorferneuerung in 12 Dörfern in Niedersachsen vorgesehen. Dazu gehört auch das Dorf Hattorf (Stadt Wolfsburg). Die vorhandenen Mittel sind jedoch gering.

Die Dorferneuerung ist eine permanente Aufgabe, die jedoch nicht nur von der Gewährung öffentlicher Mittel abhängig gemacht werden sollte. Wichtig ist vor allem die Eigeninitiative der Bürger.

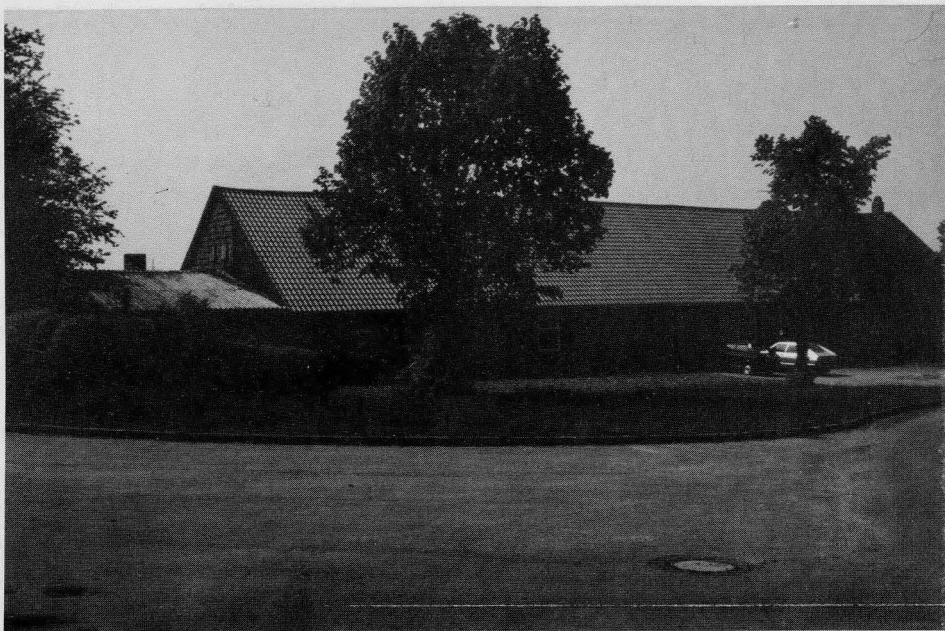


Abb. 2 Alter Schafstall in Hedeper, der im Rahmen der Maßnahmen zur Dorferneuerung zu einem Freizeitzentrum umgebaut worden ist.

Foto: Amt f. Agrarstruktur Braunschweig

Flurneuordnung

Die Separationen im Herzogtum Braunschweig sind sehr gut durchgeführt worden. Insbesondere zeichnete diese die gute Struktur der Wege- und Gewässernetze und das hohe Maß der Zusammenlegung der Flächen aus. Die Zielsetzungen der Flurneuordnungen ergaben sich nach dem 2. Weltkrieg zunächst aus der Notwendigkeit, die Hungersnot zu bewältigen und die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge einzugliedern, später aus dem Strukturwandel in der Landwirtschaft und dem gewachsenen Umweltbewußtsein. Die Arbeitsschwerpunkte der agrarischen Flurneuordnungen waren die Landkreise Goslar und Wolfenbüttel (westlicher Teil), die Abwasserverfahren in Braunschweig und Wolfsburg, Domänenansiedlungen und beschleunigte Zusammenlegungsverfahren.

Gegenwärtig werden 39 Verfahren mit 30 000 ha bearbeitet. Räumliche Schwerpunkte sind die Landkreise Gifhorn, Helmstedt, Peine und Wolfenbüttel.

Im Zusammenhang mit dem Ausbau der Autobahnen werden verstärkt Zweckverfahren, so in Harlingerode, Landkreis Goslar, und Hattorf, Stadt Wolfsburg, durchgeführt, um die Zerschneidung des Wege- und Gewässernetzes und der Flächen bestmöglich zu beseitigen und dem Unternehmensträger die Trassenflächen bereitzustellen, wobei angestrebt wird, daß ausreichendes Ersatzland vorhanden ist.



Abb. 3 Ökologischer See bei Jembke (Kreis Gifhorn),
der im Rahmen eines Flurbereinigungsverfahrens angelegt worden ist und jetzt ein Refugium für
Tier- und Pflanzenwelt bildet.

Foto: Amt f. Agrarstruktur Braunschweig

Zur Pflege und Gestaltung der Kultur- und Erholungslandschaft können bei Flurneuordnungen seit 1978 Mittel bereitgestellt werden. Im Verfahren Jembke, Landkreis Gifhorn, wurde der unten abgebildete ökologische See angelegt.

Der Ankauf von Flächen für die Vergrößerung von Naturschutzgebieten, die Anlage von weiteren Seen und Wanderwegen sind oder werden durchgeführt.

Es ist so optimal möglich, Refugien für die Tier- und Pflanzenwelt zu schaffen, gleichzeitig aber auch die notwendige Entwicklung der Landwirtschaft zu unterstützen.

Das Amt für Agrarstruktur wird auch in Zukunft bemüht sein, bei Flurneuordnungen den Bezug zur Vergangenheit zu wahren, indem die alten Flurnamen weitestgehend beibehalten werden.

Sinn und Entstehung des Dreiherrnsteins bei Groß Gleidingen

Von Heinrich Heike-Cramm

Seit der Gebietsreform im Jahre 1974, als der Landkreis Braunschweig aufgelöst worden war, gehört Groß Gleidingen zum Kreis Peine. Damit hat sich der Kreis Peine soweit nach Südosten ausgedehnt, daß er sich heute 600 m südlich von Groß Gleidingen, direkt an der Straße nach Üfingen, mit den Städten Braunschweig und Salzgitter berührt. Hier stoßen also 3 verschiedene Verwaltungs- oder Herrschaftsbereiche zusammen.

Dieser Punkt liegt landschaftlich in einer idyllischen Gegend, umgeben von Wiesen und Feldern, zwischen Teichen und Wäldern, auch verkehrsmäßig ist er gut zu erreichen.

Es bot sich eine selten günstige Gelegenheit an, und es lag nichts näher, als hier ein Denkmal – einen Dreiherrnstein – zu errichten, der immer an den markanten Geländepunkt erinnert, und der sicher in Zukunft das Ziel manchen Ausflugs und vieler Wanderungen sein wird.

Idee und Plan zum Denkmalbau kamen von Heinrich Heike-Cramm. Er nahm Kontakt auf mit dem Besitzer des sich anbietenden Denkmalplatzes, das ist die Realgenossenschaft Groß Gleidingen. Auf Antrag beschloß diese einstimmig in ihrer Generalversammlung am 10. 3. 1978, die benötigte Fläche zur Errichtung eines Denkmals zur Verfügung zu stellen. Der Denkmalstein, ein 2 m hoher Findling aus Quarzit-Sandstein, wurde von Heinrich Heike-Cramm und der Firma Brunke und Wolf aus Groß Gleidingen gestiftet.

Nach diesen Vorbereitungen stellte der Ortsheimatpfleger von Groß Gleidingen Hans Lippelt am 11. 12. 1978 einen diesbezüglichen Antrag über den Ortsrat Groß Gleidingen und den Gemeinderat Vechede an den Landkreis Peine. Er bat darin um die Genehmigung zur Errichtung eines Denkmals – eines Dreiherrnsteins – und um Unterstützung beim Aufbau. Die Errichtung des Denkmals wurde von allen 3 Instanzen genehmigt und eine wohlwollende Unterstützung zugesagt.

Die schöne Bronzeplatte ließ der Landkreis Peine anfertigen. Am Aufbau und der Ausgestaltung beteiligte sich neben dem Ortsbürgermeister Manfred Ehlers mit dem Ortsrat Groß Gleidingen und einigen Groß Gleidinger Bürgern und Firmen besonders die Baufirma Bauwens, Groß Gleidingen mit ihrem immer hilfsbereiten Lagermeister Ludomir Arandjelowitsch.

Am 1. 10. 1981 ist die sehr gut gelungene und ansprechende Anlage fertiggestellt worden. Der Dreiherrnstein kann sich sehen lassen. Für die Groß Gleidinger gibt es aber noch einen 2. geschichtlichen Grund, sich an diesen Geländepunkt in ihrer Feldmark besonders zu erinnern:

Von 1519–1671, also 152 Jahre lang, gehörte das Amtsgericht Eich nicht zum Herzogtum Braunschweig sondern zur freien Hansestadt Braunschweig. Der Herzog Heinrich der Jüngere hatte es für 5000 Gulden verpfändet, die er dringend zum Kriegführen benötigte. Zum Amt Eich gehörten die Dörfer Bortfeld, Broitzem, Denstorf, Groß und Klein Gleidingen, Lamme, Sonnenberg, Timmerlah, Vökenrode, Watenbüttel und Wedtlenstedt. Damit war also 600 m südlich Groß Gleidingens ein wichtiger Grenzpunkt entstanden. Trotz der neuen Grenzziehung hatten die Groß Gleidinger immer noch das altüberlieferte Recht, ihr Vieh zum Weiden auf den mit Stiddien, Geitelde und Nortenhof gemeinsam benutzten Anger zu treiben. Er



„Dreiherrenstein“ bei Groß Gleidingen.

Foto: H. Heike-Cramm

grenzte genau südlich an den Denkmalsplatz. Auf einem großen Teil des damaligen Angers befinden sich heute die Kiesteiche.

Damit die Groß Gleidinger ihr Vieh immer auf diesen für sie so wichtigen Weideplatz treiben konnten, hatten sie durch die damals sehr feuchte Moorniederung, die vom Ottergraben durchflossen wurde, einen Wededamm gebaut vom Ortsrand bis etwa zu der Stelle, wo jetzt das Denkmal steht. Heute führt auf ihm die Straße entlang. Laut alten Urkunden wurde er „Kuhdamm“ genannt. So steht also fest, daß Groß Gleidingen schon früher als Berlin einen „Kuhdamm“ hatte. Dieser Damm war weit und breit die einzige Stelle, dieses Sumpfgebiet zu passieren, in Kriegszeiten also ganz besonders wichtig.

Da es damals an kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Herzogtum Braunschweig und der Stadt Braunschweig nicht mangelte, fielen an dieser Stelle – über den Kuhdamm hinweg – die herzoglichen Soldaten und Reiter häufig zuerst in das Amt Eich ein, um es zu besetzen und auszurauben.

Als erstes Dorf hinter der Grenze hat Groß Gleidingen immer besonders schwer gelitten. Hauptsächlich wurden Lebensmittel, Futtermittel und Vieh geraubt und die Felder verwüstet. Manchmal gingen sogar Häuser in Flammen auf. Auch wurden die Bauern oft zu Hand- und Spanndiensten gezwungen und zwar je nach Kriegslage entweder für die eine Partei oder die andere.

Es soll nun einmal gezeigt werden, an Hand einiger Auszüge aus den betreffenden Amtshandelsbüchern im Staatsarchiv Wolfenbüttel, wie turbulent es damals hier zuging, allein in einem Zeitraum von 8 Jahren:

- Am 12. 10. 1598 nahm nachts Herzog Heinrich Julius widerrechtlich das Gericht Eich ein . . .
- Am 15. 10. 1598 nahm die Stadt Braunschweig das Eichgericht zurück . . .
- Am 19. 10. 1598 nahm der Herzog wieder Vechelde und ließ 80 Wagen mit Korn nach Wolfenbüttel fahren, auch das Gericht Eich wurde wieder besetzt . . .
- Am 25. 10. 1598 nahm die Stadt Braunschweig das Eichgericht zurück . . .
- Am 12. 12. 1600 Anweisung der Stadt: Wenn die Straßenräuber von Wolfenbüttel in's Eichgericht kommen, soll die Wache von der Groß Gleidinger Kirche einen Glockenschlag machen und nach Stiddien laufen und danach trachten die Räuber zu fangen . . .
- Am 1. 6. und
 2. 6. 1602 in der Nacht haben Wolfenbüttel'sche Soldaten in Groß Gleidingen 16 Mutterpferde von der Weide genommen und nach Wolfenbüttel gebracht . . .
- Am 1. 4. 1603 wurden die Groß Gleidinger Thiele Lüdeken und Hans Bömer von 4 fremden Männern überfallen. Darüber kam die Dorfschaft Groß Gleidingen zu Beine und schlug Heinrich von Cöln nieder . . .
- Am 11. 7. 1603 wurden alle Untertanen im Eichgericht aufgefordert, den Schaden zu melden, den seit 1599 des Herzogs Volk (Reiter und Soldaten) zugefügt hätten . . .
- Am 18. 6. 1604 erschienen 3 Landvögte von Wolfenbüttel in Groß Gleidingen, das Dorf sollte den Kuhdamm aufmachen. Die Groß Gleidinger weigerten sich und legten sich zur Verteidigung mit „Schüffel und Pfalem“ (Schaufeln und Knüppeln) an den Damm . . .
- Am 17. 9. 1605 wurden die Männer des Eichgerichts auf dem Raffturm gemustert, am 20. 9. mußten sie mit der besten Wehre auf die Reutermarsch vor'm Hause Lauwenbrück in Braunschweig kommen. Aus Groß Gleidingen mußten sich Luddeke Brunß und Heinrich Reineken stellen . . .
- Vom 16. 10. 1605 hatte der Herzog die Stadt Braunschweig 21 Wochen lang belagert und
bis 17. 3. 1606 ist dann wieder erfolglos abgezogen . . .

Man stelle sich vor, 21 Wochen lang Einquartierung und Plünderung in Groß Gleidingen. Am Ende hatte die Bevölkerung noch nicht einmal mehr das Saatkorn, um die Felder bestellen zu können. Aus dem Bericht vom 18. 6. 1604 sieht man, daß in Kriegszeiten der Kuhdamm abgesperrt wurde und von Wachposten besetzt war. Die Sperranlage war etwa an der Stelle, an der heute das Denkmal steht. Dort also mußten die Groß Gleidinger in Kriegszeiten, unter Einsatz ihres Lebens, ihr Dorf verteidigen.

Auch daran soll uns dieses Denkmal erinnern.

Die Glockenkuhle bei Velpke¹⁾

Mitgeteilt und erläutert von Mechthild Wiswe nach der Aufzeichnung von Johann Dietrich Lautenbach, der von 1769 bis 1805 Pfarrer in Velpke war²⁾.

Zwischen Velpke und Wahrstedt lag noch im 18. Jahrhundert eine Grube, die unter dem Namen Glockenkuhle bekannt war. In alten Zeiten soll da ein Dorf gelegen haben, das Glockendorf geheißen hat. Auf den umliegenden Äckern sollen auch starke Menschenknochen ausgepflügt worden sein. Der Chronist hat freilich dergleichen noch nicht gesehen.

Glockensagen sind in unserem Gebiet außerordentlich verbreitet. Nicht selten verbinden sie sich mit der Stätte eines wüsten Dorfes. In unserem Fall läßt sich das freilich nicht nachweisen.

Anmerkungen:

¹⁾ Nach Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: Landschaftsbibliothek 1225, Bd. 8. – ²⁾ Nach Seebaß, G. u. F.-W. Freist: Die Pastoren der braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche seit Einführung der Reformation. Bd. 1. Wolfenbüttel 1968. S. 190.

NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Luitgard Camerer: Die Bibliothek des Franziskanerklosters in Braunschweig. Braunschweiger Werkstücke. Reihe A Bd. 18 (= Der ganzen Reihe Bd. 60). Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1982. 82 S., 9 Schwarzweißtaf. – Kart.

Die Reste der älteren Bibliotheken aus der Stadt Braunschweig sind zum größten Teil der dortigen Stadtbibliothek einverleibt worden. Luitgard Camerer, Bibliotheksoberrätin an diesem Institut, widmet sich seit längerem der Untersuchung dieser älteren Büchersammlungen. Ein Ergebnis diese Studien liegt in dem Beitrag über „Die Bibliothek des Stadtsyndikus und Gelehrten Dr. Johann Camman (1584 – 1649)...“ in der Festschrift „Brunswick 1031 – Braunschweig 1981“ vor. Ein weiteres Resultat ist die vorliegende Arbeit, die dem Buchbestand des 1529 aufgehobenen Franziskanerklosters in Braunschweig nachgeht. Nach einem 1532 auf Betreiben des Braunschweiger Rates angefertigt, im hiesigen Stadtarchiv erhaltenen Verzeichnis umfaßt diese Bibliothek damals 444 Bände. Nur 41

mit einem entsprechenden Besitzervermerk lassen sich heute in der Stadtbibliothek Braunschweig feststellen, ein Band aber in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Aufgrund des erwähnten Inventars sowie diffiziler Analysen des Inhalts und der Einbände kann die Verfasserin der Franziskanerbibliothek weitere 27 Bände zuweisen. Der Spezialuntersuchung ist eine sehr eingängige Darstellung des Wirkens der Franziskaner in Braunschweig vorausgeschickt sowie eine erläuternde Wiedergabe des Bücherverzeichnisses von 1532. Insbesondere diese Teile wenden sich an den an der Kultur- und Geistesgeschichte Braunschweigs Interessierten. Die gelungenen, überwiegend von Otto Hoppe angefertigten Fotos vermitteln einen Eindruck vom Charakter der Bibliothek, aber auch von ihrem Aufbewahrungsort, dem alten Brüdernkloster. MWi

Wolfgang Billig: Die Stiftskirche zu Steterburg. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte Bd. 25. Braun-

schweig: Braunschweigischer Geschichtsverein 1982. 242 S., 23 Abb. – Kart.

Diese vom Fachbereich Architektur der TU Braunschweig 1980 angenommene Dissertation hat es sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte des Klosters Steterburg, insbesondere die Baugeschichte der jetzigen Klosterkirche und ihrer Vorgängerbauten umfassend aufzuarbeiten. Auf der Basis eines umfänglichen Quellen- und Literaturstudiums wird zunächst eine Übersicht über die mittelalterliche Stiftsgeschichte gegeben, die freilich nicht nennenswert über bisher Bekanntes hinausführt. Ein Anhang enthält die Regesten der „für die kirchliche, politische und wirtschaftliche Geschichte bedeutsamen Urkunden“, soweit sie gedruckt in Urkundenbüchern vorliegen. Leider erfahren wir nichts über entsprechende ungedruckte Quellen, die veröffentlichenswert gewesen wären. Verständlicherweise wendet sich das besondere Interesse des Verfassers den mittelalterlichen Kirchenbauten zu. Über den älteren Bau, der „1070 fertiggestellt und 1160 wegen Baufälligkeit abgerissen wurde“ lassen sich nur Mutmaßungen anstellen. Den Nachfolgebau hingegen, für den schon 1160 neue Fundamente gelegt wurden, eine flachgedeckte Basilika mit Querhaus, rekonstruiert Verfasser. Diese mittelalterliche Stiftskirche, mußte – inzwischen baufällig geworden – um die Mitte des 18. Jahrhunderts dem heute noch vorhandenen Bau weichen. Seiner Untersuchung gilt – vor dem Hintergrund des protestantischen Kirchenbaus in Deutschland – der größere Teil des Bandes. Während bisher angenommen wurde, daß der barocke Steterburger Kirchenbau von Gg. Ch. Sturm oder von M. Peltier stammte, konnte Billig diesen eindeutig dem Braunschweiger Ingenieur-Obristen Anton Ulrich von Blum zuweisen, die Beendigung des Baues aber nach dessen Tode am 30. Dezember 1752 dem Obristen Friedrich Wilhelm Grützmann. Dieser arbeitete im Sinne der Aufklärung, während Blums Pläne aus dem barocken Geist lebten. Billig zeichnet die Baugeschichte anhand des reichhaltigen Quellenmaterials genau nach. Eine Zeittafel gibt einen Überblick über die Stiftsgeschichte. Ein biographischer Anhang der in Steterburg tätig gewesen Architekten und Künstler, sowie eine Stammtafel der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg in Wolfenbüttel von August d. Jüngeren bis zu Karl I. sowie die üblichen Quellen- und Literaturhinweise beschließen den lesenwerten Band. MWi

Literatur über Pflanzenwelt und Naturschutz der Stadt Braunschweig. Bearbeitet von Dietmar Brandes. Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften 6. Braunschweig: Stadtbibliothek 1981. 52 S. mit 3 Abb. – Geheftet.

Die kleine Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Stand der Kenntnisse von Pflanzenwelt und Naturschutz anhand der darüber erschienenen Veröffentlichungen zu dokumentieren. Diejenigen, die sich auf den Raum der Stadt Braunschweig beziehen, sind möglichst vollständig erfaßt. Die nähere Umgebung ist mit einer Literatursauswahl berücksichtigt. Einleitend gibt der Verfasser einen Überblick über die botanische Erforschung Braunschweigs sowie über die Aufgaben des Naturschutzes. Den Beschluß bildet eine Liste der Natur- und Landschaftsschutzgebiete im Stadtgebiet von Braunschweig. Der Hauptteil nennt 261 Publikationen zum Thema und ermöglicht so eine rasche Information, wie sie gerade heutzutage für aktuelle Fragen des Natur- und Umweltschutzes erforderlich ist. Dankenswerterweise sind die Signaturen der Schriften in den Braunschweiger Bibliotheken genannt. Das erleichtert die Beschaffung sehr.

In ihrer Gliederung verbindet die Bibliographie räumliche und sachliche Gesichtspunkte, beginnend mit Gesamtdarstellungen. Im Anschluß daran sind die Veröffentlichungen über Teile der Stadt Braunschweig und zum Schluß solche aus der Umgebung – in Auswahl – aufgeführt. Der Erschließung dient ein alphabetisches Verfasserregister. MWi

Heinz Röhr: Königsutter am Elm in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1982. 80 S. mit 76 Schwarzweißabb. – Pappbd. 80.

Wiewohl nach dem gleichen Grundschemata angelegt, zeigt sich in den einzelnen Bänden der inzwischen langen Reihe dieser Ansichtspublikationen dennoch die individuelle Handschrift der einzelnen Bearbeiter (vgl. u. a. die Besprechungen zu den Bänden Lengede/Bs. Heimat 67/2 und Bad Gandersheim/Bs. Heimat 68/1). Augenscheinlich besteht auch eine starke Abhängigkeit vom vorhandenen Bildmaterial. Den jetzt vorliegenden Band über die Elmstadt Königsutter hat der durch seine wertvollen stadthistorischen Veröffentlichungen ausgewiesene Stadtarchivar bearbeitet. Dieser hat die Bilder aus der Stadt

und von den nahen Ausflugszielen nur außerordentlich kurz und weitgehend beschreibend kommentiert. Leider fehlen in dem Band ein Bildquellennachweis und Künstler- und Photographenangaben ebenso wie ein Schlagwortregister. Auch scheint der Verkaufspreis von DM 28,80 in Anbetracht des Umfangs aber auch der Ausstattung und Druckqualität des Buches reichlich hoch gegriffen. MWi

U. Roshop und Ulrich Tietje: Gifhorn in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1982. 82 S. m. 76 Abb. – Pappd.

Mit viel Liebe zum Detail haben zwei ausgewiesene Ortskenner in diesem Band ein instruktives Bildmaterial zusammengefügt, das mit erstaunlicher Sachkenntnis erläutert wird. Besonders dankbar muß man für die präzisen Daten und die statistischen Angaben sein. Die Fotos und Postkarten aus der Zeit zwischen 1880 und 1930 vermitteln einen Eindruck vom Stadtbild des alten Gifhorn, aber auch vom Leben und Arbeiten der Einwohner, kurz vom Milieu der kleinen Landstadt. Zeugnisse der frühen Industrialisierung und des Geschäftswesens sind ebenso berücksichtigt wie die Vergnügungen und vor allem das einstige Vereinswesen. Die Bilderläuterungen gehen über die reine Beschreibung hinaus und zeichnen die Entwicklungslinien auf einzelnen Gebieten nach, so etwa die von der ersten 1904 eingerichteten Flußbadeanstalt bis zum heutigen Bäderwesen, aber auch die Geschichte der Sport- und Gesangsvereine. Dankenswerterweise sind auch die 1974 nach Gifhorn eingemeindeten Dörfer Gamsen, Kästorf, Neubokel, Wilsche und Winkel durch Bildseiten vertreten. Ausführlich wird die Entwicklung der Kästorfer Anstalten von der 1883 gegründeten „Arbeiterkolonie“ zu den heutigen Heimen des Diakonischen Werkes Hannover gewürdigt. Anhand einer romantischen Postkarte, die das Datum 2. August 1900 trägt, wird die Entwicklung Winkels zum Touristenort gewürdigt. Diese wenigen Beispiele können nur einen flüchtigen Eindruck von dem gelungenen Band vermitteln, der einleitend einen Überblick über die historische Entwicklung Gifhorns enthält. Zu bedauern nur, daß auch in diesem Band der Reihe Herkunftsnachweise für das Bildmaterial, die Namen der Fotografen und ein kurzer Literaturhinweis fehlen. MWi

Dorfchronik Groß Elbe. Festschrift zur 850-Jahr-Feier 1982. Hrsg. von im Auftrag des Arbeitskreises „850 Jahre Groß Elbe“ von Helmut Liersch. Groß Elbe 1982. 176 S. mit 39 Abb. Brosch.

Anläßlich der 850. Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung von Groß Elbe (Kreis Wolfenbüttel) hatte sich ein Kreis von Sachkennern zusammengefunden, um die Vergangenheit des Ortes aufzuarbeiten und eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Verhältnisse vorzunehmen. Mit dieser Festschrift liegt das interessante Ergebnis dieser vielfältigen Bemühungen vor. Insbesondere scheint es gelungen, die Geschichte anschaulich von unten, aus der Sicht der Dorfbewohner darzustellen, ohne daß die Einbettung in die große Gesamtentwicklung außer acht gelassen wäre. Zahlreiche Quellenzitate aus alten Dokumenten beleben den Inhalt ebenso wie die historischen Abbildungen. Leider ist deren Druckqualität nicht besonders gut. MWi

Wilhelm Schrader: Chronik des ehemaligen Dorfes Kniestedt. Als Manuskript vervielfältigt. Salzgitter-Bad 1980. 434 S. mit Schwarzweißabb. im Text. Kart.

Das Dorf Kniestedt wurde 1938 der damals gegründeten Stadt Watenstedt-Salzgitter eingemeindet. Die dort ansässigen Landwirte aber sind im Zuge der Industrialisierung des Gebietes ausgesiedelt worden. Da muß eine Dokumentation wie die vorliegende besonders dankbar aufgenommen werden. Verfasser, dessen Familie sich in Kniestedt bis 1491 in ununterbrochener Folge nachweisen läßt, ist einer der letzten, die die alten Verhältnisse kennengelernt und den Umbruch bewußt miterlebt haben. So kann er vieles aus eigener Beobachtung beisteuern. Daneben aber ist ein außerordentlich umfangreiches Archivmaterial über das Dorf Kniestedt, die hier ansässigen Adelsfamilien und die Bewohner zusammengetragen. Besonders den Genealogen werden die Einwohner-, Schüler- und Konfirmandenlisten hilfreich sein. Zugleich aber spricht aus dem materialreichen Band die Liebe des Bearbeiters zur angestammten Heimat. Wi

Kurt Hasselbring: Geschichte des Dorfes Nordassel sowie der Kirche und des Schlosses Burgdorf. Nordassel: Selbstverlag des Verfassers 1979. 224 S., 53 Abb. Fotomech. vervielfältigtes Typoskript. – Brosch.

Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser für diese Chronik ein umfangreiches Archivmaterial ausgewertet, ergänzt durch zahlreiche, oft aus Privatbesitz schwer zugängliche Fotos. So entsteht aus einem Mosaik einzelner knapper Abschnitte ein lebendiges Bild der Vergangenheit dieses Bauerndorfes am Rande des Salzgittergebietes sowie der Kirche und des Schlosses im benachbarten Burgdorf. Dankenswerterweise betrachtet der Verfasser die ortsgeschichtlichen Ereignisse im Rahmen der allgemeinen zeitgenössischen Entwicklungen, beginnend in prähistorischer Zeit. Ausgiebig sind die Siedlungs- und die Wirtschaftsgeschichte beleuchtet. Bedauerlicherweise fehlt in dieser Monographie – wie in den meisten derartigen Arbeiten – eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen sozialen und wirtschaftlichen Struktur des Dorfes. Auch kann man eine Bestandsaufnahme der – erfahrungsgemäß zu vermutenden – Sachzeugnisse der alten bäuerlichen Kultur vermissen, wie etwa des alten Hausrates. Die Nachwelt – aber auch die Gegenwart – würde es dem Verfasser zu danken wissen, wenn er sich in einem zweiten Teil seiner Forschungen dieser Thematik zuwenden würde.

M. Wiswe

Werner Freist: Lichtenhagener Chronik. Bad Pyrmont o. J. (1978). 139 S., 45 Abb. Ganzlwd.

Das Dörflein Lichtenhagen liegt etwa 10 km westlich Bodenwerders am Rande der Ottensteiner Hochfläche im Kreis Holzminden, der ehemals zum Lande Braunschweig gehörte. Die vorliegende Monographie beschäftigt sich insbesondere mit der Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Dorf und Flur. Sie leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur Aufhellung der Besiedlung der Ottensteiner Hochfläche. Lichtenhagen gehört zu den planmäßig während der spätmittelalterlichen Rodungsphase angelegten ländlichen Siedlungen, die als kirchliche Gründungen entstanden sind. Zuerst wird es 1304 erwähnt. Es hat die spätere Wüstung Thodenbrock aufgenommen, die nach W. Freists Untersuchungen der bislang älteste Ort der Ottensteiner

Hochfläche ist (wahrscheinlich schon im 4. Jh. vorhanden), sowie Bewohner der späten Gründung Mönkeborn. – Für die Entstehungszeit nimmt der Verfasser das Vorhandensein von sechs Meierhöfen in Lichtenhagen an. Im Jahre 1600 besaß das Dorf 28 Höfe unterschiedlicher Größe und Klassifizierung. Seitdem – und in einigen Fällen auch weiter zurück – wird die Geschlechterfolge auf den einzelnen Höfen verfolgt. Ergänzend werden Handwerk und Gewerbe, aber auch Kirche und Schule sowie die gegenwärtige Struktur des Dorfes dargestellt. Verfasser wertet sein Material nicht nur im Text aus, sondern durch instruktive Zeichnungen sowie in der Veranschaulichung von statistischem Material. Dem interessanten Inhalt entspricht die noble Ausstattung des Bandes, der durch das Berufsförderungswerk Bad Pyrmont hergestellt worden ist.

MWi

Ernst Stolte: Vor dem Walde in einem Tal. Frankfurt/Main: R. G. Fischer 1979. 136 S., 22 Schwarzweißabb., Brosch.

Im Gegensatz zu anderen wissenschaftlich ausgerichteten Ortsgeschichten versucht der Verfasser, Rektor a. D., hier die Geschichte von Langelsheim am Harz in feuilletonistisch-literarischer Art darzustellen. Die geschichtlichen Fakten und Zusammenhänge sind zu in sich geschlossenen Kurzgeschichten und Gedichten verarbeitet, in die auch Familienüberlieferungen und eigene Erlebnisse eingeflossen sind. So entsteht ein stark subjektiv gefärbtes Bild, das – wie der Verfasser schreibt – vor allem zur Selbstbesinnung anregen möchte.

MWi

Michael Stampnick: Heraldica Honsteinae. Mit einer Einleitung von Hansjoachim Stenzhorn. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte Walkenried und Umgebung. H. 10. Walkenried: Selbstverlag des Vereins 1980. 24 S. Kart.

1593 ist das Geschlecht der Harzgrafen von Honstein, Herren zu Lohra und Klettenberg, zu deren Besitz die Abtei Walkenried gehörte, gestorben. Das Wappen dieses Geschlechts hat sich nicht nur auf Siegeln, sondern auch an Bauwerken und auf Grabmälern im Harzgebiet erhalten, so in Walkenried auf dem Grabdenkmal Graf Ernst VII. von Honstein (gest. 1590). Ver-

fasser bietet in der vorliegenden Studie eine Zusammenfassung seiner Forschungen über die Entstehung und Bedeutung des großen honsteinischen Kombinationswappens im Rahmen allgemeiner heraldischer Erörterungen. Man vermißt leider in dem Heft eine übersichtliche Liste der erhaltenen Darstellungen des Wappens, das einzig auf dem Umschlagtitel abgebildet ist, sowie Abbildungen einzelner Darstellungen. MWi

Götz Mavius: Denkmäler in der Stadt Braunschweig im 19. Jahrhundert. Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften 7. Braunschweig 1981. 52 S. m. 23 Abb. – Brosch.

Vor allem infolge eines übersteigerten Historismus wurden im 19. Jh. zahlreiche Denkmäler zur Würdigung von Persönlichkeiten und Ereignissen von recht unterschiedlicher Bedeutung errichtet. Braunschweig blieb von derartigen Tendenzen nicht verschont. Allein zwischen 1822 und 1850 wurden hier fünf Monumente – allesamt zur Würdigung von Ereignissen und Persönlichkeiten der Freiheitsbewegung in der napoleonischen Ära – enthüllt. 1853 folgte die feierliche Einweihung des Denkmals für Gotthold Ephraim Lessing. Verfasser dokumentiert diese und die in der Folgezeit in Braunschweig errichteten Denkmäler und würdigt deren künstlerische und historische Bedeutung im Rahmen der Gesamtentwicklung in leicht lesbarer Form. Damit wird unsere Kenntnis um einen nicht unwichtigen Aspekt bereichert. Ergänzend hätte man sich entweder eine zusammenfassende listenmäßige Übersicht über unsere Denkmäler mit ihren wichtigsten Daten gewünscht oder aber ein Schlagwortregister. MWi

Wilhelm-Raabe-Stätten in Wolfenbüttel. Text von Dieter Matthes. Fotos der Raabe-Stätten von Rudolf Lange. Hrsg. von der Stadt Wolfenbüttel zum 150. Geburtstag von Wilhelm Raabe. Wolfenbüttel 1981. 12 S. m. 17 Abb. und 2 Übersichtsplänen.

Wilhelm Raabe und Wolfenbüttel. Katalog zu einer Ausstellung des Niedersächsischen Staatsarchivs in Wolfenbüttel. Bearb. von Dieter Matthes. Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Beih. 24. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 1981. 52 S., 46 Abb. – Brosch.

Die 150. Wiederkehr des Geburtstages des großen niedersächsischen Schriftstellers und Dichters war Anlaß, die mannigfachen intensiven Beziehungen aufzuarbeiten, durch die dieser Zeit seines Lebens mit Wolfenbüttel verbunden geblieben ist. Hier verbrachte er nach dem frühen Tod des Vaters prägende Jugendjahre. Hier fand er in Bertha Leiste, der Tochter eines hohen Juristen, seine Ehefrau. Mit den Wolfenbütteler Jugendfreunden andererseits blieb Wilhelm Raabe lebenslang verbunden. Aber auch im Werk des Dichters spiegeln sich Ereignisse aus dem Wolfenbüttel seiner Tage und dem der Vergangenheit, so im „Junker von Denow“ und im „Lorenz Scheibenbart“, aber auch im „Stopfkuchen“, in dessen Mitte die „Weiße Schanze“ (damals noch vor Wolfenbüttel) steht. Dieter Matthes ist es gelungen, anhand zahlreicher Bilder und Dokumente Wilhelm Raabes Verhältnis zu Wolfenbüttel intensiv nachzuzeichnen. Die Dokumentation bleibt uns durch den sorgfältig gearbeiteten Katalog erhalten, in dem vor allem die ausführlichen Literaturzitate zu den einzelnen Objekten hervorzuheben sind.

Ein Faltblatt wendet sich insbesondere an jene Interessenten, die sich mit den Raabe-Stätten in Wolfenbüttel vertraut machen möchten. Dieter Matthes gibt darin einen gerafften Überblick über jene Stätten in Wolfenbüttel, die für Leben und Werk des Schriftstellers wesentlich waren. Es schließt sich ein Bildteil an mit trefflichen Aufnahmen von Wolfgang Lange, die nicht nur informieren, sondern zugleich Stimmungsbilder darstellen. MWi

Hermann Marschewski: Dä Beernboom. Fallersleben: Selbstverlag des Verfassers 1980. 160 S. m. 49 Federzeichnungen von Ellen Kresky unter Mitarbeit von Elisabeth Czogalla. Brosch.

Veröffentlichungen plattdeutscher Literatur aus unserem Raum sind selten geworden. So kann man den „Erstlingsband“ des Verfassers, der in Fallersleben beheimatet ist, dankbar begrüßen. Seine Gedichte und Kurzgeschichten, die durch aussagekräftige Federzeichnungen ergänzt werden, bilden eine unterhaltsame und zugleich zum Nachdenken anregende Lektüre. Freilich haben sich in die plattdeutsche Mundart, die ja leider hierzulande so weitgehend zurückgetreten ist, manche hochdeutschen Elemente eingeschlichen. MWi

Flurbereinigung und Landschaftspflege. Hrsg. vom Niedersächsischen Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. – Referatsgruppe Agrarstruktur – Hannover 1982. 32 S. m. zahlreichen Farbbildern. – Brosch.

Die Flurbereinigung beabsichtigt, die Arbeits- und Produktionsbedingungen in der Landwirtschaft entsprechend den gegenwärtigen agrartechnischen Möglichkeiten zu verbessern. Soweit irgend möglich sollen die Forderungen von Naturschutz und Landschaftspflege in Rücksicht gezogen werden. Dafür hat das Land Niedersachsen seit 1978 zusätzliche Mittel zur Verfügung gestellt, die in unserem Raum vor allem in Flurbereinigungsverfahren im Gifhorner Gebiet eingesetzt worden sind. Insbesondere wurden hier Flächen zur Renaturierung (bei Adenbüttel) und für Zwecke des Vogelschutzes erworben (z. B. bei Barwedel/Ehra-Lessien für ein Kranichschutzprogramm, bei Wahrenholz für ein Birkhuhnschutzgebiet). Das vorliegende Heft gibt einen gerafften Überblick über die vielfältigen Möglichkeiten, Naturschutz und Landschaftspflege im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren zu betreiben. Besonders hervorgehoben wird die Bedeutung der Erhaltung von Wasserflächen, Feuchtschaften sowie Hecken und Gehölzen, aber auch deren Neuanlage.

Das instruktive, ansprechend gestaltete Heft führt vor allem den Laien in die Problematik ein, die sich aus dem Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Ökologie ergibt. MWi

Raumordnung und Landesplanung. Hrsg. vom Niedersächsischen Minister des Innern. Aktuelle Themen zur niedersächsischen Landeskunde Heft 2. Göttingen 1981. 40 S. m. 2 Kartenausschnitten. – Brosch.

Die Broschüre, deren Verfasser leider ungenannt bleiben, hat es sich zum Ziel gesetzt, die „besondere Aufgabenstellung und Arbeitsweise der Raumordnung“ in einer dem Laien leicht verständlichen Art darzulegen. So wird allen jenen – und ihre Zahl ist zunehmend gewachsen – die an Fragen der Nutzung und Umgestaltung unseres Lebensraumes aktiv Anteil nehmen – ein übersichtliches Hilfsmittel an die Hand gegeben. Der erste Hauptteil der Arbeit erläutert knapp die Notwendigkeit der Raumordnung, die im Spannungsfeld zwischen Mensch, gesellschaftspolitischer Aufgabe und Raum angesiedelt ist. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit den Raumordnungsprogrammen in Niedersachsen, ihren Gründen und Zielen. Es schließt sich an ein Überblick über die Planungspartner der Raumordnung. Gemeinden und „Fachplanungsträger“ werden „in ihrer Position zur Raumordnung vorgestellt“. Ein vierter Abschnitt handelt Rechtsgrundlagen und Organisation der Raumordnung und Landesplanung ab. Den Beschluß bilden ein kleines Glossar der Fachterminologie sowie Literaturhinweise. MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

68. Jahrgang

Dezember 1982

Heft 4

Leibniz' Eintritt in den braunschweigischen Staatsdienst und seine Wolfenbütteler Wohnung.¹⁾

Von Günter Scheel

Im Spätsommer des Jahres 1690 fuhr Gottfried Wilhelm Leibniz, Hofrat und gleichzeitig Leiter der fürstlichen Bibliothek in Hannover, mit eigenem Reisewagen und einigen Domestiken über Hildesheim nach Braunschweig, um die dortige Verkaufsmesse (Laurentiusmesse) zu besuchen. Gleichzeitig wollte er Herzog Anton Ulrich über das Ergebnis der großen Forschungsreise unterrichten, die er im Auftrage des gesamten Welfenhauses in den Jahren 1687–1690 durch Oberdeutschland und Italien unternommen hatte, um die Ursprünge der älteren und jüngeren Welfenlinie zu ergründen.

Leibniz wird zweifellos ein wenig überrascht gewesen sein, als ihm der Herzog die Übernahme des Direktorats einer der damals bedeutendsten Büchersammlungen der Welt, der Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel anbot, das durch den Tod des Bibliothekars Caspar Adam Stenger neu besetzt werden mußte. Da Anton Ulrich damit einverstanden war, daß Leibniz seine Dienstobliegenheiten von Hannover aus oder – wie man damals sagte – von Haus aus erledigte, nahm dieser die Berufung an. Er versprach sich zu Recht dadurch einen intensiveren Kontakt zu dem vielseitig interessierten Fürsten und darüber hinaus den Vorteil, die für die Ausarbeitung der Haus- und Familiengeschichte der Welfen benötigten historischen Manuskripte und Bücher als Bibliotheksleiter bequem benutzen zu können.

Zur Übernahme des Direktorats war aber noch das Einverständnis seines bisherigen Dienstherrn Herzog Ernst August von Hannover vonnöten, das Leibniz mit tatkräftiger Unterstützung der Herzogin Sophie erhielt, so daß er am 14. Januar 1691 offiziell zum Direktor der Wolfenbütteler Bibliothek bestellt werden konnte und von diesem Zeitpunkt an auch ein jährliches Salär von 400 Talern erhielt.²⁾ Zwei ständig bei der Bibliothek anwesende studierte Bibliothekssekretäre standen ihm für die technischen bibliothekarischen Arbeiten zur Verfügung. Die positiven Aspekte der Übernahme des Bibliotheksdirektorats hatten für Leibniz ein solches Gewicht, daß er bereit war, häufige und damals noch recht beschwerliche und zeitaufwendige Reisen zwischen Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel auf sich zu nehmen. Aus einer von seinem Gehilfen Balthasar Ernst Reimers



Abb. 1

Gottfried Wilhelm Leibniz
(1646–1716)
Ölbild von unbekannter Hand
aus dem Spätherbst 1711
Privatbesitz
Reproduktion: Ch. Treptow

begonnenen und von ihm selbst fortgeführten Aufstellung über die finanziellen Reiseaufwendungen in den Jahren 1690/91 erfahren wir interessante Details über die damalige Reisepraxis, die bevorzugten Routen und die anfallenden Kosten (Anhang 1). Leibniz hatte sie anfertigen lassen als Beleg für seinen bei der Kammer eingereichten Reisekostenantrag über 40 Taler, die ihm 1692 auch erstattet worden sind.³⁾

Um von Hannover nach Braunschweig zu reisen, hatte man die Wahl zwischen zwei Routen; die südliche führte über Hildesheim und Bettmar, die nördliche hingegen über Peine. Auf der Südroute reiste Leibniz gewöhnlich im eigenen Wagen, den er selbst technisch vervollkommen hatte. Auf hannoverschem Territorium wurden ihm von den Ämtern kostenlos Pferde als „Vorspann“ bis Hildesheim zur Verfügung gestellt. Für die Fortsetzung der Reise mußte er in Hildesheim Pferde mieten. Wohl schneller, aber unbequemer war die Reise mit der Post, der sich Leibniz häufig von Braunschweig aus auf der Nordroute anvertraute, wenn seine Rückkehr nach Hannover aus dienstlichen Gründen dringend erforderlich war. Neben den Kosten, die dem Reisenden für Beförderung, Übernachtung und Verpflegung entstanden, erwartete man von ihm, daß er den dienstbaren Geistern in den Gasthäusern und den Postillionen Trinkgelder spendierte. Auch Leibniz ist so verfahren, wie wir der Reisekostenaufstellung entnehmen können.

Mit Gottfried Wilhelm Leibniz, der nach einem Ausspruch Diderots „allein Deutschland so viel Ruhm gebracht, wie Plato, Aristoteles und Archimedes zusammen Griechenland“, trat nach dem regierenden Herzog August, dem mit M. Ritthaler und D. Hanisius zwei mittelmäßige Wissenschaftler und mit C. A. Stenger ein Verwaltungsfachmann als Bibliothekare gefolgt waren, im Jahre 1691 wieder eine überragende Gelehrtenpersönlichkeit an die Spitze der Bibliotheca Augusta. Wegen der ständigen Finanzmisere des kleinen braunschweigischen Staates hat er zwar das seiner Zeit weit vorausseilende Programm zur Führung einer ausreichend dotierten Universalbibliothek mit kontinuierlicher Bücheranschaffung, verbesserter katalogmäßiger Erschließung und liberaler Benutzung während seines 25jährigen Direktorats nicht voll verwirklichen können, jedoch ist während seiner Amtszeit dennoch Bahnbrechendes geleistet worden: der Neubau der Bibliothek, die Anfertigung eines alphabetischen Verfasserkatalogs, der noch heute benutzt wird, der Erwerb wertvollster Bücher und Handschriften auf mehreren Auktionen, von denen die von Marquard Gude im Jahre 1710 die bemerkenswerteste gewesen ist. Schließlich hat Leibniz lange vor Lessing mit seinen Publikationen zum allgemeinen Völkerrecht und zur mittelalterlichen Geschichte auf die Schätze der Bibliotheca Augusta nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Als Leibniz nach Wolfenbüttel berufen wurde, setzte Anton Ulrich voraus, daß dieser nun häufiger als bisher dort weilen und ihm als gelehrter Gesprächspartner über wissenschaftliche und künstlerische Probleme zur Verfügung stehen würde. Leibniz enttäuschte ihn nicht, denn mindestens bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts ist er jährlich meist vier- bis fünfmal für mehrere Wochen in Braunschweig, Wolfenbüttel oder Salzdahlum gewesen. Regelmäßig weilte er hier zu Weihnachten und zu Ostern, um das Fest im Kreise der herzoglichen Familie zu begehen. Anlässlich der Einweihung der Gewächshäuser in Salzdahlum zu Weihnachten 1693 hat er Herzog Anton Ulrich persönlich ein Gedicht mit der Horaz entlehnten Devise „Nil mortalibus arduum est“ (Es gibt nichts, was für Sterbliche zu schwierig ist) gewidmet:⁴⁾

Was muß des Menschen Sinn doch endlich nicht gelingen?
Ein Großer Fürst kan gar Natur und Zeiten zwingen.
Er sezt nach Braunschweig hehr fast das gelobte Land,
Und Hyacinthen gibt die Christnacht seiner Hand.

Wann ietzt von Jericho nur soll die Rose blühen,
Da kan Salz-Dalen Ihm die schönsten Blumen ziehen.
Gott gebe daß Er auch (dieß ist mein Wundsch dabey)
Im hohen alter selbst stets ohne Winter sey.

In Wolfenbüttel ist auch jener berühmt gewordene Neujahrsbrief des Jahres 1697 an Herzog Rudolf August entstanden, in dem Leibniz diesem das duale Zahlensystem (die Rechnung allein mit 0 und 1) erläutert.⁵⁾ Bekanntlich arbeiten heute alle elektronischen Rechenanlagen auf der Grundlage dieser Dyadik. Die von Leibniz vorgeschlagene Darstellung auf einer Medaille sollte zugleich einen mathematischen Beweis der Erschaffung und Ordnung der Welt durch Gott liefern. Dies erläutert er dem Herzog folgendermaßen: „Denn einer der Haupt-Punkten des christlichen Glaubens, und zwar unter denjenigen,

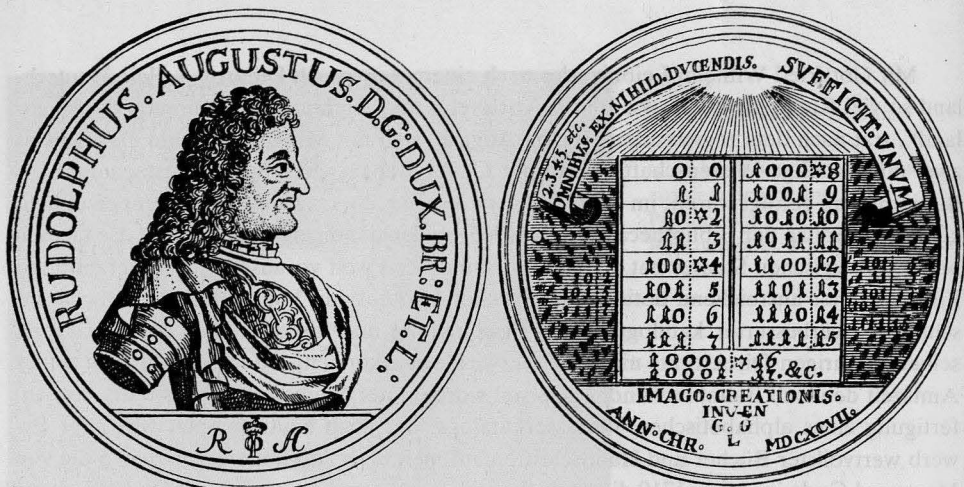


Abb. 2 Vorder- und Rückseite der von Leibniz entworfenen, nicht ausgeführten Medaille mit der Darstellung der dyadischen Zahlenfolge. 1697.

Titelkupfer von G. W. Leibniz: Mathematischer Beweis der Erschaffung der Welt ...
Hrsg. v. R. A. Nolten. Leipzig 1734.

Reproduktion: Ch. Treptow

die den Weltweisen am wenigsten eingegangen, und noch den Heiden nicht wohl beizubringen, ist die Erschaffung aller Dinge aus Nichts durch die Allmacht Gottes. Nun kann man wohl sagen, daß nichts in der Welt sie besser vorstelle, ja gleichsam demonstriere, als der Ursprung der Zahlen, wie er allhier vorgestellt, durch deren Ausdrückung bloß und allein mit Eins und Null oder Nichts, und wird wohl schwerlich in der Natur und Philosophie ein bessers Vorbild dieses Geheimnisses zu finden sein. Daher ich auch auf die entworfene Medaille gesetzt: IMAGO CREATIONIS.“

Daß der Name von Leibniz trotz seiner hervorragenden Bedeutung für Wolfenbüttel und seine Bibliothek im Bewußtsein der dortigen Öffentlichkeit bisher recht blaß und verschwommen blieb, hängt zweifellos damit zusammen, daß Leibniz' Andenken seit jeher an seiner Hauptwirkungsstätte und seinem Sterbeort Hannover wachgehalten wird und daß sein Name in Wolfenbüttel hinter dem Lessings zurücktritt. Das 1795 enthüllte Lessingdenkmal und eine Büste, die sich seit langem in der Bibliothek befinden, sowie das Lessinghaus erinnern hier nachdrücklich an den Vorkämpfer für Toleranz und Menschenwürde; ja, die Stadt Wolfenbüttel identifiziert sich als „Lessingstadt“ geradezu mit diesem großen Gelehrten.

An Leibniz' Namen zu erinnern, entschloß man sich erst 1887, als der Magistrat am 28. März verfügte, „der am Grundstücke der neuen Bibliothek entlang angelegten Straße den Namen Leibniz-Straße beizulegen“. Jeder eingeseessene Wolfenbütteler wird sofort einwenden, daß diese Straße doch heute Lessingstraße heißt. Des Rätsels Lösung bietet eine Stadtverordnetensitzung am 29. April 1895, auf der der Abgeordnete und Verleger Zwißler durchsetzte, daß die bisherige Leibnizstraße in Lessingstraße umbenannt und Leibniz' Name auf die damalige Mintesche Privatstraße (die heutige Leibnizstraße) übertragen wurde, für die der Magistrat vergeblich die Bezeichnung Bethmannstraße „nach dem früheren verdienstvollen Bibliothekar“ vorgeschlagen hatte.⁶⁾

Die Herzog August Bibliothek hat zu Recht das Mißverhältnis zwischen der Bedeutung des Universalgenies Leibniz für die Bibliotheca Augusta und seiner bisher höchst unzureichenden Repräsentanz im Stadtbild als Herausforderung empfunden und erreicht, daß jenes mit Mitteln der Volkswagenstiftung neu errichtete Forschungsgebäude am Schloßplatz 5 und 6 künftig „Leibnizhaus“ heißt. Daß insbesondere für dieses Gebäude des Bibliotheksquartiers Leibniz' Name adaptiert wurde, erweist sich in mehrfacher Hinsicht als besonders treffend. Zunächst einmal entspricht ein solches Forschungsinstitut in geradezu idealer Weise den wissenschaftsorganisatorischen Vorstellungen von Leibniz. Dieser ist sich nämlich stets darüber im klaren gewesen, daß die von ihm geforderte Weiterentwicklung und Emporführung der Wissenschaften nicht durch einen einzelnen, sondern nur durch einen Zusammenschluß und die Kommunikation möglichst vieler Gelehrter im internationalen Rahmen erfolgen könnte. So wurde der Gedanke der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in „Societäten“, Akademien oder Forschungsinstituten das zentrale Anliegen seines Lebens.

Hinzu kommt, daß Leibniz in den Häusern Schloßplatz 5 und 6, die 1973 wegen Bau­fälligkeit leider abgerissen wurden und an deren Stelle jetzt die neuen Forschungsgebäude entstanden, von 1691 bis 1713 stets eine möblierte Wohnung besessen hat. Wie wir den im Staatsarchiv Wolfenbüttel verwahrten Häuser- und Steuerlisten der Dammfestung⁷⁾ (Schloßplatz) seit etwa 1690 und seinem Briefwechsel zweifelsfrei entnehmen können,



Abb. 3 Abgebrochenes „Leibnizhaus“ in Wolfenbüttel, Schloßplatz 6, Anfang des 20. Jh.
Im Obergeschoß befand sich von 1692 bis 1713 die Wohnung von G. W. Leibniz.

Reproduktion: W. Lange

wohnte er zunächst beim obersten Kassenbeamten des Landes, dem Kämmerer Johann Urban Müller, im Hause Schloßplatz 5. Da dieser den Wohnraum bald selbst benötigte, mußte Leibniz 1692 in das Nachbarhaus 6 umziehen, das damals dem Hofprediger Justus Lüders gehörte. Als dieser 1693 als Anhänger des Pietismus sein Amt verlor und Wolfenbüttel verlassen mußte, verkaufte er sein Haus an den Küchenschreiber Johann Christoph Balcke, der für die Rechnungslegung der herzoglichen Hofhaltung verantwortlich war. Leibniz konnte seine Wohnung im Obergeschoß des Hauses ebenso behalten wie sein Etage-nachbar Gui Leremite dit Candor, der als Professor für Fremdsprachen an der Ritterakademie wirkte. Der bisher weitgehend unveröffentlichte Briefwechsel mit Balcke und Candor ist zwar nicht von besonderem wissenschaftlichen Gewicht, jedoch gestattet er uns aufschlußreiche Einblicke in die Privatsphäre und das Alltagsleben eines Gelehrten und braunschweigischen Staatsbediensteten.⁸⁾ Beide erledigten während Leibniz' Abwesenheit Aufträge bei Hofe oder an der Bibliothek, empfingen Gehaltszahlungen für ihn, übernehmen die Nachsendung der eingelaufenen Post nach Hannover, Wien oder Berlin, berichten über das Verhalten der zeitweise in der Wohnung einquartierten Gehilfen und halten ihn schließlich über Tagesereignisse auf dem laufenden.

Durch seinen Bericht vom 12. 2. 1707 (Anhang 2) an den gerade in Berlin weilenden Leibniz über den ersten Besuch des hannoverschen Hofes nach der Aussöhnung der nahezu zwei Jahrzehnte verfeindeten beiden Welfenlinien in Hannover und Wolfenbüttel ergänzt Balcke als Augenzeuge die darüber bisher lediglich aus Briefen der Kurfürstin Sophie bekannten Nachrichten⁹⁾ über aus diesem Anlaß ausgerichtete Operaufführungen, gesellige Zusammenkünfte, Tanzvergnügen und Besuche. Da er Leibniz' Wunsch nach einem Exemplar der 1699 in Wolfenbüttel verkündeten Verordnung über die Tabaksakzise¹⁰⁾ nicht erfüllen kann, verspricht er, die in Kürze zu erwartenden Neufassung nach Publizierung zu übersenden.

Balcke achtet außerdem auf den wohnlichen Zustand der von Leibniz bei ihm gemieteten Zimmer. Da er mit dem Vorhaben seiner zukünftigen zweiten Frau nicht einverstanden ist, Leibniz' Wohnung neu zu möblieren, gibt er diesem am 5. Juni 1705 zu verstehen: „anlangend die veränderung in der großen stube, so wolte meine Liebste gern ein großes Bette darein setzen, ich meinen theils wehre zu frieden das es so bliebe, allein die neuen frauen wollen doch gern das Ihrige sehen laßen.“

Oft muß Balcke Leibniz Gegenstände des persönlichen Bedarfs nach Hannover nachsenden, die dieser vergessen hatte, oder er machte ihn beispielsweise darauf aufmerksam, daß er im Kabinett den Schlüssel stecken ließ, hingegen den Schlüssel zur großen Stube mitgenommen, diese aber nicht abgeschlossen habe. Differenzen zwischen Vermieter und Mieter blieben nicht aus. So will Leibniz wegen unzureichender Unterbringung seiner Pferde 1696 in den Großen Zimmerhof umziehen, bleibt jedoch wohnen, als ihm Balcke mitteilen kann, daß er nunmehr einen Stall für zwei Pferde herrichten ließ, „daß sie recht warm und commode stehen können“.

Im Jahre 1709 will dann Balcke kündigen, weil er über einen Diener von Leibniz erbost ist, der statt des ihm zur Verfügung gestellten Bettes ein Strohlager als Schlafstelle in der Stube aufschüttet. Dadurch hat dieser nach Balckes Auffassung eine außerordentliche

Brandgefahr heraufbeschworen. Aber auch dieser kleine Zwischenfall konnte beigelegt werden. Erst im Jahre 1713 gibt Leibniz seine Wohnung im Hause Schloßplatz 6 auf und verzichtet künftig auf ein ständiges Quartier in Wolfenbüttel. Bei seinen Besuchen stieg er nunmehr im Angermannschen Hause auf dem Schloßplatz ab, das um 1800 abgerissen worden ist. Für seine persönliche Habe stellte ihm Anton Ulrich ein Zimmer in der Ritterakademie zur Verfügung. Er erlaubte auch, daß Leibniz seine zahlreichen Privatbücher in einem Zimmer des damals noch im Bau befindlichen neuen Bibliotheksgebäudes deponieren konnte, wo sie der Wolfenbütteler Konrektor Adolph Theodor Overbeck nach Leibniz' Tod 1716 inventarisierte.

Erst allmählich verloren sich Leibniz' Spuren in Wolfenbüttel, denn es verging noch eine geraume Zeit, bis der wechselseitige Austausch der in Hannover befindlichen Wolfenbütteler Bücher und Handschriften mit den in Wolfenbüttel befindlichen hannoverschen Beständen abgewickelt war.

QUELLENANHANG

1 Leibniz' Aufzeichnungen über Reisekosten zwischen Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel 1690–1691¹¹

(Hannover, Frühjahr 1691 ?)

Reise vom 3. (13.) bis 13. (23.) Dezember 1690

Mitwochen den 3. X^{br} (3. Dezember)

Von Hanover abgereiset auf Hildesheim mit Vorspan.

Im (Gülden) Engel verzehret von Mitwochen abent

bis Donnerstag abent	1 Taler 18 Gr.
--------------------------------	----------------

Donnerstag abent

Von Hildesheim nach Wolfenbüttel, die Nacht auff

dem Petmer (= Bettmar) Paß verzehret	24 Gr.
--	--------

Zu Hildesheim 4 Pferde geheuret	<u>5 Taler 18 Gr.</u>
---	-----------------------

7 Taler 24 Gr.

Freitag den 5. X^{br} (5. Dezember)

In Wolfenbüttel undt logiert bey dem H. Cämmerer

Urban (Müller) 6 tage und 6 mahlzeiten bey nacht gespeiset	6 Taler
--	---------

trinckgeldt dem gesinde	<u>2 Taler</u>
-----------------------------------	----------------

8 Taler

Mittwoch den 10. X^{br} bey H. Steindorf¹²) logiament genommen

Sonnabend den 13. X^{br}

Von Wolfenbüttel bis Braunschweig 3 Pferde	24 Gr.
--	--------

Von Braunschweig nach Hannover mit der Post	2 Taler
---	---------

Unterwegs mit Speisen und trinckgeldt	<u>18 Gr.</u>
---	---------------

3 Taler 6 Gr.

Reise vom 16. (26.) 12. 1690 bis 26. 12. 1690 (5. 1.) 1691

Dienstag den 16. X^{br}

Von Hannover wieder abgereiset auf der Post nach Wolfenbüttel

bis Braunschweig	2 Taler	
Dienstag nacht zu Ahlse (Aligse?)		15 Gr.
Zu Peine Mitwochen mittag		22 Gr.
Postillion, Post Jungen		4 Gr.
Braunschweig im Posthaus von Mitwoch abent bis Donnerstag abent		32 Gr.
Trinckgeldt den Mädgens		6 Gr.
	<hr/>	
	4 Taler	7 Gr.

den 18. X^{br}

In Braunschweig 4 Pferde gemiedet bis Wolfenbüttel	1 Taler	9 Gr.
Weg Geldt		3 Gr.
Abents Wein undt Suppe		10 Gr.
Holts brennen zu machen		8 Gr.
	<hr/>	
	1 Taler	30 Gr.

den 26. X^{br}

Von Wolfenbüttel auff Hildesheim 3 Pferde gemiedet bis Hildesheim	3 Taler	18 Gr.
Im Löwen von Sonnabend bis Montag	1 Taler	30 Gr.
Trinckgeldt führ Betten magt		8 Gr.
Von Hildesheim nach Hannover mit Vorspann	<hr/>	<hr/>
	5 Taler	20 Gr.

Anno 1691

Reise vom 4. (14.) 2. bis 14. (24.) 2. 1691

Mittwochen den 4. Febr.

Von Hannover nach Braunschweig auf die Post	2 Taler	
Unterwegens Zehrung undt trinckgeldt Postillions		29 Gr.
Von Braunschweig bis Wolfenbüttel die Post		12 Gr.
	<hr/>	
	3 Taler	5 Gr.

Sonnabend den 14. Febr.

Von Wolfenbüttel nach Hannover auff Post à 1 Taler	2 Taler	
Unterwegens verzehrt		29 Gr.
	<hr/>	
	2 Taler	29 Gr.

Leibniz fügte eigenhändig hinzu:

Noch bey Steindorffen laut Zettels	3 Taler 10 Groschen
Noch vorher 18 Gr.	<u>18 Groschen</u>
	3 Taler 28 Groschen
Wein und bier	<u>1 Taler 12 Groschen</u>
	5 Taler 4 Groschen

Köndte noch dazu gerechnet werden Reisekosten in die Sommer Meße 1690 so auff 6 Taler zu rechnen.

Von Hannover nacher Wolfenbüttel gereiset und wieder zurück voriges jahr 3 mahl, nemlich einmahl in die Sommer Meße August und September, danach 2 mahl im Dezember. Und dieß Jahr einmahl im Februar, alda etwas gewißes verwilliget worden; also 4 reisen à 6 Taler sind 24 Taler, ferner verzehrt zu Wolfenbüttel 16 Taler, thut 40 Taler.

2 Johann Christoph Balcke an Leibniz¹³⁾

Braunschweig, 15. Februar 1707

Hoch Wollgebohrner Herr, hochgencigter Herr Geheimbter Raht.

Dero Hochwehrtes vom 5. hujus habe ich gestern alhie in Braunschweig erhalten, berichte hiedurch dienstlich das die Durchl. Churfürstin nebst der Fürstin von Hohenzollern¹⁴⁾ den Montag in der Meße hier kommen, und logiren in Mosthause.¹⁵⁾

Der Durchl. Churfürst¹⁶⁾ aber sein Mitwochen darauf erst kommen, logiren in der Stadt, und haben alle unsere gnädigste Herrschafft und Geheime Rähte verwichenen Sontag tractirt. Die divertissementen sind Opern¹⁷⁾, Essemblée¹⁸⁾ und Balletten im Opern hause, wobey sich Ihro Churfürstl. Durchlaucht diese verwichene Nacht bis 2 Uhr aufgehalten. Gestern sein dieselbe nebst der Churfürstin und alle unsere gnädigste herrschafften nach Wolfenbüttel gewesen, woselbsten sie das gantze Schloß besehen, und haben sich die Canonen bey ein- und außfahren treflich hören laßen. Die abreise auf Hannover ist morgen festgestellet, und werden sie heute bey uns auf dem Grauen hoeft¹⁹⁾ speisen, und abends die letzte opera besuchen. Sonsten ist niemand von frömbden Herrschafft hier.

Was anlanget das Edict wegen des Tabacks, selbiges ist nicht zu bekommen und gilt auch nichts mehr. Der Commissarius aber hat mir gesagt, das ein neues unter der Hand gemacht würde, so ehestens heraus kehme, wovon 1 Exemplar mit negsten erfolgen sollte, werde also nicht ermangeln mich ferner darnach zu bemühen und selbiges an den gemeldeten Herrn Secreter²⁰⁾ auf Berlin zu adressiren, wünsche indessen Ew. Hochwollgebohren bey beständiger guter gesundheit g. g. bald in Wolfenbüttel zu sehen, womit schließe und beharre

Ew. hochwollgeb. Excellence schuldigster Knecht

Braunsch. den 15. Febr. 1707

Johan Christof Balcke mp

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. G. Scheel, Leibniz' Beziehungen zur Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel (1678–1716), in: Braunschweigisches Jahrbuch 54, 1973, S. 172–199. Die dortigen Quellennachweise werden hier nicht wiederholt. – ²⁾ G. W. Leibniz, Sämtliche Schriften u. Briefe, hrsg. v. d. Preuß. (später Dt.) Akad. d. Wiss. zu Berlin, Reihe I, Darmstadt (später Leipzig, zuletzt Berlin) 1923 ff., künftig zitiert AA); hier I, 7 Nr. 17. – ³⁾ AA I, 6 Nr. 9a im Anhang. – ⁴⁾ AA I, 10 Nr. 2. – ⁵⁾ Erstmalig nach Leibniz' Tode 1720 veröffentlicht, danach noch mehrmals gedruckt; nach der Handschrift kritisch herausgegeben von F. Vonessen, in: Antaios 8, 1966, S. 121–127, das Zitat auf S. 123. – ⁶⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig StAW) 34 N Fb 5 rote Nr. 178 u. 593; Wolfenbütteler Kreisblatt Jg. 109 Nr. 101 vom 1. 5. 1895. – ⁷⁾ StAW VI Hs 15 Nr. 117 S. 68 u. 81; 21 Alt 1038 Bd. 1; 4 Ldsch 472 a I. – ⁸⁾ Hannover, Niedersächs. Landesbibl. LBr. 28 (Balcke) u. 141 (Candor). – ⁹⁾ Über diesen Besuch schreibt Sophie am 12. Febr. aus Braunschweig an ihre Enkelin, die preußische Kronprinzessin Sophie Dorothea: „Der Kurfürst und die Fürstin von (Hohen)Zollern kamen hier Dienstag-Abend an. Sie wurden zunächst durch eine Oper erfreut, dann durch einen Maskentanz im Parterre nach der Vorstellung. Ich selber tobte mich in deutschen Tänzen aus, um mich warm zu machen, denn es war ziemlich kalt. Ich faßte die Poellnitz bei der Hand, und so tanzten wir herum, bis wir warm wurden. Der Herzog von Braunschweig hüpfte auch auf einem Bein herum, da er nur drei Jahre jünger ist als ich, hat er mir wohl etwas nachmachen wollen.“ Am 16. Februar teilt sie ihrem Schwager, dem preußischen König Friedrich I. mit: „Der gute Herzog von Braunschweig ist auch noch recht lustig und ließ an der Tafel sagen, der Abt von Corvey wäre gekommen. Nachmittags nach Tisch ließ dieser Abt Audienz bei mir begehren; wer war es? Der Herzog, der sich so verkleidet hatte! Die Opern sind immer sehr stattlich; weil seine Liebden indessen nicht gut hören, sind die Stimmen schlecht, aber die Ausstattung sehr schön.“ Vgl. Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem Preußischen Königshause, hrsg. von G. Schnath, Berlin u. Leipzig 1927, Nr. 155 u. 156. Der Aufenthalt in Braunschweig und der freundliche Empfang durch Anton Ulrich beeindruckten die Kurfürstin so sehr, daß sie bereits im Herbst 1707 wieder zu Besuch in Salzdahlum weilte, von wo sie am 10. Sept. 1707 an ihre Enkelin Sophie Dorothea schrieb: „Da bin ich, meine teure, liebe Princesse, an dem reizendsten Ort der Welt, wo nur Eure Königliche Hoheit und der Kronprinz (Friedrich Wilhelm) fehlen, um mich völlig zufrieden zu machen. Der, welcher in der Schwärmer-Komödie von seinem herrlichen Garten und Schloß phantasiert, hat sich nichts eingebildet, was an die hiesigen Herrlichkeiten heranreichte . . . aber am meisten Freude habe ich an all den Fürstlichkeiten und besonders am Herzog (Anton Ulrich), denn man kann sich nicht vorstellen, daß jemand verbindlicher, wohlstandiger und erfindungsreicher ist als er.“ Vgl. Briefwechsel der Kurfürstin Sophie, a. a. O., Nr. 179. – ¹⁰⁾ Mit Edikt vom 3. (13.) August 1699 war die Tabaksakzise in Wolfenbüttel eingeführt worden. Erst am 5. 10. 1708 erschien ein weiteres Tabaksedikt; vgl. StAW 40 Slg. Nr. 2733 u. 4134. – ¹¹⁾ Hannover, Nds. Landesbibliothek, Bibliotheksakten A 7 Bl. 230–231, bisher ungedruckt. Den ersten Teil schrieb Leibniz' Sekretär B. E. Reimers, den Schluß Leibniz selbst. – ¹²⁾ Steindorf: Hausbesitzer am Schloßplatz. – ¹³⁾ Hannover, Nds. Landesbibl. LBr. 28 Bl. 26–27 von Balckes Hand, bisher ungedruckt. – ¹⁴⁾ Reisebegleiterin der Kurfürstin Sophie zur Lichtmeß-Messe in Braunschweig war Luise von Hohenzollern-Hechingen geb. Gräfin Sinzendorf. Die beiden Damen waren am Montag den 8. Februar in Braunschweig angekommen; vgl. auch Sophies Brief an Leibniz vom 5. Febr.: „Jiray lundy à la foire de Brunsvic pour obliger Mr. le Duc de Brunsvic et seray de retour icy samedi“; vgl. Leibniz' Werke, hrsg. von O. Klopp, Bd. 9, 1873, S. 271. – ¹⁵⁾ Mosthaus: Die Burg Dankwarderode. – ¹⁶⁾ Churfürst: Kurfürst Georg Ludwig von Hannover. – ¹⁷⁾ Im Februar 1707 wurde in Braunschweig das Singspiel (Text F. Chr. Bressand, Musik Reinhard Kaiser) „Orpheus und Eurydike“ aufgeführt. – ¹⁸⁾ Essemblée: Assemblée (Zusammenkunft, Versammlung). – ¹⁹⁾ Grauen hoeffe: Damaliges Residenzschloß an der Stelle des späteren Schlosses. – ²⁰⁾ Johann Theodor Jablonski, Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Der Teufel in der ostfälischen Volkssprache

Von Werner Flechsig

II. Ostfälische Teufels-Flurnamen und ihre Sagen

In einem Beitrag zur volkswissenschaftlichen Flurnamenforschung hat Ernst Schneider 1954 einen großen Überblick über Teufels-Flurnamen aus allen Teilen des deutschen Sprachraumes gegeben, wobei freilich Belege aus West- und Süddeutschland, Oesterreich und der Schweiz überwiegen¹⁾. Soweit Norddeutschland im allgemeinen und Ostfalen im besonderen erfaßt ist, erweist sich Schneiders Materialsammlung als bei weitem nicht vollständig. Das zeigte sich, als ich für meine Untersuchung über den Teufel in der ostfälischen Volkssprache nach Belegen für Teufels-Flurnamen in dem von mir für das Ostfälische Wörterbuch gesammelten Flurnamenschatz und in den Sagensammlungen des ostfälischen Raumes zwischen Mittel- und Oberweser, Südheide und Südharz suchte. Ich stelle im folgenden die mir bekannt gewordenen ostfälischen Teufels-Flurnamen zunächst listenmäßig in der alphabetischen Reihenfolge ihrer Grundwörter zusammen. Als Abkürzung verwende ich: hd. = hochdeutsch, mda. = mundartlich, Fo. = Forstort, F.-R. = Forstrevier, Kr. = Landkreis, wobei die Kreiszugehörigkeit für die Verhältnisse vor der niedersächsischen Kreisreform angegeben wird.

Düwelsbad,

hd. Teufelsbad: 1) 1856 *Teufelsbad*, 1927 mda. *Düwelsbâd*, ein „unergründlicher“ See bzw. Pfuhl beim Kloster Michaelstein, Kr. Wernigerode, im Ostharz (Sage!)²⁾; 2) 1518 *Teufelsbad*, ein Fo. an der früheren Grenze zwischen Königshof und dem Forsthaus Lange, Kr. Wernigerode, im Ostharz; 3) 1518 *Teufelsbadt*, Fo. an der Grenze zwischen Wernigerode und Elbingerode, Kr. Wernigerode, im Ostharz; 4) 1542 *Lutteke duvelsbat*, 1955 mda. *Düwelsbâd*, ein tiefer Erdfall bei Harlingerode, Kr. Wolfenbüttel, an der alten Straße Goslar-Halberstadt vor dem Nordrande des Westharzes; 5) 1757 *Teufels Bad* bei Seesen, Kr. Gandersheim, am Westrand des Harzes; 6) 1853 *Teufelsbad*, auch *Teufelsloch* oder *Teufelspfuhl* genannt, ein „grundloser“ Pfuhl zwischen Osterode und Herzberg, Kr. Osterode, am Südrande des Westharzes (Sage!)³⁾; 7) 1929 *Teufelsbad*, ein vom Teufelsbach durchflossenes Tal mit Teufelsmühle bei Schönhagen, Kr. Northeim, im Solling (Sage!)⁴⁾; 8) *Teufelsbad* bei Ottenstein, Kr. Holzminden.

Düwelsbarch,

hd. Teufelsberg: 1) 1887 *Teufelsberg*, Fo. an den Sieben Gründen im F.-R. Neudorf bei Harzgerode, Kr. Quedlinburg; 2) 1928 *Teufelsberg*, ein schroffer Felsen an der Horst bei Elend, Kr. Wernigerode, im Ostharz (Sage!)⁵⁾; 3) 1858 *Teufelsberg* an der Leine bei Elze, Kr. Alfeld.

Düwelsbedde,

hd. Teufelsbett: 1964 mda. *Düwelsbedde*, nach Angabe des Gewährsmannes „eine germanische Kultstätte“ bei Stöckse, Kr. Nienburg.

Düwelsbêke,

hd. Teufelsbach, vgl. *Düwelsbâd* 7)

Düwelsborch,

hd. Teufelsburg: 1) *Teufelsburg*, Fo. bei Harzgerode, Kr. Quedlinburg, im Ostharz; 2) 1520 *Duvelßborg*, 1549 *Teuffelsburg*, 1598 *Duvelsborgk*, 1666 *Düfelsburg*, eine Felsgruppe im Neustädter Häu bei Wernigerode; 3) 1611 *Teufelsburg* im Hohne-Revier bei Wernigerode im Ostharz.

Düwelsborn,

hd. Teufelsbrunnen: 1) 1757 *Beim Teufelsbrunnen*, eine Koppelweide bei Dannhausen, Kr. Gandersheim; 2) 19. Jh. *Düwelsborn* bei Westfeld, Kr. Alfeld; 3) 1895 *Teufelsbrunnen*, eine Quelle am Eichberg bei Heyen, Kr. Holzminden (Sage!)⁶⁾.

Düwelsbrauk,

hd. Teufelsbruch: 1) um 1780 *Teufelsbruch*, ein mit Erlen bewachsenes Bruch, in dem sich verschiedene Springe befinden, bei Volkmarsdorf, Kr. Helmstedt; 2) 1759 *Am Teufelsbruch*, Fo. und Koppelweide zwischen Bisperode und Harderode, Kr. Holzminden.

Düwelsbrügge,

hd. Teufelsbrücke: 19. Jh. *Teufelsbrücke* über einen Ouellbach nördlich der Grünen Berge bei Siegersleben, Kr. Haldensleben.

Düwelsdäl,

hd. Teufelstal: 1) 1887 *Teufelsthal*, Fo. im F.-R. Ballenstedt, Kr. Quedlinburg; 2) 1365 *dat lutteke Duvelsdal*, kleines Seitental des Okertales im Forstamsbezirk Harzburg II, Kr. Wolfenbüttel, im Westharz; 3) 1622 *Teufelstalswasser*, dafür später Paulswasser, linker Zufluß zur Innerste bei Clausthal-Zellerfeld im Westharz; 4) 1822 *Teufelstalswasser*, linker Zufluß zur Innerste nördlich von Lautenthal, Kr. Zellerfeld, im Westharz.

Düwelsdik,

hd. Teufelsteich: 1853 *Teufelsteich* bei Zellerfeld im Westharz.

Düwels-Ecke,

hd. Teufelsecke: um 1940 *Düwels Ecke, Acker und Holzung bei Lachendorf*, Kr. Celle.

Düwelsglaie,

hd. Teufelsabhang: 1847 *Teufelsgleie*, ein steiler Taleinschnitt an der Holtemme zwischen Düwelsborch und Bielstein bei Wernigerode im Ostharz.

Düwelsgrund,

hd. Teufelsgrund: 19. Jh. *Teufelsgrund*, ein tiefer Geländeeinschnitt südlich der Grünen Berge bei Siegersleben, Kr. Haldensleben.

Düwelschauwe,

hd. Teufelshufe: 1759 *An der Teufelshaube* bei Bisperode, Kr. Holzminden.

Düwelshō(ch),

hd. Teufelshoch: 19. Jh. *Teufelshoch*, höchste, wohl von Menschenhand erhöhte Erhebung der weiteren Umgebung bei Kl. Ammensleben, Kr. Wolmirstedt (vorgeschichtlicher Grabhügel oder Kultstätte).

Düwelskâmer,

hd. Teufelskammer, 1875 *Düwelskâmer*, ein bis 1840 erhaltenes jungsteinzeitliches Megalithgrab im Deister über Hohenbostel, Kr. Hannover.

Düwelskamp,

hd. Teufelskamp: 1) um 1780 *Teufelskamp*, ein Acker nahe dem der Kirche gehörenden Heiligenkamp östlich von Volkmarsdorf, Kr. Helmstedt (vgl. *Düwelsbrauk* 1); 2) 1767 *Teufels Kamp*, ein morastiges Feldstück nahe dem „Meer“ bei Stöckheim, Kr. Braunschweig; 3) 19. Jh. *Teufelskamp*, 1951 mda. *Düwelskamp*, ein kiesiger Acker mit Steinen bei Wehre, Kr. Goslar; 4) 1620 *Teuffelskamp*, jüngerer Name für das 1528 – 1566 bezeugte Teufelsbad 4) bei Harlingerode, Kr. Wolfenbüttel; 5) 1734 *Teuffels Camp* bei Heilighendorf, Kr. Gifhorn.

Düwelskerke,

hd. Teufelskirche: 1567 *Duvels Kirche*, 1579 *Teuffelskirche*, 1965 mda. *Düwelskerke*, Forstortsname für eine lange schmale Schlucht im Salzgitterschen Höhenzug südöstlich der Stadt Bad Salzgitter (Sage!)⁷⁾.

Düwelsklippe,

hd. Teufelsklippe: 1) ohne Jahresangabe *Duvelsklippe* bei Veckenstedt, im Kr. Wernigerode; 2) o. J. *Teufelsklippe*, Fo. am Dehnenkopf über dem Zusammenfluß des Keilwassers und der Nabe im alten Amt Harzburg, Oberharz (Fundort von Bergkristallen); o. J. *Teufelsklippe*, neuer Name für einen Fo. zwischen Ochsenkopf, Ochsenberg und Fohlentritt im alten Amte Harzburg, Oberharz.

Düwelsköke,

hd. Teufelsküche: 1) 1771 *Teufelsküchenberg* und *-feld* bei Irxleben, Kr. Wolmirstedt (Urnenfunde und Steinkammergrab auf künstlich erhöhter höchster Erhebung im weiten Umkreise); 2) o. J. *Teufelsküchenberg* bei Kl. Ammensleben, Kr. Wolmirstedt; 3) 1844 *Teufelsküche*, 1939 mda. *Daiwelsküchenbarch* bei Magdeburg-Neustadt; 4) 1660 *des Teufels Küche*, 1911 *Teufelsküchenfeld*, mda. auch *Helle*, bei Welsleben, Kr. Wanzleben; 5) 19. Jh. *Teufelsküche* bei der Ziegelei von Althaldensleben, Kreis Haldensleben (jungsteinzeitliches Megalithgrab); 6) 19. Jahrh. *Teufelsküche* bei Marienborn, Kr. Oschersleben (vorgeschichtliche Funde); 7) 1760 *Teufelsküche*, eine Wiese bei Calvörde, ehemals Kr. Helmstedt; 8) 1879 *Hohe Teufelsküche*, 1934 mda. *Düwelsköke*, Fo. bei Danndorf, Kr. Helmstedt; 9) 1935 mda. *Düwelsköke*, Fo. und Platz der alten Mühle bei Rickensdorf, Kr. Helmstedt; 10) 1967 mda. *Düwelsköke*, eine Senke am Elm bei Esbeck, Kr. Helmstedt (Sage!)⁸⁾; 11) 1728 *de düfels Köke*, 19. Jh. *Unter der Teufelsküche*, 1935 mda. *Dübelssküche*, ein Graben und Acker am „Tie“ bei Schöningen, Kr. Helmstedt; 12) 19. Jh. *Teufelsküche*, Fo. im Elm südwestlich von Warberg, Kr. Helmstedt (jungsteinzeitliches Grab); 13) 19 Jh. *Teufelsküche*, 1967 mda. *Düwelsköke*, eine große Vertiefung (Erdfall?) auf der Feldmark bei Rábke, Kr. Helmstedt (Sage!)⁹⁾; 14) 19. Jh. *Teufelsküche*, 1967 mda. *Düwelsköke* und *Hölle*, ein tiefer, von einem hier verschwindenden Bach durchflossener Erdfall im Elmwald am östlichen Kopfende des Reitlingstales oberhalb von Erkerode, Kr. Braunschweig (Sage!)¹⁰⁾; 15) 1956 mda. *Dö(i)welsköke*, Straße im Ortsteil Oberdahlum von Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel; 16) 1912 *Teufelsküche* mit „Hölle“, eine Landkoppel

bei Gr. Schwülper, Kr. Gifhorn; 17) 19. Jh. *Teufelsküche* bei Gr. Bülten, Kr. Peine; 18) 19. Jh. *Teufelsküche* bei Rosenthal, Kr. Peine; 19) 1750 *Des Teufels Küche*, 1938 mda. *Düwelsköke*, Quellgelände zwischen Westerlinde und Wartjenstedt, Kr. Wolfenbüttel; 20) 19. Jh. *Teufelsküche*, 1959 mda. *Duiwelsköke* bei Luttrum, Kr. Hildesheim; 21) 19. Jh. *Teufelsküche* bei Algermissen, Kr. Hildesheim; 22) 19. Jh. *Teufelsküche* bei Sorsum, Kr. Hildesheim; 23) *Teufelsküche* auf dem Ohberge bei Salzdettfurth, Kr. Hildesheim; 24) 19. Jh. *Teufelsküche* im Hammbergswinkel bei Salzdettfurth, Kr. Hildesheim; 25) 19. Jh. *Teufelsküche*, Fo. bei Irmenseul, Kr. Alfeld; 26) 19. Jh. *Teufelsküche*, eine Wiese bei Limmer, Kr. Alfeld; 27) 1935 mda. *Duiwelsküke* bei Naensen, Kr. Gandersheim; 28) 19. Jh. *Teufelsküche*, Fo. am Garnwindestein bei Copenbrügge, Kr. Hameln; 29) 1858 mda. *Düwelsköke* bei Hollenstedt, Kr. Einbeck; 30) 1760 *Die Düwels-Küchen-Bache* bei Allersheim, Kr. Holzminden; 31) 19. Jh. *Teufelsküche* westlich der Weser bei Albaxen, Kr. Höxter; 32) 19. Jh. *Teufelsküche*, Fo. westlich der Weser bei Trendelburg, Kr. Hofgeismar.

Düwelskule,

hd. Teufelskühle: 1) 1753/54 *Teufels Kuhle*, ein Teich des Klosters Riddagshausen bei Braunschweig; 2) um 1940 mda. *Düwelskule*, ein Sumpf bei Sandlingen, Kr. Celle; 3) 1964 mda. *Düwelskule* bei Dudensen, Kr. Neustadt a. Rbbg.; 4) 1964 *Düwelskule* bei Klein Heidorn, Kr. Neustadt a. Rbbg.

Düwelskulk,

hd. Teufelskolk: 19. Jh. *Teufels Kulck* in der Feldmark der Stadt Braunschweig (nach Wieries).

Düwelsläge,

hd. Teufelslegde: 1774/79 *Teufels Legde*, wohl daraus entstellt 1668 *uffs Deufels Läger*, Wiese bei Salzgitter-Flachstöckheim.

Düwelslock,

hd. Teufelsloch: 1) 1853 *Teufelsloch* zwischen Osterode und Herzberg, Kr. Osterode (*Düwelsbåd 6*, Sage!); 2) 1895 *Teufelsloch*, eine vermeintlich unergründliche Eintiefung (Erd-fall?) in der Okerwiese bei Gr. Stöckheim, Kr. Wolfenbüttel (Sage!)¹¹⁾; 3) 1964 mda. *Düwelslock* bei Bilm, Kr. Burgdorf.

Düwelsmaur,

hd. Teufelsmoor: 1890 mda. *Düwelsmaur* bei Meinersen, Kr. Gifhorn.

Düwelsmöle,

hd. Teufelsmühle: 1) 19. Jh. *Große und Kleine Teufelsmühle*, zwei Felsen südwestlich der Viktorshöhe, Kr. Quedlinburg, im Ostharz (Sage!)^{11a)}; 2) 1575 *Bey der Duvels Möhle*, 1582 *gegen der Teufels mulen ahn dem stege*, eine Straße des Marktkirchspiels in Goslar; 3) 1929 *Teufelsmühle* am Teufelsbach bei Schönhagen, Kr. Northeim (vgl. *Düwelsbåd 7* mit Sage); 4) 1895 *Teufelsmühle* bei Dölme, Kr. Holzminden am Westrand des Wesertales (Sage!)¹²⁾.

Düwelsmorgen,

hd. Teufelsmorgen: nur 1668 *Deuffelsmorgen*, vermutlich ein Teil des Schwarzen Kampes bei Salzgitter-Flachstöckheim.



Abb. 1 Die Teufelsmauer bei Blankenburg/Harz mit Stadt und Schloß.
Radierung von J. A. Darnstedt nach einer Zeichnung von C. G. Horstig
aus C. G. Horstigs „Tagebuchblättern unserer Reise in und um den Harz“. Leipzig 1805.

Düwelsmuier,

hd. Teufelsmauer: 1856 *Teufelsmauer*, ein felsiger Gebirgsrücken zwischen Blankenburg und Thale im Ostharz, Kr. Wernigerode u. Quedlinburg (Sage und zahlreiche vorgeschichtliche Verwahr-, Grab- und Siedlungsfunde!)¹³⁾.

Düwelspaul,

hd. Teufelspfuhl: 1759 *Beim Teufelspfuhl* am Eichberge südwestlich von Heyen, Kr. Holzminden (Sage, vgl. Düwelsborn 3).

Düwelspär(t)trappe,

hd. Teufelspferdefußabdruck: nur um 1950 mda. *Düwelspeertrappe*, ein vorgeschichtliches Hügelgrab mit hufeisenförmiger Vertiefung im Stein, Fo. bei Bregenstedt, Kr. Haldensleben.

Düwelsrie,

hd. Teufelsriede: 1852 *Die Teufelsriede*, ein Bach bei Emmerke, Kr. Hameln.

Düwelssik,

hd. Teufelssiek: 1578 der *Teufelssiek* südöstlich von Alfeld.

Düwelsspring,

hd. Teufelsspring: 19. Jh. *Großer Teufelsspring*, 1910 mda. *de gruote Duiwelssprink*, eine Quelle bei Broitzem, Kr. Braunschweig.

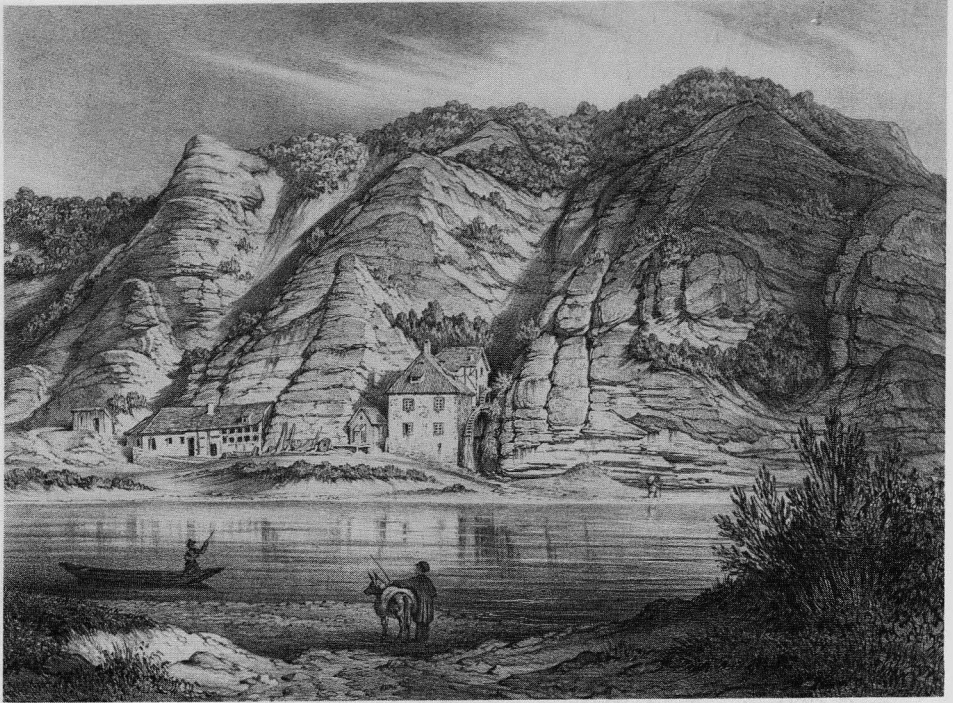


Abb. 2 Die als „Teufelsmühle“ bekannte Steinmühle bei Dölme an der Weser im 2. Drittel des 19. Jh. Tonalithographie nach einer Zeichnung von G. Osterwald, gedruckt bei Giere in Hannover. Reproduktion nach dem Original im Bs. Landesmuseum, Braunschweig

Düwelsstraße,

hd. Teufelsstraße: 17) 1492 *des duvels straten* im Marktkirchspiel der Stadt Goslar, wahrscheinlich benannt nach der Familie Duvel, die in Goslar seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bezeugt ist; 2) 1512 *am orde der Duvelsstraten* im Jakobi-Kirchspiel der Stadt Goslar.

Düwelswinkel,

hd. Teufelswinkel: 1) nur 1937 mda. *Düwelswinkel* bei Schwanefeld im Kr. Haldensleben; 2) 19. Jh. *Teufelswinkel*, 1952 mda. *Düwelswinkel*, 9 ha. mittelmäßigen Landes bei Scheppau, Kr. Helmstedt; 3) 1655 *Teufelswinkel*, eine tiefe Wasserstelle vor dem Wendentor bei Braunschweig; 4) 1733 *Dufels Winckel*, 1766 *Teuffels Winckel*, eine Wiese westlich von Gitter a. B., Stadkr. Salzgitter; 5) um 1940 mda. *Düwelswinkel*, Weideland bei Hohnebostel, Kr. Celle.

Düwelswische,

hd. Teufelswiese: 1) 1959 mda. *Düwelswische* bei Bornum, Kr. Helmstedt; 2) 1752 *Teufelswiese*, 1953 mda. *Düwelsw(ä)ische* bei Braunschweig-Ölper.

Ordnet man die Flurnamen meiner Liste nach den Hauptgruppen der Teufels-Flurnamen, die E. Schneider seiner Untersuchung zugrundegelegt hat¹⁴⁾, so kommt man für Ost-

falen zu folgendem Ergebnis: Flurnamen, deren Bestimmungswort *Düwel/Teufel* an die Stelle eines anderen, unverständlich gewordenen und deshalb volksetymologisch an einen bekannten Begriff angeglichen worden sein könnte, scheinen hierzulande zu fehlen. Ich kenne keine an *Düwel*, *Doibel* oder hd. *Teufel* anklingenden anderen Wörter in der ostfälischen Volkssprache, die schon vor längerer Zeit aus dem lebendigen Gebrauch geschwunden wären und so unverständlich hätten werden können, daß ihr Erscheinen in einem älteren Flurnamen Anlaß zu einer falschen Umdeutung hätte geben können. Die Mundartwörter *Düpe* „Wassertiefe“ oder *Düwock* „Ackerschachtelhalm“, an den E. Schneider gedacht hat, sind bis in das 20. Jh. dem Volke so geläufig geblieben, daß eine Verwechslung mit dem entfernt ähnlich klingenden Mundartwort *Düwel* außer Betracht bleiben kann.

Eher ist es schon möglich, daß das Bestimmungswort *Düwel* bzw. *Teufel* in dem einen oder anderen Flurnamen nicht auf den Teufel des Volksglaubens zurückgeht, sondern auf den Familiennamen *Düvel/Düwel* oder *Teufel*, sei es nun, daß die betreffende Örtlichkeit einer Familie solchen Namens gehörte, sei es, daß die Örtlichkeit mit dem Träger eines solchen Namens anderweitig durch ein geschichtlich oder sagenhaft überliefertes Ereignis verbunden war. Denkbar wäre die Zurückführung eines Teufels-Flurnamens auf einen Besitzer namens *Düvel/Düwel* oder *Teufel* vor allem in solchen Fällen, wo es sich um ein Ackerstück ohne besonders auffällige Naturgebilde (Quellen, große Steine oder dergleichen) handelt. In Betracht kommen aus unserer Liste vielleicht *Düwels-Ecke*, *Düwelshauwe*, *Düwelskamp* Nrn. 1 und 3, *Düwelsläge*, *Düwelsmorgen*, *Düwelswinkel* Nrn. 1–2 und *Düwelswische* Nrn. 1–2 sowie – außerhalb der landwirtschaftlichen Nutzflächen – *Düwelsmöle* Nr. 2 und *Düwelsstraße* Nrn. 1–2. Aber bevor diese Teufels-Flurnamen bzw. -Straßennamen mit Sicherheit als Besitznamen gedeutet werden können, muß in jedem Einzelfall nachgewiesen sein, daß es in den betreffenden Orten überhaupt früher Einwohner namens *Düvel/Düwel* bzw. *Teufel* gegeben hat. Das ist aber, soweit ich sehe, außer im Falle der beiden Goslarer Teufelsstraßen noch nicht nachgeprüft worden.

Von den eindeutig dem Teufel als Gestalt des Volksglaubens zugeschriebenen Teufels-Flurnamen hat E. Schneider in einer ersten großen Gruppe diejenigen zusammengefaßt, die vom Teufel als Gestalter oder Zerstörer der Landschaft handeln. In ihnen erscheint der Teufel gewissermaßen als Angehöriger des Geschlechtes der Riesen, die in der Urzeit Gebirge auftürmten, mit Felstrümmern oder Findlingsbrocken umherwarfen oder Schlünde in der Erde aufrissen, also personifizierte Naturgewalten, deren Wirken unsere Vorfahren in frühgeschichtlicher Zeit und noch bis in die Neuzeit hinein die Entstehung auffälliger Gebilde in der Landschaft zuschrieben. Zu dieser Gruppe der Teufels-Flurnamen gehören aus meiner Liste zweifellos die Teufelsberge Nrn. 1 und 2, die Teufelsburgen Nrn. 1–3, das Teufelshoch, die Teufelsmühlen Nrn. 1 und 4, die Teufelsmauer und die *Düwelspeertrappe*, vielleicht auch der nicht näher beschriebene Teufelsberg Nr. 3.

Zu einer zweiten großen Gruppe der aus dem Volksglauben entstandenen Teufels-Flurnamen zählt E. Schneider u. a. diejenigen, die vermeintliche Behausungen des Teufels bezeichnen. Dieser Gruppe gehören weitaus die meisten der von mir gesammelten ostfälischen Teufels-Flurnamen an. Es fiel schon M. Wiswe auf, daß die von ihr erfaßten Teufels-Flurnamen des Salzgitter-Gebietes „früher feuchte oder sumpfige Gelände, in denen

häufige Nebel zu vermuten sind“ bezeichnen¹⁵⁾. Solche Geländeeigenschaften sind vor allem kennzeichnend für den Namenstyp *Düwelsköke*, der zwar im Stadtkr. Salzgitter zu fehlen schien, in anderen Landschaftsteilen Ostfalens aber dafür ungewöhnlich häufig anzutreffen ist.

Wahrscheinlich ist mit den 32 Belegen für die Verbreitung dieses Namentyps zwischen der Mittelelbe und dem Oberwesergebiet noch längst nicht die Gesamtzahl der ostfälischen *Düwelsköken* erfaßt, da für weite Gebietsteile bisher keine auch nur annähernd vollständigen Sammlungen der Flurnamen vorliegen. Da mehrere so benannte Örtlichkeiten durch die Nähe vorgeschichtlicher Gräber oder vermutlicher Kultstätten erhöhtes Interesse verdienen, habe ich in der Hoffnung auf Gewinnung weiterer volkskundlicher oder archäologischer Aufschlüsse 1959 in den 10. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseum die Frage aufgenommen, wo das Wort *Düwelsköke* (-*kēke*) bzw. *Duiwelsköke* (-*kuöke*, -*küke*) als Flurname für feuchte Senken, wo oft Bodennebel aufsteigen, bekannt sei.

In einem Ergänzungsfragebogen, der 1964 an zahlreiche bisher nicht erfaßte Orte im westlichen und nördlichen Ostfalen verschickt wurde, habe ich dieselbe Frage noch einmal aufgegriffen, weil die Antworten vom Jahre 1959 sehr vielversprechend erschienen. Die Ausbeute aus beiden Umfragen übertraf meine kühnsten Erwartungen. Bejaht wurde die Frage nach der *Düwelsköke* mit ihren Lautvarianten von insgesamt 368 Gewährsleuten in den Kreisen Halberstadt (Dedeleben), Helmstedt (19 Orte), Gifhorn (7), Braunschweig (16), Wolfenbüttel (28), Goslar (12), Stadt Salzgitter (10), Peine (10), Hildesheim (40), Gandersheim (20), Zellerfeld (Lerbach, Lonau, Sieber), Osterode (Lasfelde, Schwiengershausen, Willershausen), Northeim (Hohnstedt, Imbshausen), Einbeck (13), Holzminden (29), Hameln (22), Alfeld (28), Springe (20), Grafschaft Schaumburg (Helsinghausen, Kreuzriehe, Ohndorf, Riepen), Schaumburg-Lippe (Altenhagen, Steinhude), Nienburg (Stöckse, Wendenborstel), Fallingb. (Lindwedel), Neustadt a. Rb. (13), Hannover (29), Burgdorf (18) und Celle (9). Vermutlich verringert sich die Zahl derjenigen Orte, auf deren Feldmark sich eine *Düwelsköke* finden läßt, deswegen, weil wohl mehrfach Gewährsleute benachbarter Orte die ihnen aus der Umgebung bekannten gleichen Örtlichkeiten bei der Meldung einer *Düwelsköke* im Auge hatten. Trotzdem bliebe auch dann noch die Zahl der in dieser Weise übereinstimmend benannten Feldmarksteile und Forstorte so erstaunlich groß, daß man daraus auf eine in Ostfalen allgemein verbreitete Glaubensvorstellung schließen darf. Sie ging von dem Gedanken aus, unter der Erdoberfläche sei der Wohnsitz dämonischer Wesen, die dort nach Menschenart hausten, wie es z. B. auch vom Leben und Wirken der Zwerge in Märchen und Sagen erzählt wurde. So erschien es unseren Vorfahren nur natürlich, die von feuchten Böden, aus Quellgründen, stehenden und fließenden Gewässern aufsteigenden Nebelschwaden als den Dampf zu deuten, der beim Kochen, Braten, Backen oder Brauen in der Küche der Unterirdischen zur Oberwelt aufstieg. Da es den Menschen für gewöhnlich nicht ratsam, ja gefährlich erschien, mit den Unterirdischen in nähere Berührung zu kommen, warnte man vor dem Zutritt zu solchen Stellen mit aufsteigenden Bodennebeln durch die Redewendung „*Du kummst in Düwels Köke*“, womit ausgedrückt werden sollte, der also Angesprochene begeben sich in Gefahr. Diese sprichwörtlich gewordene Redensart wurde bereits vor mehr

Abb. 3

Zusammenkunft der Hexen
mit dem Teufel
auf dem Brocken.
Kupferstich aus
„Blockes-Berges Verrichtung“
von S. J. Prätorius.
Leipzig 1668.
Reproduktion nach Original



als 100 Jahren in übertragenem Sinne als allgemeine Warnung vor Unannehmlichkeiten gebraucht, wie sie Georg Schambach in seinem 1858 erschienenen Wörterbuch der Mundart in den Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen unter dem Stichwort „düwel“ angeführt hatte¹⁶⁾. Theodor Reiche aus Adersheim bei Wolfenbüttel nahm die gleiche Redewendung um 1900 auch in sein handschriftliches Zettelarchiv für ein ostfälisches Wörterbuch auf, und noch 1959 bzw. 1964 wurde auf sie hingewiesen von den Ausfüllern der Mundartfragebogen für Emmern im Kr. Hameln, Hachmühlen im Kr. Springe und Bantorf im Kr. Hannover, von denen die letzten beiden Orte, wie ausdrücklich betont wurde, keine Flurbezeichnung namens *Düwelsköke* haben.

Unter den ostfälischen Flurnamen dienen übrigens noch zahlreiche andere Zusammensetzungen mit dem Bestimmungswort *Düwel* zur Benennung feuchten Geländes, sei es nun ein Quellgrund, ein Bruch, ein Moor, ein stehendes oder ein fließendes Gewässer, und zwar alle Bildungen meiner Liste mit den Grundwörtern *-bâd*, *-bêke*, *-born*, *-brauk*, *-brügge*, *-dik*, *-kulk*, *-maur*, *-paul*, *-rîe*, *-sik* und *-spring*. Nicht ohne weiteres aus dem Grundwort abzulesen, aber doch wahrscheinlich, ist die Feuchtigkeit des Grundes anzunehmen bei allen stark ausgeprägten Bodenvertiefungen, die durch die Teufels-Flurnamen

unserer Liste mit den Grundwörtern *-däl*, *-glaie*, *-grund*, *-küle* und *-lock* gekennzeichnet sind. Ferner sind auf Grund der Geländebeschreibung auch die *Düwelskerke* und der *Düwelswinkel* Nr. 3 hier anzureihen. Schließlich kann nicht ausgeschlossen werden, daß einige unserer Teufels-Flurnamen, die an Bergen, Steilhängen oder Klippen haften und auf den Teufel als Baumeister zu deuten scheinen, auf die betreffenden Höhen von den zu Füßen befindlichen, als Teufelsbehausungen gedachten Wasserläufen übertragen und also nicht ursprünglich sind, so der *Düwelsbarch* Nr. 1 „an den sieben Gründen“, der *Düwelsbarch* Nr. 3 an der Leine, die *Düwelsglaie* über der Holtemme und die *Düwelsklippe* Nr. 2 über dem Kellwasser. Daß solche Übertragungen des Bestimmungswortes *Düwel* vom Namen eines Feuchtgebietes auf den Namen seiner trockenen Umgebung vorkommen, lehren der *Düwelskamp* Nr. 2 und 4 und der *Düwelswinkel* Nr. 3.

Zählt man alle Teufels-Flurnamen unserer Liste zusammen, die unzweifelhaft oder doch sehr wahrscheinlich Feuchtgelände bezeichnen, so kommt man auf 72 von insgesamt 100 aufgelisteten Namen, also bedeutend mehr, als z. B. in Pommern, wo nach Holdtens 53 % der gesammelten Teufels-Flurnamen auf Gewässer, Moore oder Brüche entfallen¹⁷⁾.

Anmerkungen

- ¹⁾ Ernst Schneider, Teufels-Flurnamen in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 5. Jahrg., 1954, S. 93 ff. — ²⁾ Heinrich Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856; hier Nr. 88. — Eduard Damköhler, Sage vom Teufelsbade in: Braunschweigisches Magazin 1896, S.86 f. — ³⁾ Heinrich Pröhle, Harzsagen. Aschersleben 1853. Neuausgabe von Will-Erich Peuckert (= Forschungen und Quellen zur Geschichte des Harzgebietes Bd. VIII. Bad Harzburg 1957; hier Nr. 140. — ⁴⁾ Heinrich Sohnrey, Tchiff tchaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde. Berlin 1929; hier S. 263. — ⁵⁾ Fr. Sieber, Harzland-Sagen. Jena 1928; hier S. 243. — ⁶⁾ Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895; hier Nr. 219. — ⁷⁾ Franz Zobel, Die Sagen des Landkreises Goslar. Goslar 1936; hier S. 103. — ⁸⁾ Heinz-Bruno Krieger, Elmsagen. Braunschweig 1967; hier S. 47. — ⁹⁾ wie Anm. 8; hier S. 44. — ¹⁰⁾ wie Anm.8; hier S. 45. — ¹¹⁾ wie Anm. 6; hier Nr. 275. — ^{11a)} Gustav Adolf Leibrock, Die Sagen des Harzes. Nordhausen 1842; hier S. 108 ff. — ¹²⁾ wie Anm. 6; hier Nr. 26. — ¹³⁾ wie Anm. 2; hier Nr. 62. — ¹⁴⁾ wie Anm. 1; hier S. 133. — ¹⁵⁾ Mechthild Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte, Bd. 17), Braunschweig 1970; hier S. 419. — ¹⁶⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, Hannover 1858; hier S. 52. — ¹⁷⁾ wie Anm. 1; hier S. 134.

III. Düker, Doiker, Glüswanß, Föderdräke, Stöpke/Stepke und ihre Sagen

Im zweiten Teil dieses Aufsatzes habe ich oben zum Schluß darauf hingewiesen, daß weitaus die meisten, nämlich fast $\frac{3}{4}$ aller mir bekannt gewordenen ostfälischen Teufels-Flurnamen sich auf Feuchtgebiete beziehen, mögen es nun Quellgründe, Brüche, Moore, stehende oder fließende Gewässer sein. Diese Feststellung brachte mich auf den Gedanken, der eigentlichen Bedeutung des Wortes *Düker* nachzugehen, das hierzulande als Deckname des Teufels gebraucht wurde, um ihn nicht durch die Nennung seines wirklichen Namens *Düwel* zu reizen oder herbeizurufen. Eduard Kück hat in seinem Lüneburger Wörterbuch das Wort *Dük'r* in dieser Bedeutung als „absichtliche Entstellung von

mnd. duvel“ erklärt¹⁾), und G. Schambach hatte in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen schon früher erwogen, ob *Düker* vielleicht vom altsächsischen *duncar* herzu-
 leiten sei und ‚der Dunkle, Schwarze‘ bedeuten könne^{1a)}). Aber solche Erklärungsversu-
 che befriedigten mich nicht. Eher wies schon Danneils Bemerkung in seinem Altmärki-
 schen Wörterbuch in die richtige Richtung, indem er hinter *Düker* als Bezeichnung des
 Teufels die erweiterte Form *Waoterdüker* als die gewöhnlichere setzte und hinzufügte, dies
 sei „zugleich ein Spitzname für Jemanden, der ins Wasser gefallen ist“²⁾). Die ursprüngli-
 che Bedeutung von *Düker* ist zweifellos ‚Taucher‘, wie es auch Mensings Schleswig-Hol-
 steinisches Wörterbuch ausweist, das unsere auf den Teufel übertragene Bedeutung gar
 nicht erwähnt³⁾). Als frühesten ostfälischen Beleg für *Düker* fand ich den Personennamen
Johannes Dukere, der 1323 in Braunschweig bezeugt ist⁴⁾). Es mag dahingestellt bleiben,
 ob jener Bürger seinen Beinamen von seiner eigenen Taucherkunst oder wegen seiner Be-
 gegnung mit Wassergeistern erhalten hatte. Eindeutig als Deckname des Teufels gemeint
 ist das Wort *Düker* bzw. seine Entrundungsform *Dieker* aber in plattdeutschen Gelegen-
 heitsgedichten aus Wolfenbüttel von 1732⁵⁾), aus Braunschweig von 1810⁶⁾) und aus dem
 Osthazvorland von 1822⁷⁾). Später erscheint *Düker* bzw. seine diphthongierte Form *Dui-*
ker für ‚Teufel‘ in Schambachs Göttingisch-Grubenhagenschem Wörterbuch⁸⁾), in Hein-
 rich Hoffmanns von Fallersleben Sammlung mundartlicher Wörter seines Heimatortes⁹⁾),
 in dem ungedruckt gebliebenen Ostfälischen Wörterbuch von Theodor Reiche aus Aders-
 heim bei Wolfenbüttel, das zu Anfang unseres Jahrhunderts entstand, in Otto Rohkamms
 handschriftlichem Wörterbuch der Mundart des Amtsbezirks Harzburg aus den 1950er
 Jahren und in Albert Hansens Holzland-Ostfälischem Wörterbuch mit Nachweis aus Um-
 mendorf im Kr. Wanzleben¹⁰⁾). Neben *Düker/Duiker* tritt schon bei Schambach die im
 Stammsilbenvokal vom hochdeutschen Wort Teufel beeinflusste jüngere Form *Doiker*, die
 im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auch von Friederich für Wernigerode¹¹⁾), von H.
 Beck für Nordsteimke im Kr. Helmstedt¹²⁾) und von H. C. Bierwirth für Meinersen im Kr.
 Gifhorn¹³⁾) bezeugt wurde. Im 20. Jahrhundert findet sich dann die Form *Doiker* noch bei
 E. Damköhler in seinem Nordharzer Wörterbuch aus der Blankenburger Gegend¹⁴⁾), bei
 O. Rohkamm in seinem handschriftlichen Wörterbuch des Amtsbezirks Harzburg und bei
 A. Hansen in seinem Holzland-Ostfälischen Wörterbuch mit einem Nachweis aus Eilsle-
 ben im Kr. Wanzleben^{14a)}). In den meisten dieser Werke ist als Ausruf des Erstaunens
 „*Doiker jå!*“ oder „*taun Doiker!*“ aufgeführt, was dem im ersten Teil meines Aufsatzes er-
 wähnten Ausruf „*Düwel ök!*“ in seiner Bedeutung völlig entspricht.

Warum wurde nun wohl anstelle *Düwel/Duiwel* in Ostfalen lieber *Düker* gesagt, wenn
 man vom Teufel sprach? Die Antwort kann meines Erachtens nur lauten: Der Teufel war
 von der Kirche in diesem Fall an die Stelle jener vorchristlichen Dämonen gesetzt worden,
 die nach dem Glauben unserer Vorfahren im Wasser hausten, daraus gelegentlich heraus-
 kamen und wieder hineintauchten. *Düker* ‚Taucher‘ scheint hierzulande in alter Zeit der
 Sammelname für die verschiedenartigsten Geister in Menschen- oder Tiergestalt gewesen
 zu sein, die das nasse Element in Wald, Feld, Wiese und Anger der heimatlichen Land-
 schaft bewohnten.

Das gilt nicht nur für diejenigen gespenstischen Wesen, die den Menschen nach den
 Sagen von Örtlichkeiten mit Teufels-Flurnamen erschienen, sondern auch für die vielen

anderen Dämonen in Menschen- und Tiergestalt, die nach unseren Sagen Örtlichkeiten ohne Teufels-Flurnamen bevölkern. Am eindrucksvollsten zeigt sich das beim Teufelsbad zwischen Osterode und Herzberg, wo man den Wilden Jäger, Frau Holle, einen schwarzen Hund, eine schwarze Schlange, einen sprechenden Fisch, einen furchterregenden Ochsen, ein geheimnisvolles Pferd oder eine Gans von übernatürlichem Wesen gesehen haben wollte, die beiden letzten Tiere vermutlich als Attribute des Wilden Jägers bzw. der Frau Holle¹⁵). Am Teufelsbad bei Michaelstein zeigte sich nach der Sage eine Jungfrau, die der Frau Holle zu entsprechen scheint¹⁶). An der *Düwelskerke* bei Bad Salzgitter ging eine graue Gans mit 6 gelben Gösseln (Gänseküken) um¹⁷), bei dem Schönhäger Teufelsbad ein Hund mit Schlüsselbund und ein Mann ohne Kopf¹⁸). Der Teufel, der gegenüber von Dölme am Westrande des Wesertals durch den Stoß seiner Lanze in den Felsen eine Wasserader zum Betrieb der Teufelmühle öffnet, ähnelt durch sein Attribut eher dem lanzentragenden Kriegsgott Wodan der germanischen Mythe als dem Teufel der christlichen Überlieferung, der weder etwas mit einer Lanze noch mit Wasser zu tun hat¹⁹). Von dämonischen Wesen in menschlicher oder tierischer Gestalt, die sich im oder am Wasser zeigen, wissen auch andere Sagen an vielen Orten zu berichten, wo – vielleicht nur zufällig – kein Teufels-Flurname überliefert ist. So berichtet Th. Voges in seiner Sammlung aus dem Braunschweiger Lande von einem *glüen*“, d. h. leuchtendem Rind am Steg über den Dorfbach bei Dettum, Kr. Wolfenbüttel, von einer Sau mit 7 Ferkeln am Teichdamm in Calbecht, Stadtkr. Salzgitter, vom Okerhund zwischen Werlaburgdorf und Schladen, Kr. Goslar, von einem großen schwarzen Hund auf der Brücke über den Dorfbach in Halle, Kr. Holzminden, von einem Hammel mit Schelle am Hals am Glockenborn bei dem Filjensee zwischen Dettum und Ahlum, Kr. Wolfenbüttel, und von einer Glucke mit 12 Küken am Helleloch bei Gremshiem, Kr. Gandersheim²⁰). Aus den Elmsagen, die H.-Br. Krieger gesammelt hat, erfährt man von einem im Erdfall bei Veltheim a. O. verschwindenden Schimmelgespann, von einem Ziegenbock ohne Kopf unter der Bremsenbachbrücke bei Dobbeln, von einem schwarzen Hund beim Beek in Amleben, von einem weißen Kalb am Peitersbrunnen zwischen Königslutter und Sunstedt und von einem Eisernen Bullen unter der Schunterbrücke bei Süplingen²¹). In der Sagensammlung des Kr. Goslar von Fr. Zobel finden sich der „*Aukertewe*“ (Okerhund) bei Gielde, Immenrode, Schladen und Wiedelah, das „*Butzefölln*“ im Opferbach bei Dörnten, im Dorfbach bei Lüderode und in der „*Speckicht*“ bei Immenrode, hier zusammen mit dem Wasserhund, das „*Klapperkalb*“ im Okersumpf bei Wiedelah, ein brüllender Ochse im Schierenteich und eine über dem Dumpfuhl schwebende weiße Frau bei Gitter a. B., Stadtkr. Salzgitter, sowie ein aus dem „*Sinkelsoot*“ steigender Mann ohne Kopf bei Kniestedt, Stadtkr. Salzgitter²²). Die Sagensammlung des Oberharzes von H. Pröhle enthält eine im Brunnen der Harzburg hausende Weiße Jungfrau, eine andere Weiße Jungfrau, die aus einer Quelle neben der Herrenkirche bei Dorste, Kr. Osterode, hervorkommt, 4 schwarze Hunde auf dem Grund des Jüßteiches bei Herzberg, Kr. Osterode, eine rothaarige Jungfrau im Tumpenseesteich bei Pöhlde, Kr. Osterode, eine Weiße Frau am Tunnebrunnen in Hohegeiß, Kr. Blankenburg-West, Frau Holle am Wasser bei Neustadt, Kr. Grafschaft Hohnstein, und einen schwarzen Hund im Tanzteich bei dem gleichen Ort²³). Noch ergiebiger für unsere Suche nach Wasserdämonen ist die Sammlung niedersächsischer Sagen aus dem Leine- und Weserbergland von G. Schambach und W. Müller. Sie bietet uns ein gespenstisches schwarzes

Pferd am Erdpfuhl bei Lüthorst, Kr. Einbeck, einen schwarzen Hund im Opferteich bei Moringen, Kr. Northeim, eine Jungfrau in der Leine bei Salzderhelden, Kr. Einbeck, einen sprechenden Fisch im Teich bei Barbis, Kr. Osterode, einen Fischmenschen im Dillsgraben bei Königsdahlum, Kr. Hildesheim, weißgekleidete Gespenster im Kahn auf dem Sülteteich bei Hildesheim und einen feurigen Drachen daselbst, eine Weiße Jungfrau am Brunnen bei Markoldendorf, Kr. Einbeck, eine Weiße Jungfrau am Klusborn zwischen Bartshausen, Kr. Gandersheim, und Eimen, Kr. Holzminden, eine Weiße Jungfrau an einer „unergründlichen“ Quelle zwischen Bodensee und Bilshausen, Kr. Duderstadt, eine Weiße Jungfrau an einer starken Quelle auf der Klageswiese beim Weeterborn, das „*Börloder Waschewiff*“ an einer Quelle bei Hetjershausen, Kr. Göttingen, eine goldene Kutsche und eine Weiße Jungfrau auf dem Rehbach bei Delliehausen, Kr. Northeim, einen großen schwarzen Hund an der Ilme bei Oldendorf, Kr. Einbeck und am Salzgraben bei Sülbeck im gleichen Kreise, einen „*Klimpertewe*“ genannten Hund an einem Stege bei Löwenhagen, Kr. Münden, einen schwarzen Hund auf einer Brücke bei Kuventhal, Kr. Einbeck, einen Ochsen mit langer feuchter Zunge im „Sunnensik“ bei Voldagsen, Kr. Gandersheim, ein riesiges Kalb mit tellerförmigen Augen auf der Brücke zwischen Salzderhelden und Einbeck, Kr. Einbeck, einen Esel ohne Kopf und einen Esel mit Kopf, auf dem eine graue Gestalt reitet, bei zwei alten Teichen in der Lüthorster Forst, einen Schimmelreiter am Graben und an einer Sumpfwiese zwischen Ahrenborn und Vernewahlshausen in Nordhessen, einen Schimmelreiter ohne Kopf am Salzgraben bei Sülbeck, Kr. Einbeck, und einen gespenstischen Mann namens „*de grise Kärl*“ am „grisen Born“ bei Sievershausen, Kr. Einbeck²⁴).

Es würde zu weit führen, wollte ich weitere Belege für Dämonen in Feuchtgebieten auch noch aus anderen ostfälischen Sagensammlungen hier anführen, um die Reihe zu vervollständigen. Im Grunde ähneln sie sich bei allem Wechsel der Örtlichkeit inhaltlich doch sehr stark. Gemeinsam ist den meisten Schilderungen der auffallende Umstand, daß die Wasserdämonen, mögen sie nun menschliche oder tierische Gestalt zeigen, ihren Weg in mitternächtiger oder mittäglicher Stunde zurücklegen, ohne sich um die Menschen zu kümmern, sofern diese ihnen nicht aufdringlich zu nahe kommen oder gar sie beschimpfen und bedrohen. Dömonen dieser Art entsprechen also durchaus nicht dem Bilde des Teufels, das die Kirche als den bösen Feind, Verführer und Verderber der Menschen in Wort und Bild gezeichnet hat. Vielmehr passen auf das Verhältnis zwischen Menschen und den in ihrer Heimatlandschaft umgehenden Geistern der Feuchtgebiete diejenigen der von mir im ersten Teil meiner Untersuchungen angeführten Sprichwörter, die davon reden, daß der Teufel gar nicht so schwarz sei, wie er gemacht werde, und daß derjenige den Teufel zum Freunde haben müsse, welcher vor der Hölle wohnt.

Ganz anders als diese Art von Teufel, die ich als „*Düker*“ bezeichnen möchte, ist eine andere Art, die hierzulande vom Volk mit den Tarnnamen *Glüswanß*, *Langswanß*, *Füerdräke* oder *Stöpke* bzw. *Stepke* bezeichnet wurde. Es handelt sich hierbei um einen Geist, der habgierigen Menschen durch die Luft Schätze oder Lebensmittel zuträgt und diese durch den Schornstein in ihr Haus hinabwirft, um sie, mit denen er einen Vertrag gemacht hat, durch Reichtum zu verderben und sich dann ihrer Seelen zu bemächtigen. Auch dieses Sagenmotiv, das den Teufel in der von der Kirche geprägten Rolle des bösen Verführ-

ners und Seelenfängers zeigt, ist in Ostfalen weit verbreitet, aber längst nicht so häufig bezeugt wie die Erzählungen von den furchterregenden, aber meist nicht gefährlichen Wasergeistern. Berichte vom *Glüswanß*, *Langswanß*, *Füerdräken* oder *Stöpke* (*Stepke*) finden sich bei Voges als Nummern 47, 49 und 54, bei Krieger auf den Seiten 35–37, bei Zobel auf der Seite 65 f., bei Pröhle als Nrn. 76, 140 und 226, bei Schambach und Müller als Nrn. 173 und 182, bei Sieber auf den Seiten 281 ff.²⁵⁾.

Die ersten drei dieser Bezeichnungen für den Teufel, der im Fluge Schätze oder dergleichen herbeischafft, sind vom Wortsinn her ganz durchsichtig. Das Eigenschaftswort *glü* bedeutet ‚glühend, leuchtend‘; *Glüswanß* ist also ein Wesen mit feurig leuchtendem Schwanz oder ein geschwänztes Wesen mit durch und durch feurig leuchtendem Körper. *Langswanß* deutet nur auf die Länge des Schwanzes, ohne die Leuchtkraft besonders hervorzuheben. *Füerdräke* scheint ein drachenähnliches tierisches Wesen zu bezeichnen, das feurig glüht. Aber schon hier beginnen die Schwierigkeiten der Erklärung. Was verstand man hierzulande unter *Dräke*? War es eine Tiergestalt von der Art jener Riesenechsen, die zwar kein Mensch mehr lebend gesehen hatte, weil sie schon im Erdzeitalter des Tertiär ausgestorben waren und die doch in der Einbildungskraft des Volkes früher als Bewacher großer Schätze und geraubter Jungfrauen hatten bekämpft werden müssen? An sie dachte man wohl noch, als man den aus Papier und leichtem Holzgestänge als Kinderspielzeug gefertigten Flugkörper *Dräke*, d. h. Winddrachen, nannte. Aber im nördlichen und westlichen Ostfalen heißt auch die männliche Ente *Dräke*, die in den anderen Landesteilen Ostfalens *Arpel* oder *Erpel* genannt wird. Als *Dräke* oder *Füerdräke*, d. h. Feuerdrache, bezeichnete man hierzulande ferner den Hirschkäfer (*Lucanus cervus*), weil er, wie H. Hoffmann von Fallersleben 1821 berichtete, nach dem Volksglauben in seinen geweihähnlichen Zangen glühende Kohlen im Fluge durch die Luft fortträgt und damit die Häuser gefährdet, auf deren Strohdächern er sich niederläßt. Die gleiche Vorstellung liegt auch den Bezeichnungen des Hirschkäfers als *Füerkäwer*, d. h. Feuerkäfer, und *Füerworm* bzw. *Fuierwarm*, d. h. Feuerwurm, zugrunde, die in Ostfalen neben *Füerdräke* bekannt ist. Dabei hatte der Gedanke an glühende Kohlen seinen natürlichen Ursprung darin, daß der Hirschkäfer sich gern an morschen Baumstämmen niederläßt, wobei Teile von phosphorisierendem Holzmehl an seinem Körper haften bleiben, die beim Weiterflug in der Dunkelheit wie Feuer zu glimmen scheinen. *Füerworm*/*Fuierwarm* war übrigens hier und da in Ostfalen außerdem noch der Name des Glühwürmchens oder Johanniskäfers, so in Mascherode bei Braunschweig, Völksen im Kr. Springe am Deister und Dassensen im Kr. Einbeck, weil sein nachts leuchtender Körperteil bisweilen für wirkliches Feuer gehalten wurde. Schließlich war *Dräke* oder *Füerdräke* aber auch noch die Bezeichnung für die Himmelserscheinung eines Meteors, den das Volk in früheren Zeiten vor der Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in Stadt und Land für ein gespenstisches Lebewesen hielt. Man sagte daher, wenn man eine Sternschnuppe über den Nachthimmel dahinfahren sah, „*de Dräke treckt*“, d. h. ‚der Drache zieht‘²⁶⁾. Ihm rief man „*Füerdräke, half Part!*“ zu, wenn man ihn fliegen sah, in der Hoffnung, daß dann der Luftgeist die Hälfte des Schatzes oder der Lebensmittel, die er vermeintlich bei sich trug, dem Rufer auf die Erde hinabwerfen werde²⁷⁾. Ähnliche Zurufe in der gleichen Erwartungshaltung richteten beherzte Leute nach ostfälischen Sagen übrigens auch an den Wilden Jäger, der im Sturm

über ihren Köpfen dahinzog, in der Hoffnung, einen Anteil an seiner Jagdbeute zu bekommen. Wir sehen also, wie sich in der Vorstellung vom *Füerdrâken* hierzulande Eigenschaften von fliegenden Tieren, Himmelskörpern und Göttergestalten der germanischen Mythenwelt zu dem nicht genau bestimmbar Bild eines gespenstischen Wesens vermischten, dem zu allem Überfluß auch noch Charakterzüge des Teufels aus der kirchlichen Überlieferung zugeordnet waren. Unter diesen Umständen bleibt es ungewiß, warum man ein ganz kleines Hühnerei ohne Dotter am Nordrande des Harzes im Amt Harzburg wie in der Blankenburger Gegend *Drâken-Ai* nannte, während es andernorts in Ostfalen, wie ich schon im ersten Teil dieses Aufsatzes erwähnte, *Düwels-Ai* oder *Spât-Ai* hieß. Wollte man mit jenem Wort ausdrücken, daß man das mißratene Ei einem wirklichen Enterich als Erzeuger zutraute oder dem gespenstischen *Füerdrâken* oder gar dem Teufel? Unklar bleibt auch, warum man am Nordharzrande in der Harzburger und Blankenburger Gegend vom Flachs sagte, „*hai is sau lank wâi* (bzw. *wî*) 'n *Drâkenswanß*“, d. h. ‚er ist so lang wie ein Drachenschwanz‘. Hatte man dabei die Schwanzlänge eines wirklichen Enterichs als Vergleichsmaßstab im Sinne oder die vermeintliche Länge des Feuerschweifs eines Meteors? Zwar war das Wort *Drâke* für ‚Enterich‘ um die Mitte des 20. Jahrhunderts nach Ausweis meines 5. Mundartfragebogens von 1954 am und im Harz nicht mehr bekannt, doch mag es auch hier einmal gegolten haben und erst später durch ‚Arpel‘ verdrängt worden sein.

Sind *Glûswanß* und *Füerdrâke* als Bezeichnungen des gespenstischen Fluggeistes wenigstens etymologisch durchsichtig, so ist auch das nicht einmal der Fall bei dem vierten Decknamen des Teufels als Schatzbringer, nämlich *Stöpke* oder *Stepke*. Schon Jacob Grimm war ratlos, als er diesen Namen in seiner Deutschen Mythologie behandelte, obwohl er außer der niederdeutschen Lautform auch etwas abweichende Lautformen aus Obersachsen, Thüringen, der Mainegend und Baden beibringen konnte²⁸⁾. Die Meinung, daß *Stepke* eine Diminutivbildung zum Heiligennamen Stephan sein könnte, versah er mit einem Fragezeichen. Trotzdem ist A. Hansen 1962 noch einmal darauf zurückgekommen mit dem Hinweis, daß der heilige Stephan der Schutzpatron des Bistums Halberstadt gewesen und sein Name deshalb im Bezirk Magdeburg beim Volke besonders bekannt und beliebt gewesen sei²⁹⁾. Aber lautgeschichtlich erscheint mir die Herleitung der Form *Stöpke* von *Stepjam* ebenso unhaltbar wie G. Schambachs Herleitung der Form *Stöpke* von Christoph³⁰⁾. Beide Deutungsversuche haben sich von dem Schriftbild der aus dem Griechischen übernommenen Namensformen leiten lassen, wobei nicht bedacht wurde, daß ph ja nicht wie p ausgesprochen wurde, sondern wie f. Hätten die Heiligen Stephan und Christoph bei der Bildung der fraglichen Wortformen Pate gestanden, so hätten die entsprechenden Diminutiva also *Stefke* und *Stöfke* lauten müssen. Aber auch H. Teuchert möchte ich nicht zustimmen, der das pommersche und mecklenburgische Wort *Steppke* für ‚Schließer, Vogt‘ auf polnisch *stepka* ‚Gehilfe des Profosses‘ zurückführen wollte³¹⁾. Wäre unser *Stepke* als Deckname des Teufels ein Lehnwort aus dem Slawischen, so wäre seine Verbreitung nach Westen und Südwesten bis ins Badische nicht zu verstehen, handelt es sich doch um Landschaften, in denen sonst slawische Spracheinflüsse nicht nachzuweisen sind. Schon Belege aus dem westlichen Ostfalen sprechen gegen die Entlehnung des Wortes *Stepke* bzw. *Stöpke* aus dem Slawischen. So ist die Form *Stepke* bezeugt für Clausthal

im Kr. Zellerfeld, Osterode und Lerbach im Kr. Osterode³²⁾, Immenrode, Kr. Goslar, hier als *Steppchen*³³⁾, und durch Reiche in seinem handschriftlichen Wörterbuch für die Wolfenbütteler Gegend. Für *Stöpke* fanden sich Belege aus Dörrigsen und Lauenberg im Kr. Einbeck sowie aus 2 weiteren ungenannten Orten des Berglandes zwischen Harz und Oberweser³⁴⁾, ferner aus Bilshausen im Kr. Duderstadt³⁵⁾, in Schambachs Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen³⁶⁾, im Wernigeroder Wörterbuch³⁷⁾ und in Reiches handschriftlichem Wörterbuch für die Wolfenbütteler Gegend. Nirgends in Ostfalen ist die ostelbische Bedeutung des Wortes *Stepke* als ‚Schließer‘ oder ‚Vogt‘ nachzuweisen, vielmehr ist *Stepke/Stöpke* hier entweder eine Umschreibung für ‚Teufel‘ oder für den ‚Herrn Niemand‘ in der von Th. Reiche gebuchten Redewendung „*dat hat Stöpke (Stepke) 'dân*“, d. h. ‚das hat Niemand getan‘. Schließlich bezeichnet man im Amt Harzburg, in Göddeckenrode, Kr. Halberstadt und Eilsleben, Kr. Wanzleben, auch einen kleinen Jungen als *Stepke*, ein Hinweis darauf, daß man sich den Luftgeist als Schatzbringer mancherorts als kleinwüchsig vorstellte. Den frühesten Beleg für *Stöpke* als ‚Synonym des Teufels‘ fand ich in einer Sammlung von „Provincialismen des flachen Landes nahe der Südseite des Harzgebirges“ aus dem Jahre 1790³⁸⁾. Da es sich bei dieser Sammlung um rein niederdeutsche Sprachformen handelt, kommt hierbei als Herkunftslandschaft südlich des Harzes nur der Kreis Osterode oder allenfalls noch der Kreis Duderstadt in Betracht. Ausgehend von der Annahme, daß *Stöpke* hierzulande die ursprüngliche Namensform des Luftgeistes ist und *Stepke* daraus erst nachträglich durch Entrundung gebildet wurde, möchte ich *Stöpke* auf das niederdeutsche Zeitwort *stoppen* ‚zum Halten bringen‘ (vgl. englisch *to stop*) zurückführen. *Stöpke* wäre danach der Geist, den man durch Zuruf oder durch Beschwörung zum Einhalten in seinem Fluge durch die Luft dazu zwingen kann, einem etwas von seiner Luftfracht abzugeben. Ein solcher Geist wird schon im vorchristlichen Volksglauben eine Rolle gespielt haben, bevor sie unter kirchlichem Einfluß dem Teufel auf den Leib geschrieben wurde. Neu kam dabei der Gedanke ins Spiel, daß der Teufel als Gegenleistung für die von ihm den Menschen überlassenen materiellen Gaben nach dem Tode der Empfänger deren Seelen mit sich in die Hölle fortführe. Eine solche Gegenleistung fehlt in der heidnischen Vorstellung von dem Dämon, der den Menschen auf Verlangen etwas aus der Luft zuwirft. Das lassen die ostfälischen Sagen deutlich erkennen, in denen von dem im Sturmwind durch die Lüfte reitenden Wilden Jäger die Rede ist. Dieser, das verblaßte Abbild des germanischen Krieger-, Toten- und Sturmgottes Wodan, wirft kecken Menschen, die seinen Jagdruf nachäffen oder ihm „*half part!*“, d. h. ‚halben Anteil‘ zurufen, einen Pferdeschinken oder ein erjagtes Stück Wildpret auf die Erde hinab, ohne dafür etwas zu fordern wie der *Glüswanß*, *Füerdräke* oder *Stöpke/Stepke*³⁹⁾.

Anmerkungen:

- 1) Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. 1, Sp. 386. — 1a) Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 50. — 2) Johann Friedrich Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859; hier S. 42. — 3) Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925 ff.; hier Bd. I, S. 937. — 4) W. Scharf, Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts. Maschinenschriftlich vervielfältigte Dissertation. Freiburg 1959; hier Registerband Nr. 1080. — 5) C. Borchling u. B. Claußen, Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 ff.;

hier Nr. 3991. — ⁶) Hochzeitsgedicht für J. Chr. Warendorf und J. D. G. Fessel, Braunschweig 1810, Zeile 19, im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sammelkasten P 2602. — ⁷) „Liebessehnsucht in Nordharzischer Mundart“, abgedruckt im „Mustersaal aller deutschen Mundarten“ von J. G. Radlof, Bonn 1822, Bd. 2, S. 325; hier Z. 1. — ⁸) wie Anm. 1a. — ⁹) Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Mundart in und um Fallersleben (in der Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, hrsg. v. K. Frommann, Bd. 5, 1858, S. 41 ff.). — ¹⁰) Albert Hansen, Holzland-Ostfälisches Wörterbuch, hrsg. v. Helmut Schönfeld. Ummendorf 1964; hier S. 81. — ¹¹) Das Wernigeroder Wörterbuch, hrsg. v. Hans-Friedrich Rosenfeld (= Bd. X der Forschungen und Quellen zur Geschichte des Harzgebietes). Neumünster 1975; hier Stichwort Deuker auf Sp. 28. — ¹²) H. Beck, Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde (im Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 23, 1897, S. 131 ff.); hier S. 136. — ¹³) H. C. Bierwirth, Die Vokale der Mundart von Meinersen. Jena 1890; hier S. 11. — ¹⁴) Eduard Dammköhler, Nordharzer Wörterbuch (= Bd. IV der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). Wernigerode 1927; hier S. 40 (Stichwort Deuker). — ^{14a}) wie Anm. 10; hier S. 77. — ¹⁵) Heinrich Pröhle, Harzsagen. Aschersleben 1853. Neu hrsg. v. Will-Erich Peuckert (= Bd. VIII der Forschungen u. Quellen zur Geschichte des Harzgebietes). Bad Harzburg 1957; hier Nr. 140 I–VII. — ¹⁶) Heinrich Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856; hier Nr. 88. — ¹⁷) Franz Zobel, Die Sagen des Landkreises Goslar. Goslar 1936; hier S. 103. — ¹⁸) Heinrich Sohnrey, Tchiff tchaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Wald. Berlin 1929; hier S. 263 f. — ¹⁹) Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895; hier Nr. 26. — ²⁰) wie Anm. 19; hier Nrn. 115, 117, 118, 121, 177 und 185. — ²¹) Heinz-Bruno Krieger, Elmsagen. Braunschweig 1967; hier S. 32, 75, 78, 82 und 84. — ²²) wie Anm. 17; hier S. 28 ff., 30, 31, 52 und 56. — ²³) wie Anm. 15; hier Nrn. 3, 149, 150, 158, 193, 203 II und 210. — ²⁴) Georg Schambach und Wilhelm Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854. Neuausgabe von Will-Erich Peuckert (= Bd. 1 der Denkmäler deutscher Volksdichtung). Stuttgart 1948; hier Nrn. 73, 75, 83, 86, 88, 89, 113, 118, 126 I, 126 II, 126 III, 126 IV, 133 II, 204 I, 204 II, 211, 212 I, 214 II, 214 III, 214 VI, 217 II, 217 IV und 221 II. — ²⁵) Fr. Sieber, Harzland-Sagen. Jena 1928. — ²⁶) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901; hier S. 389. — ²⁷) wie Anm. 26 u. in verschiedenen Sagen. — ²⁸) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. Berlin 1844. Neuausgabe Basel 1953; hier Bd. II, S. 838. — ²⁹) Albert Hansen, Steppe der kleine Stephan (in: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Heft 69, 1962, S. 47.). — ³⁰) wie Anm. 1a; hier S. 212 (Stichwort Stöpke). — ³¹) Hermann Teuchert, Slawische Lehnwörter in ostdeutschen Mundarten (in: Zeitschrift für Mundartforschung XXVI, 1958, S. 13 ff.); hier S. 27. — ³²) wie Anm. 15; hier Nrn. 76, 140 A u. 226. — ³³) wie Anm. 25; hier S. 292. — ³⁴) wie Anm. 24; hier Nrn. 182 II, III, V, VII. — ³⁵) wie Anm. 25; hier S. 289. — ³⁶) wie Anm. 1a; hier S. 212. — ³⁷) wie Anm. 11; hier Sp. 134. — ³⁸) Journal von und für Deutschland, 1790 II, S. 34 ff.; hier S. 41. — ³⁹) wie Anm. 19; hier Nr. 1; — wie Anm. 15; hier Nrn. 12 u. 89 II–IV; — wie Anm. 24; hier Nr. 99 II u. IV; — wie Anm. 18; hier S. 214, 217 und 277.

Wilhelm Osterloh zum Gedenken *1903–1982*

Am 1. September 1982 verstarb im Altenzentrum Salzgitter-Steterburg eines der ältesten und treuesten Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V., der frühere Volksschullehrer Wilhelm Osterloh aus Braunschweig im Alter von 78 Jahren.

Der Verstorbene hat sich nicht nur als Pädagoge, sondern auch als einer der profiliertesten Kenner der heimischen Pflanzenwelt und ihrer Lebensbedingungen, als Verfechter eines gezielt-wirksamen Naturschutzes sowie als fleißiger Heimatschriftsteller den auch

über die Braunschweiger Region hinaus wirkenden Ruf eines zwar stets bescheidenen, aber dabei hochqualifizierten Fachmannes erworben.

Aus dem letzten Lebensjahrzehnt Wilhelm Osterlohs verdient besonders hervorgehoben zu werden seine emsige Mitarbeit in der von den Professoren der Universität Halle an der Saale, Dr. H. Meusel (Institut für Landesforschung und Naturschutz) sowie Dr. L. Bauer (Institut für Systematische Botanik und Pflanzengeographie) geleiteten Arbeitsgemeinschaft mitteldeutscher Floristen, die immer wieder durch ausgezeichnete Beiträge in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Halle ihren Niederschlag fand. – Außerdem darf nicht unerwähnt bleiben Wilhelm Osterlohs Wirken bei der jahrelangen Vorbereitung des von Dr. Henning Haeupler, Lehrstuhl für Systematische Geobotanik an der Universität Göttingen, im Jahre 1976 herausgegebenen Standardwerkes „Atlas zur Flora von Südniedersachsen, Verbreitung der Gefäßpflanzen“, Verlag Erich Goltze KG, Göttingen.

An der Seite des bekannten Braunschweiger Arztes Dr. med. Otto Willke zählt der Lehrer und Botaniker Wilhelm Osterloh zu den ältesten und unermüdlichen Vorkämpfern für die Sicherung der Gemarkung Braunschweig/Riddagshausen in den Jahren 1936, 1949 und 1969 sowie mehrerer Areale in den Räumen Wolfenbüttel, Königslutter und Helmstedt als Natur- und Landschaftsschutzgebiete mit einer großen Zahl seltenerer und vom Aussterben bedrohter Pflanzen. Hierzu haben in erster Linie seine überzeugenden Fachgutachten beigetragen, mit denen er schon als junger Mann die Aufmerksamkeit der Experten auf sich lenken konnte.

Es war bedauerlich, daß der Lebensabend des Verstorbenen durch persönliches Leid und zermürbende Krankheit arg beschattet wurde. – Im Sommer des Jahres 1981 mußten sich die Eheleute Osterloh zur Übersiedlung in ein Seniorenheim entschließen. Doch schon wenige Wochen später verstarb unerwartet die treue Lebensgefährtin. Von diesem Schicksalsschlag vermochte sich Wilhelm Osterloh nicht mehr zu erholen. –

Mit großer Freude hatte der überall geschätzte Botaniker die kleine biographische Skizze zu seinem 70. Geburtstag begrüßt, mit der in der „Braunschweigischen Heimat“, 58. Jahrgang, Heft 3/4, Dezember 1973, auf sein Leben und Wirken hingewiesen werden konnte.

Für unsere vor allem botanisch aufgeschlossenen Leser wird es deswegen nicht uninteressant sein, daß der Landesverein zu Ehren des Verstorbenen eine Zusammenstellung aller in den letzten Jahrzehnten erschienenen Publikationen Wilhelm Osterlohs abdruckt in der Hoffnung, damit nicht nur die Verdienste des anerkannten Fachmannes am besten zu würdigen, sondern auch seine pflanzenkundlichen Beiträge vor dem Vergessenwerden zu bewahren. –

Die im Auftrage mehrerer Dienststellen des staatlichen Naturschutzes erstellten Gutachten besonders für die Vorarbeiten zur Unterschutzstellung von Gebietsteilen mit einer schutzwürdigen Pflanzenwelt blieben in der Zusammenstellung unberücksichtigt; gleichfalls wurde hier nicht aufgeführt ein plattdeutscher Beitrag aus Wilhelm Osterlohs Jugendzeit, der in Heft 69 (1973) des Vereinsorgans „Der Freundeskreis des Großen Waisenhauses Braunschweig e. V.“ abgedruckt ist.

**Veröffentlichungen des Lehrers Wilhelm Osterloh
über Themen zur Pflanzenwelt des Braunschweiger Landes
aus den Jahren 1945 bis 1975**

- 1945/ Die Flora der Dorfgemarkung Rautheim bei Braunschweig. In: Ortschronik Rautheim (I.).
1960 1961. Bd. 3, S. 1–58.
- 1955 Botanische Streifzüge im ostbraunschweigischen Hügellande. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1956. Braunschweig 1955, S. 70–76.
- 1962 Botanische Streifzüge. – Die Pflanzenwelt des Rieseberges und des Rieseberger Moores. – In: Heinz Röhr: Der Elm. Geschichte einer Landschaft und ihrer Menschen. Braunschweig/Schöppenstedt 1962, S. 25–38, 125–137.
- 1963 Seltsame Gestalten der Pflanzenwelt. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1964, S. 85–89.
- 1965 Orchideen der Rautheimer Flur. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1966, S. 94–102.
- 1966 Botanische Beobachtungen bei Riddagshausen. – In: Braunschweigische Heimat 1966, S. 99–104.
- 1966 Steppenheidepflanzen bei Rautheim. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1967, S. 138–143.
- 1967 Plauderei über eine Wiese. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1968, S. 65–68.
- 1968 Alte und neue Orchideenfunde im Nordwestelm. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1969, S. 111–116.
- 1968 Botanische Beobachtungen im Heidberggebiet bei Braunschweig. – In: Braunschweigische Heimat. 1968, S. 65–71.
- 1969 Vom Türkenbund und seinen Verwandten. – In: Heimatbote für den Landkreis Braunschweig 1970, S. 110–114.
- 1969 Botanische Zwischenbilanz im Braunschweiger Heidberggebiet. – In: Braunschweig. Heimat 1969, S. 112–116.
- 1970 Vom Hahnenfuß und seiner Familie. – In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1971, S. 119–123.
- 1971 Zur Biologie der Orchideen des Braunschweiger Landes mit vierzig Dias von Erich Seemann. – In begrenzter Auflage maschinenschriftlich vervielfältigt. 1972.
- 1971 Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Wildes Pflanzenwachstum auf Braunschweigs Trümmerstätten. – In: Braunschweigische Heimat 1971, S. 55–60.
- 1971 Enziane im Gebiet Braunschweig/Wolfenbüttel. – In: Heimatbote für den Landkreis Braunschweig 1972, S. 89–91.
- 1972 Schlüsselblumengewächse. – In: Heimatbote für den Landkreis Braunschweig 1973, S. 86–88.
- 1973 Johann Royer (1574–1655). Fürstlicher Gärtner im Schloß Hessen. – In: Braunschweigische Heimat 1973, S. 57–60.
- 1973 Johann Royers Beobachtungen über die Pflanzenwelt des nördlichen Harzvorlandes und des Brockens im 17. Jahrhundert. – In: Braunschweigische Heimat 1973, S. 90–98.
- 1973 Bösewichter, die auch nützlich sein können (Giftpflanzen). – In: Heimatbote für den Landkreis Braunschweig 1974, S. 100–103.
- 1974 Pflanzen, die uns im Oder erfreuen. – In: Heimatbuch des Landkreises Wolfenbüttel 1975, S. 150–152.
- 1974 Wildpflanzen der Heimat in Hausgärten. – In: Braunschweig. Heimat 1974, S. 51–55; 75–79.

- 1975 Von der Wildnis zum Neubaugebiet. Pflanzenkundliche Anmerkungen. Teil I. — In: Der Heidberger 8/1. 1975, S. 22–23.
- 1975 Wie vor. Teil II und Schluß. — In: Der Heidberger, 8/2. 1975, S. 18–19.
- 1975 Die Pflanzenwelt im Naturschutzgebiet [Riddagshausen]. Mit einer Abb. — In: 700 Jahre Riddagshausen. Hrsg. Bürgerschaft Riddagshausen mit Freundeskreis e. V., Braunschweig 1975, S. 112–117.

Heinz Eichhorn

NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Heinrich Spier: Die Harzburg. Goslar: August Thuhoff 1980. 59 S. m. Planskizzen und Schwarzweißabb. — Pappbd.

Die zügig und leicht verständlich geschriebene Veröffentlichung gibt ein knappes, aber eindrucksvolles Bild von dem Ergebnis der jüngsten Harzforschung, an der der Verfasser selbst durch umfangreiche Arbeiten beteiligt ist. Die drei Epochen der 600jährigen Geschichte der Harzburg als kaiserliche Residenz, als Reichsfeste und als Dynastenburg werden übersichtlich dargestellt und durch Lagepläne und Abbildungen — auch der letzten Ausgrabungsergebnisse — erläutert. Über den Kreis der an der Heimatgeschichte interessierten Einwohner des Harzburger Raumes und der Gäste der Stadt hinaus, gibt ein umfangreiches Literaturverzeichnis Gelegenheit, sich über weitere Einzelheiten der wechselvollen Geschichte der größten und bedeutendsten Burganlage am Nordharz zu unterrichten. g. b.

Dieter Stellmacher: Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Germanistische Linguistik 31. Tübingen: M. Niemeyer 1981. VIII und 158 S. — Brosch.

Diese Abhandlung soll kein umfassendes Handbuch des Niederdeutschen sein. Gleichwohl muß sie von jedem, der sich mit dem Niederdeutschen beschäftigt, beachtet werden. Sie bietet zum einen einen Abriß der Geschichte der Erforschung der niederdeutschen Sprache und Literatur, verbunden mit einem kurzen Überblick über einzelne Methoden. Die Leitlinien der Entwicklung sind gut herausgehoben, auch wenn in solch einem Abriß natürlich Beschränkung geboten ist und manches einer noch zu verfassenden „Geschichte der niederdeutschen Philologie“ vorbehalten bleiben muß (hier dürfte dann nicht nur der Braunschweiger in der Reihe der Universitäten auch Helmstedt erwarten).

Der größere Teil der Abhandlung ist der Darstellung und Klärung einiger zentraler Fra-

gen der niederdeutschen Sprachwissenschaft gewidmet. Es werden hier auch Probleme aufgegriffen, die lange vernachlässigt gewesen und erst im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte etwas in den Blickpunkt gerückt worden sind. Stellung, Struktur und Funktion des Niederdeutschen werden behandelt, wobei neben der historischen Zeit dankenswerterweise gerade der Gegenwart ein breiter Raum gewährt wird (so z. B. der Exkurs über die niederdeutschen Nachrichten von Radio Bremen). Allerdings wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser in gleicher Weise wie die übrigen Dialektgebiete auch das Niederdeutsch östlich der Oder einbezogen hätte, selbst wenn heute nur noch niederdeutsche Relikte bei der ältesten Generation der dort verbliebenen Deutschen anzutreffen sind (so vermißt man auch in der Forschungsgeschichte einen Abschnitt über die Universität Königsberg).

Da der Verfasser in einzelnen Abschnitten hinreichend ausführlich theoretische Darlegungen über „Sprache“ und „Sprachform“ vorausschickt, ist es auch dem Nicht-Philologen möglich, diese z. T. schwierigeren Abschnitte zu verstehen. Allerdings dürfte dieser Nicht-Philologe, dem der Verfasser selbst „etwas Geduld“ abverlangt, zuweilen doch nicht ohne Zuhilfenahme eines Lexikons sprachwissenschaftlicher Fachausdrücke auskommen können, falls er nur mit älteren Arbeiten der niederdeutschen Philologie vertraut ist. Abhalten lassen sollte er sich jedoch dadurch von der Lektüre keineswegs, wenn er an Sprachbetrachtungen überhaupt und besonders am Niederdeutschen interessiert ist. R. St.

Gerhard Bothe: Die Flurnamen des alten Amtes Harzburg. Teil II. Namen aus dem bei der Auflösung des Communionharzes im Jahre 1788 abgetretenen Südtel des Amtes. Beiträge zur Geschichte des Amtes Harzburg. H. 10. Bad Harzburg: Harzburger Altertums- und Geschichtsverein 1981. 6 + 74 S. m. 1 Karte. — Geheftet.

Der Verfasser ist kein Neuling in der Flurnamenforschung, bewies er doch schon 1979 mit der Veröffentlichung einer kleinen „Geschichte der Feldmark des Dorfes Hondelage in ihren Flurnamen“ (= Heft 1 der von der Stadt Braunschweig herausgegebenen Reihe „Grüne Hefte für Denkmalpflege und Geschichte“), daß er es versteht, den Flurnamenbestand in allen nur möglichen archivalischen Quellen mit vorbildlicher Gründlichkeit aufzuspüren und topographisch, siedlungsgeschichtlich und volkswissenschaftlich sorgfältig aufzuarbeiten. Im Besitz der methodischen Erfahrungen aus jener früheren Flurnamenarbeit war G. Bothe bestens gerüstet für die Sammlung, Deutung und erklärende Veröffentlichung der bisher noch nie im Zusammenhang untersuchten Flurnamen im Südtel des alten Amtes Harzburg, der 1788 dem Königreich Hannover zugeschlagen und später preußisch geworden war. Bothe war für diese Aufgabe um so besser vorbereitet, als er, ein gebürtiger Harzburger, von Jugend auf mit den Geländeformen, der Bodenbeschaffenheit, der Vegetation und den Verkehrsverhältnissen des zu untersuchenden Gebietes wohl vertraut war. So konnte er sich bei neuerlichen Begehungen des Geländes ein klares Bild von der Beschaffenheit einer mit einem besonderen Namen belegten Örtlichkeit verschaffen, als es allein aus alten Akten und Karten der Archive möglich gewesen wäre. Zwar mußten auch so zwangsläufig einige Fragen offen bleiben, weil manche rätselhaft erscheinende Namen, nur in einer einzigen Quelle und auch da nur einmal überliefert, vielleicht schriftlich verderbt wiedergegeben waren, sei es nun auf Grund eines Hörfehlers des Schreibers, sei es infolge eines Verschreibens. Sehen wir aber von solchen zweifelhaften Fällen ab, so bleibt in dem 310 Nummern umfassenden eigentlichen Namenverzeichnis auf den Seiten 18–74, denen eine

Einleitung, eine zusammenfassende Beschreibung des Untersuchungsgebietes und ein umfangreiches Verzeichnis der benützten Quellen und Literatur vorausgeht, eine reiche Fülle eindeutiger, ausreichend bezeugter, örtlich gut festlegbarer und einleuchtend erklärter Namen übrig, die unser Wissen von der Landschaft und früheren Nutzung des Oberharzes bedeutend vermehren.

Nach diesem wohl gelungenen Wurf bleibt es nur zu wünschen, daß uns recht bald auch die Namenwelt der übrigen Teile des Altkreises Zellerfeld durch eine gleichwertige Veröffentlichung erschlossen werden möge, damit Namenforscher, Siedlungshistoriker, Wirtschaftsgeographen und Volkskundler ein umfassenderes Bild von den früheren Zuständen des ganzen Oberharzes und seinem Namenschatz gewinnen und für ihre Arbeiten nutzen können. Werner Flechsig

Siegfried Schreuer: *Salzgitters Zeugen aus mittelalterlicher Zeit. Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Salzgitter. H. 2. Salzgitter 1982. Als Manuskript vervielfältigt. 84 S. m. zahlreichen Schwarzweißabb. – Brosch.*

Das Stadtgebiet von Salzgitter weist eine Vielzahl beachtlicher profaner und kirchlicher Denkmäler gerade aus mittelalterlicher Zeit auf. Diese sind in zahlreichen Einzeldarstellungen unter verschiedenen Aspekten gewürdigt worden, nirgends aber in ihrer Gesamtheit ausführlicher behandelt. Diesem Mangel hilft Verfasser mit der vorliegenden Arbeit ab, die umfassend die erreichbaren Quellen auswertet, so auch die neuesten Publikationen, wie die Arbeit von Billig über das Stift Steterburg. Die Zeugen der Vergangenheit sind jeweils mit ihrer frühesten Erwähnung, mit ihren Besonderheiten und in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart erläutert. M. Wiswe

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1–4 des 68. Jahrgangs 1982

Der Privathaushalt einer Gandersheimer Fürstäbtissin im Jahre 1711

Von Kurt Kronenberg 1

Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen, ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung. Dialektgeographische Untersuchungen. Von Werner Flechsig	5
Der Bau einer horizontal angetriebenen Windmühle am Augusttor in Braunschweig Von Joachim Dette	15
Der Anbau vor dem Braunschweiger Tor in Königslutter und seine Förderung durch die Regierung Herzog Karls I. von Braunschweig-Wolfenbüttel in den Jahren 1750–1763 Von Heinz Röhr	20
Die Ausmalung der Kirche St. Petri in Braunschweig-Ölper im Jahre 1981 Von Norbert Koch	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1981 Von Mechthild Wiswe	29
Naturschutz-Aktivitäten des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1981 Von Dietmar Brandes	30
Geburt und Taufe im Volksleben der Vergangenheit Zu einer Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum Von Mechthild Wiswe	33
Rund um den Ölper Turm. Eine Nachlese zur Ölper-Chronik Von Hans Lindemann	51
Der Braunschweiger Hauptschulgarten Von Martin Rohé	63
Der Teufel in der ostfälischen Volkssprache Von Werner Flechsig	72, 107
Spottgedicht auf einen Mühlenbesitzer in Erkerode/Elm	77
Die Kultivierung der Lutterheide bei Königslutter am Elm Von Heinz Röhr	78
Vorschlag für einen stadtoökologischen Wanderpfad durch Braunschweig Von Dietmar Brandes	80
Dorfentwicklung und Flurneuordnung im Braunschweigischen Von Harald Schraepfer	84
Sinn und Entstehung des Dreierherrensteins bei Groß Gleidingen Von Heinrich Heike-Cramm	88
Die Glockenkuhle bei Velpke Von Mechthild Wiswe	91
Leibniz' Eintritt in den braunschweigischen Staatsdienst und seine Wolfenbütteler Wohnung Von Günter Scheel	97
Wilhelm Osterloh zum Gedenken Von Heinz Eichhorn	123
Neues heimatliches Schrifttum	31, 91, 126